This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stanford University Libraries
3 6105 025 673 414

EX LIBRIS:
ALFRED H. FRIED.

Exchange
Account

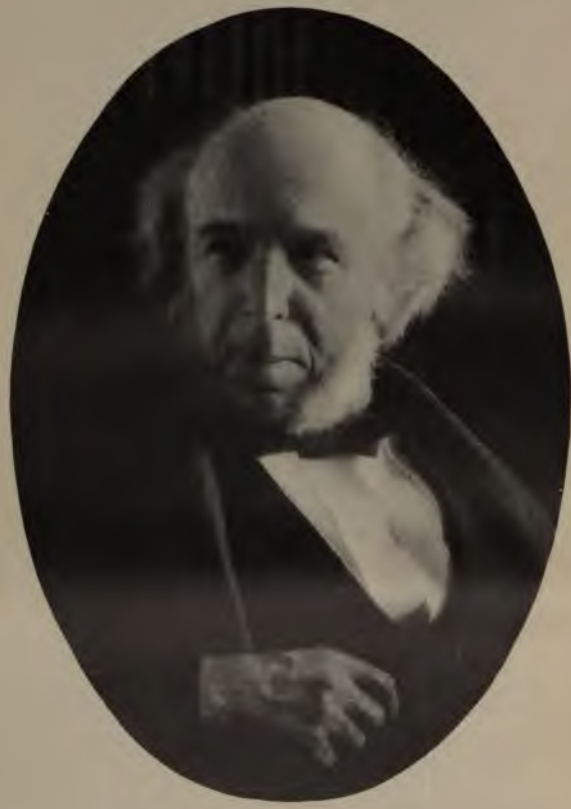
Memoirenbibliothek

II. Serie Band 8

Herbert Spencer

Eine Autobiographie

II



Herbert Spencer

Im Alter von 78 Jahren

Herbert Spencer

Eine Autobiographie

Autorisierte deutsche Ausgabe

von

Dr. Ludwig und Helene Stein

II

STANFORD LIBRARY

Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1905.

692945

Alle Rechte vorbehalten.

192
S7452F
v.2

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

Mehr noch als im ersten Bande sehen wir uns bei der Uebertragung des zweiten genötigt, erhebliche Kürzungen und herzhafte Streichungen im Interesse des Werkes vorzunehmen. Störende Wiederholungen und Weitschweifigkeiten wurden von der Kritik der Spencerschen Autobiographie mit einmütigem Tadel hervorgehoben. Einer der besten Kenner und Darsteller Spencers, der Verfasser der Monographie in Frommanns „Klassiker der Philosophie" (Bd. V), Otto Gaupp, äußerte sich in den „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 11. Februar 1905 wie folgt: „Spencer hat das Buch als Neurastheniker geschrieben. Das enorme Interesse, mit dem der Neurastheniker sich selbst und seine Zustände beobachtet, ist notorisch . . . Ein Uebersetzer wird jedenfalls gut daran tun, die Schere unbarmherzig zu gebrauchen."

Nicht Mangel an Pietät, sondern das Vollgefühl der Verehrung für die unvergänglichen Leistungen des englischen Denkers hat uns veranlaßt, allzu breit Ausgesponnenes knapper zusammenzufassen, Gleichgültiges und Entbehrliches auszuscheiden, insbesondere ermüdende Wiederholungen entweder ganz fortzulassen oder nur andeutend wiederzugeben. Eine sklavisch treue Uebersetzung des gesamten Textes hätte dem Andenken Spencers und der Ver-

breitung seiner Lehre unter den Lesern deutscher Zunge keinen guten Dienst erwiesen. Wir haben uns bemüht, alles sachlich Wertvolle unverkürzt beizubehalten, zumal wir in der „Autobiographie" einen fortlaufenden Kommentar zu Spencers philosophischen Werken erblicken. Aus dem Anhang, der meist Abdrücke früher erschienener Arbeiten und Illustrationen zu seinen technischen Erfindungen bringt, haben wir nur den Brief an Lewes, der noch nicht bekannt ist, wiedergegeben.

Bern, im September 1905.

Ludwig und Helene Stein.

Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes.

Seite

Achter Teil.

34. Kapitel: Ich plane ein System.

Rückkehr nach der Hauptstadt. Besuch bei Huxley mit Buckle. — Naturwissenschaftliche und politische Abhandlungen. — Rohentwurf zu meinem philosophischen System. — Mein Essay über „Körperliche Erziehung" wird vom Verleger abgelehnt. — Die neuere Astronomie und die Nebularhypothese. — Brief an John Stuart Mill 1

35. Kapitel: Pläne zur Ausführung meines Systems.

Darwins und Wallaces „Natürliche Zuchtwahl". — Ich schicke Darwin meinen Essayband. — „Gesetze der organischen Form". „Moral des Handels". „Welches Wissen ist am wertvollsten?" — Besuch in Gloucestershire und Derby. — „Allogische Geologie". — Schottland 20

36. Kapitel: Ein definitiver Entwurf.

Abhandlung über den „Sozialen Organismus". — „Die Ethik des Gefängnisses". — Darwins „Entstehung der Arten". — Ich muß Subskriptionsblätter verschicken. — Youmans sorgt für Unterschriften aus Amerika. — „Parlamentsreform; ihre Gefahren und ihr Schutz" für die Westminster Review 31

Seite

Neunter Teil.

37. Kapitel: Ich arbeite an meinen „Grundlagen der Philosophie".

Ich gebe meine journalistische Tätigkeit auf. — Ich überarbeite mich. — Bedeutung des Vermächtnisses meines Onkels William. — Freundschaftliche Beziehungen zu Busk und Lubbock. — Aufnahme der „Grundlagen" seitens der Kritik 39

38. Kapitel: Herbstferien.

Die Londoner Weltausstellung. — Mit Youmans in Schottland. — Kurzer Aufenthalt in Paris . . . 47

39. Kapitel: Ein Band meiner „Biologie".

Ich beginne mit den „Prinzipien der Biologie". — Mills Utilitarianismus. — Familie Huth. — Thackeray. — Abkommen mit einem amerikanischen Verleger. — Eine zweite Essaysammlung. — Meine Formel vom Ueberleben des Tauglichsten. — Erscheinen des I. Bandes „Prinzipien der Biologie" . . 50

40. Kapitel: Abschweifung.

„Klassifikation der Wissenschaften". — Meine Gründe gegen die Comtesche Philosophie 62

41. Kapitel: Mein zweiter Band „Biologie".

Illustrationen nach Natur zur „Biologie". — Gründung des X-Klub. — Der „Reader". — Mitarbeiterschaft. — Kontroverse mit John St. Mill. — Meine einzige Stimmabgabe. — Ernest Renan stellt mir die französische Uebersetzung der „Grundlagen" in Aussicht. — Versuche zur Pflanzenphysiologie. — Herausgabe des II. Bandes meiner „Biologie" 69

Seite

42. Kapitel: Unliebsame Unterbrechung.

Ich muß meine monatlichen Lieferungen einstellen. — Korrespondenz mit Mill. — Wiederaufnahme meiner Arbeit 83

43. Kapitel: Traurige Ereignisse.

Mein Vater stirbt. — Ich erhalte ein Ehrengeschenk aus Amerika. — Die British Association tagt in Nottingham. — Ich werde als Professor für das University College vorgeschlagen. — Konstruierung eines Krankenbettes. — Tod meiner Mutter 89

Zehnter Teil.

44. Kapitel: Ich nehme meine „Grundlagen" wieder auf.

Die wesentlichen Bedingungen der Evolution. — Diskussion mit Mill und Grote. — Mein russischer Uebersetzer wird verklagt. — Ich entschließe mich zu dem Gesamttitel „Synthetische Philosophie". — Ich lege ein Tagebuch an. — Darstellung der Entwickelung meiner Evolutionstheorie 96

45. Kapitel: Eine Unvorsichtigkeit und ihre Folgen.

Zusammenstellung des Tatsachenmaterials zur Soziologie durch meinen Sekretär. — Mein Zustand nötigt mich, Morphium zu nehmen — physiologische Wirkungen. — Ich werde Mitglied des Athenaeum Clubs 105

46. Kapitel: Meine Reise nach Italien.

Neapel. Gefahrvolle Besteigung des Vesuv. — Pompeji. — Rom. — Die alten Meister. Florenz. — Rückkehr 108

Seite

47. Kapitel: Außenarbeiten der „Psychologie".

Erklärung der schriftstellerischen Eigenart. — Verkehr mit Leweses. — Oxford und das Londoner University College. — Der Sport als Heilmittel. — Abhandlung über Tieranbetung in der Fortnigthly Review — Die British Association unter Huxleys Präsidium. — Erscheinen des I. Bandes „Psychologie" . . . 118

48. Kapitel: Abschluß der „Psychologie".

Aufenthalt bei Huxleys. — Französische Uebersetzung meiner „Grundlagen". — Youmans Projekt bezüglich der „internationalen wissenschaftlichen Serien". „Spezialisierte Administration". — Replik gegen Huxleys Einwand. — Ich soll zum Rektor der St. Andrews-Universität gewählt werden; allgemeines über Titelwesen. — Dr. Vetter übernimmt die Uebersetzung meiner „Grundlagen". — Brief an Darwin. — Vollendung des II. Bandes „Psychologie" 128

49. Kapitel: Ein eingeschobenes Buch.

Meine „Einleitung in das Studium der Soziologie"; ihr Erscheinen in Serien. — Youmans Popular Science Monthly. — „Martineau über Evolution". — Mills Tod. — Erscheinen der „Einführung" in der Contemporary Review 141

50. Kapitel: Kleinere Vorfälle.

Antworten auf Kritiken 151

51. Kapitel: Die „Descriptive Soziologie".

Zweck der vorangegangenen Arbeit. — Ich zweifle am Zustandekommen der „Deskriptiven Soziologie". — Kosten für Druck und Hilfsarbeit. — Vorschlag zur Hilfe; ich lehne ab 154

Seite

Elfter Teil.

52. Kapitel: Ein Rückblick 160

53. Kapitel: Der I. Band der „Soziologie".

Zusammenstellung und Verwertung des Tatsachenmaterials. — Meine Werke werden ins Italienische übersetzt. — Ich werde Komiteemitglied am Athenaeum Club. — Die British Association unter Tyndalls Präsidium. — Ich beginne die Autobiographie. — „Häusliche Einrichtungen". — Ich lerne bei Gladstone Schliemann kennen. — Wagner. — Herausgabe des I. Bandes der „Soziologie" 162

54. Kapitel: Eine Reihe von Abhandlungen.

„Die Herrschaft des Zeremoniells" erscheint in der Contemporary Review. — Publikation in Amerika und auf dem Kontinent. — Replik auf Goldwins Rezension. — Kürzung des I. Bandes der „Soziologie". — Zehn Tage in Paris 176

55. Kapitel: „Die Tatsachen der Ethik".

Sichtung der Aufzeichnungen. — Arbeitsmethode. — Tod meines Freundes G. H. Lewes. — An der Riviera. — Vollendung der „Tatsachen der Ethik" 183

56. Kapitel: Die Herrschaft des Zeremoniells.

Buchausgabe. — Der Militarismus als Feind des Industrialismus 190

Zwölfter Teil.

57. Kapitel: Nilreise.

Kairo. Heluan. — Umkehr am ersten Katarakt. — Venedig. — Mailand. — Paris; Abkommen mit Baillière bezüglich der „Erziehung" 194

Seite

58. Kapitel: Vollendung der „Descriptiven Soziologie".

Publikationsschwierigkeiten. — Hegelers Anerbieten. — Ungünstige Bedingungen für die Aufnahme meines Werkes. — Enorme Verluste 206

59. Kapitel: „Politische Einrichtungen".

Erscheinen in Zeitschriften. — Buchausgabe der „Einführung in das Studium der Soziologie". — George Eliots Tod. — Entwicklungsgang meiner politischen Anschauungen 210

60. Kapitel: Ein folgenschwerer Mißgriff.

Reise nach Holland. Anregung zu einer „Anti-Angriffsliga". — Ueberanstrengung. — Betrachtungen . . . 228

61. Kapitel: Kommende Ereignisse.

Vorbereitungen zur Amerikareise 236

62. Kapitel: Meine Amerikareise.

New York. — Niagarafälle. — Pittsburg. — Washington. — Baltimore. — Philadelphia. — Zurück nach New York. — Boston. — Bankett in New York. — Rückreise 239

63. Kapitel: Schluß 258

Dreizehnter Teil.

64. Kapitel: Betrachtungen.

Psychologische Wechselwirkungen. — Uebertragung körperlicher und geistiger Eigenheiten. — Was meine Laufbahn bestimmte. — Die Haupttriebfedern bei der Arbeit. — Allerhand Anfechtungen. — Wie ich zu meiner Weltanschauung gelangte. — Kulturfortschritt. — Das Unerkennbare. — Anerkennung der Religionen 262

Anhang: Brief an Lewes 310

Achter Teil.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Ich plane ein System.

1857—58.

Die Wohnung, die ich bei meiner Rückkunft nach London bezog, entsprach durchaus meinen Wünschen. Das an der Loudoun Road 13, hinter dem St. Johns Wood, gelegene Malvern House hatte, abgesehen von dem mir sehr willkommenen gesellschaftlichen Umgang und seiner gesunden Lage, den weiteren Vorzug, daß es kaum zwei Minuten von Huxleys Wohnung, Waverley Place Nr. 1, entfernt lag. Es war zwischen uns eine feste Verabredung, daß wir die Sonntagnachmittage gemeinsam verbrachten. Meistens galt es einen Spaziergang von einigen Meilen in die Umgebung, die Finchley Road entlang oder nach Hampstead hinauf. Es war dies für uns ein Jahr anregender Unterhaltung und nützlicher Erörterungen. Ich erinnere mich, einmal anläßlich einer Unterredung über die bestehende Gesellschaftsordnung und das Leben der Menschen etwas pessimistisch bemerkt zu haben (mochte ich auch meiner sonstigen Lebensanschauung damit Abbruch tun): — „Was will man schließlich vom Leben mehr erwarten, als seine Spur zu hinterlassen und zu sterben!" Worauf Huxley mit größerer Selbstverleugnung erwiderte: — „Wenn man auch keine Spur hinterläßt: man schiebt sein Teil vorwärts — das genügt!"

Ich werde durch den Gedanken an jene Spaziergänge und Gespräche an eine Begebenheit erinnert, die mit ihnen in Zusammenhang steht. Kurz nachdem ich mich an der Lou-

doun Road eingerichtet hatte, besuchte mich Buckle. Es war an einem Sonntagnachmittag. Wir waren in der Unterhaltung noch nicht sehr weit vorgeschritten, als ich ihm andeutete, es sei die Stunde, um die wir sonst auszugehen pflegten. Als ich ihm erklärt hatte, wer Huxley sei (denn damals war er noch nicht so bekannt), entschloß sich Buckle, mitzugehen, um Huxley vorgestellt zu werden. Er begleitete uns alsdann noch ein Stück Wegs durch die Finchley Road, kehrte indes bald um, mit dem Bemerken, er habe eine Verabredung. Wir sahen ihm nach, wie er dahinging, und Huxley, dem sein schwankender, unentschlossener Gang auffiel, bemerkte: „Aha, ich sehe schon, welche Art Mensch er ist — er ist „top-heavy".* Ich hatte Buckles „History of Civilisation in England" nur flüchtig durchgesehen, aber ich nehme an, daß der Vergleich nicht unzutreffend war. Buckle hatte mehr Material herangezogen, als er zu verarbeiten vermochte, und er erlag der Fülle des Stoffes.

Den November über war ich hauptsächlich mit der Durchsicht meines Essaybandes für den Druck beschäftigt. Dieser umfaßte einen naturwissenschaftlichen, einen politischen und einen spekulativen Teil. In den letzten Tagen des Novembers und Anfang Dezember aber arbeitete ich schon an einer Abhandlung für eine Zeitschrift. Ein Brief vom 28. November an meinen Vater enthält folgende Stelle:

> Ich bin dabei, einen kurzen Artikel über die gegenwärtige Bankkrise zu schreiben — wahrscheinlich unter dem Titel: „Die Pfuschereien in staatlichen Bankgeschäften" — worin ich die Fehler staatlicher Eingriffe und die Vorzüge eines staatlich uneingeschränkten Bankwesens zu zeigen beabsichtige. Der Artikel ist für die nächste Nummer der Westminster bestimmt.

Jener Essay, der unter dem Titel „Staatliche Mißgriffe im Geld- und Bankwesen" erschien, kehrte nochmals meine

---

* „top-heavy" bedeutet soviel wie: der Körperumfang steht in keinem Verhältnis zum Kopf.

Abneigung gegen das Uebermaß staatlicher Gesetzgebung hervor. Er ist auch in anderer Richtung bemerkenswert, indem er nämlich von meinem beharrlichen Glauben an eine natürliche Selbstregelung der gesellschaftlichen Funktionen Zeugnis ablegt.

Einer Abhandlung dieser Art, sollte man meinen, müßte jede biologische Doktrin fernstehen, und doch tauchte hier eine solche auf. Ein von mir angeführter Grund gegen die Politik, die die Unwissenden vor den Gefahren unüberlegter Bankgeschäfte warnt, war der, daß eine solche Politik einen Verstoß gegen den natürlichen Verlauf der Dinge bedeutet, wonach dem Einsichtigen Vorteil zukommt, den Einfältigen dagegen Mißgeschick trifft. „Das Endergebnis der Vorsichtsmaßregeln zum Schutze gegen Torheit ist, die Welt mit Toren anzufüllen," war der hier dargelegte Gedanke. Es erinnert diese Behauptung an eine frühere, nach welcher das Ueberleben der Tauglichsten eine Wohltat für die Gesellschaft bedeutet. Daraus ist ersichtlich, daß ich in der Behandlung eines jeden Themas, es mochte der Philosophie so fern liegen wie es wollte, Veranlassung fand, auf ein Grundprinzip der natürlichen Ordnung zurückzugreifen.

Ich komme nun zu einem Ereignis von großer Bedeutung, zumal es eine Reihe von Folgen mit sich brachte und für meine spätere Laufbahn von bestimmendem Einfluß war. Ich habe anläßlich meiner früheren Essays und Werke jeweilen erwähnt, in welchem Zusammenhang diese zu meiner allgemeinen Weltanschauung stehen, die ich erst später ausbaute. Deutlich geht meine Anschauungs- und Denkweise aus dem Entwicklungsgange hervor, wie er sich in der Reihenfolge meiner Schriften offenbart.

Von meiner Knabenzeit an, wo ich mich gegen die Annahme des in Dr. Arnotts Physik interpretierten Begriffs der „vis inertiae" sträubte, weil seine Formel meinem bereits gefestigten Glauben an eine natürliche gesetzmäßige Kausalität durchaus widersprach, — bis zur endgültigen Ausarbeitung der Entwicklungshypothese, die sowohl die körperlichen als auch die geistigen Vorgänge erklären sollte, war der Evolutionsgedanke die Triebfeder aller meiner Werke geworden.

Ich erkannte die gemeinsamen Erscheinungen alles Fortschritts.* Es bedurfte bloß der vergleichenden Beobachtung, um festzustellen, daß dieses Gesetz, sowohl in der unorganischen, als auch in der organischen und superorganischen Welt Geltung habe. Aus dieser Einsicht nun ging der Entwurf eines Essays hervor, der bezweckte, die gemeinsamen Merkmale des Fortschritts festzuhalten, besonders aber die wachsende Heterogeneität der Erscheinungen bei zunehmender Entwicklung. Diese Erkenntnis erfüllte mich damals in so hohem Maße, daß mir der Einblick in die zunehmende Integration und Bestimmtheit damals versagt blieb. Es folgte ein weiterer bedeutsamer Schritt. Nachdem ich die zunehmende Heterogeneität durchgehends bestätigt fand, erwuchs in mir die Frage: Warum hat diese Formel generelle Bedeutung? So vollzog sich der Uebergang von der induktiven zur deduktiven Denkweise und zwar in der Formel: Die beständige Umwandlung folgt aus der Multiplizierung der Wirkungen. Einen weiteren Schritt zur deduktiven Ableitung bildete die Erkenntnis, daß Homogeneität ein unbeständiges Stadium sei. Ich will hier nur andeuten, daß sich somit der Uebergang vom empirischen zum rationalistischen Erkennen vollzog. Eben damit aber wurde die Theorie eine physikalische. Es war nunmehr die Frage von Ursache und Wirkung — auf ihre einfachen Formen reduziert — eine Frage der molekularen Kräfte und Energien: eine Frage der immerwährenden Zerstreuung von Materie und Bewegung, unter ihrem allgemeinsten Gesichtspunkt betrachtet. Es erhellt daraus, daß ich bei einer nahezu in sich geschlossenen Weltanschauung angelangt war.

Wenn ich meine gedankliche Entwicklung in ihren verschiedenen Phasen überblicke, muß ich mir sagen, daß der Stufengang, der zu der endgültigen Fassung des Entwicklungsbegriffs geführt hat, selbst ein Evolutionsprozeß war. Es war zuerst der unreflektierte Glaube an die Entwicklung der Lebewesen unter ahnungsvollem Einschluß der sozialen Entwicklung. Die Weiterführung der von Baerschen Formel,

* vgl. die Selbstkritiken der Werke im I. Bd.

nach welcher die Fortentwicklung eines jeden Organismus von einer Gruppe von Erscheinungen zu einer anderen in der Weise vor sich geht, daß schließlich alle zusammen als Teile eines zusammengehörigen Ganzen zu begreifen sind, stellte den Integrationsprozeß dar. Gleichzeitig mit der wachsenden Integration ging eine zunehmende Heterogeneität vor sich, indem die verschiedenen Erscheinungsformen der unorganischen und superorganischen Welt in dieselbe Kategorie mit den organischen Erscheinungen eingereiht wurden. Sodann wurde von der unbestimmten Fortschrittsidee zum bestimmten Entwicklungsbegriff übergegangen, nachdem das Wesen der Veränderung als eine physikalisch bestimmte Umwandlung gekennzeichnet wurde, die ihrerseits den letzten Energiegesetzen entsprach. Ich selbst wurde mir erst eben bei der Aufstellung der aufeinanderfolgenden Stufen des Umstands bewußt, wie naturgemäß ein jedes Stadium den Weg zum nächstfolgenden ebnete, und wie jeder neue Schluß eine geistige Förderung weiterer in derselben Richtung liegender Schlüsse bedeutete. Der Uebergang zu jenem zusammenhängenden Bündel von Ueberzeugungen erscheint uns nun als nahezu unausbleibliche Folge.

Wodurch wurde indessen die Vereinheitlichung herbeigeführt? Mein Gedächtnis liefert mir keinerlei Anhaltspunkte. Und doch liegt hier, wenn ich die Umstände ins Auge fasse, die Antwort nahe.

Wie ich schon erwähnte, hatte ich kurz zuvor eine Anzahl Abhandlungen zusammengestellt, gesichtet und dann veröffentlicht. Bei dieser Gelegenheit sah ich mich veranlaßt, die Sammlung zweimal durchzunehmen: einmal bevor ich sie in Druck gab und sodann in der Korrektur. Bis dahin waren die in den verschiedenen Abhandlungen niedergelegten evolutionistischen Ideen nur vereinzelt aufgetaucht; nunmehr wurden sie nach zweimaliger Durchsicht ihrer Zusammengehörigkeit nach geordnet. Somit wirkte dieser Umstand fördernd auf die Enthüllung von verwandten Beziehungen, die bis dahin unbeachtet geblieben waren und in diesem Zusammenhang zur Festigung meiner Weltanschauung beitrugen.

Hand in Hand mit dieser speziellen Veranlassung ging sehr wahrscheinlich ein allgemeinerer Bestimmungsgrund. Es war die Zeit, wo gewisse allumfassende wissenschaftliche Fragen aufgeworfen wurden. Einige Jahre zuvor war Sir William Groves Werk über „Die Wechselbeziehungen der physikalischen Kräfte" erschienen, und in der wissenschaftlichen Welt fand die allgemeine Theorie von der „Erhaltung der Kraft", wie man es damals nannte, große Verbreitung. In meinen drei Jahre zuvor veröffentlichten „Prinzipien der Psychologie", wo ich (in dem im Vorwort angedeuteten Teile, den ich jedoch erst in der 2. Auflage beifügte) versuchte, mentale Erscheinungen als Auslösungen in der Richtung des geringsten Widerstandes zu erklären, äußerte sich schon mein Bestreben, den Schlüssel zu komplexen Erscheinungen in den letzten physikalischen Gesetzen zu suchen. Bei meiner Fähigkeit, die Dinge wie eben ausgeführt, zu betrachten, lag die Annahme nahe, daß die verschiedenen Arten von Kraft nur Aeußerungsformen ein und derselben Kraft seien, und daß diese e i n e Kraft weder vermehrt noch verringert, sondern nur umgewandelt werden kann. Es steht also fest, daß die oben angeführten allgemeinen Begriffe, zumal sie vereinheitlicht auf die letzten physikalischen Gesetze zurückgeführt wurden, meiner Denkweise entsprachen. Ich stieß daher auf die Beobachtung, daß die Unbeständigkeit des Homogenen und die Multiplizierung der Wirkungen abgeleitete Gesetze sein müssen, und ferner, daß die Gesetze, von denen sie abgeleitet sind, eben diese Kraftgesetze seien, die sich durchgehends bei sämtlichen Formen des Daseins nachweisen lassen. Ein weiterer Gedanke machte sich sodann geltend, nämlich, daß die konkreten Wissenschaften überhaupt verschiedene Gruppen von Tatsachen aufweisen, die sich jenen nächstliegenden und letzten Universalgesetzen unterordnen. Offenbar bilden die astronomischen, geologischen, biologischen, psychologischen und soziologischen Erscheinungsformen ein zusammenhängendes Aggregat von Phänomenen, dergestalt, daß die aufeinanderfolgenden Teile in unmerklich kleinen Abstufungen aus einander hervorgegangen sind, sodaß ihre Einteilung mehr konventioneller Art ist. Offenbar liegt ihr Einheitspunkt

in ihrem gemeinsamen Gesetz der Umformung und der Ursachen dieser Transformation. Sie müssen deshalb in ein zusammenhängendes Theorienbündel gefaßt werden, das durch die Verwandtschaft der grundlegenden Beziehungen zusammengehalten wird.

Ich kann natürlich nicht behaupten, daß solche Gedanken wirklich damals in mir aufstiegen; daß sie jedoch in ähnlicher Aufeinanderfolge auftauchten, beweist ein Plan, den ich damals entwarf. Ich muß zu dieser Zeit schon gefühlt haben, daß ich einen bedeutsamen Schritt vorwärts getan hatte. Denn dieser rohe Entwurf, der wie folgt skizziert ist, trägt ein Datum.

6. Januar 1858.

Bd. I.

I. Teil. Das Unerkennbare.

1. Kapitel. Die Wahrheit liegt in der Regel in der Koordination entgegengesetzter Ansichten.
2. — Mängel der theologischen Hypothesen.
3. — Grenzen und Unzulänglichkeiten der Wissenschaften.
4. — Die Versöhnung zwischen Theologie und Naturwissenschaft liegt in der Anerkennung einer allgegenwärtigen Urkraft.

II. Teil. Die Gesetze des Unerkennbaren.

1. Kapitel. Wenn auch die allgegenwärtige Kraft unerkennbar ist, so zeigt die Erfahrung doch, daß ihre Gesetze einheitlich und bestimmbar sind (s. das Gesetz des Fortschritts).
2. — Erstes Gesetz: Unbeständigkeit des Gleichartigen.
3. — Zweites Gesetz: Jede Kraft folgt der Linie des geringsten Widerstandes.

4. — Drittes Gesetz: Jede Ursache zieht mehr als eine Wirkung nach sich.
5. — Viertes Gesetz: Die Wechselwirkung der Kräfte.
6. — Fünftes Gesetz: Die Erhaltung der Kraft (ihre Unzerstörbarkeit).
7. — Sechstes Gesetz: Das Gleichgewicht der Kräfte (Tendenz zu einem endgültigen Gleichgewicht).
8. — Diesen Gesetzen, welche die Gesetzmäßigkeit jeder Art von Kraft darstellen, ordnen sich alle wie immer gearteten Erscheinungen unter.

III. Teil. Astronomische Entwicklung.

1. Kapitel. Die Nebularhypothese.
2. — Die Nebularhypothese auf das Universum angewandt.
3. — Die Erhaltung des Gleichgewichts von Licht und Wärme sowohl als auch der mechanischen Kraft.

IV. Teil. Geologische Entwicklung.

Physikalische } Erdgeschichte.
Chemische }

Bd. II. Die Prinzipien der Biologie.

I. Teil: Das Leben im allgemeinen.

II. Teil: Entwicklung des Lebens. (Die Entwicklungshypothese.)

III. Teil: Entwicklung der Einzelorganismen.

IV. Teil: Morphologie. (Gesetz der organischen Symmetrie.)

V. Teil: Gesetz der Vermehrung. (Bevölkerungstheorie.)

Bd. III. Die Prinzipien der Psychologie (objektive).

I. Teil: Geistige Kräfte. — Der noch unausgearbeitete Teil, in welchem ausgeführt werden soll, daß die Intelligenz sich den Gesetzen der Kraft gemäß entfaltet und insbesondere das Gesetz, nach welchem die Kraft der Richtung des geringsten Widerstandes folgt.

II. Teil: Allgemeine Synthese (wie ausgearbeitet).

III. Teil: Spezielle Synthese (wie ausgearbeitet).

Bd. IV. Die Prinzipien der Psychologie (subjektive).

IV. Teil: Spezielle Analyse (wie ausgearbeitet).

V. Teil: Allgemeine Analyse (wie ausgearbeitet).

Bd. V. Die Prinzipien der Soziologie.

(Der Band soll verschiedene Teile umfassen, in welchen dargelegt wird, wie Wachstum, Struktur und Tätigkeit der Gesellschaften durch die festgelegten Gesetze der Kraft bestimmt werden, ferner wie die allgemeine Kraft Empfindung oder Trieb ist, eine wirkende Kraft, die sich in ihr Aequivalent, nämlich in Muskelkontraktion oder Arbeit umsetzt — wie sie der Linie des geringsten Widerstandes folgt — wie alle Erscheinungen der Produktion und des Austauschs dieser dem geringsten Widerstande folgenden Kraft entspringen — wie alle Differenzierungen diesem und den anderen Gesetzen der Kraft gemäß vor sich gehen — wie der soziale Fortschritt eine Annäherung an

einen Zustand stabilen Gleichgewichts konform dem Gleichgewicht der Kräfte bedeutet — und wie schließlich dieser Gleichgewichtszustand in den vollkommenen oder moralischen Zustand der Gesellschaft ausmündet.)

Bd. VI. Die Prinzipien des richtigen Handelns (persönliche).

(Hier soll das endgültige Stadium der Anpassung des Individuums an die äußeren Daseinsbedingungen entwickelt werden — der Ausgleich von Neigung und Pflicht, von Bedürfnissen und Befriedigung, den die Zivilisation erzeugt.)

Bd. VII. Die Prinzipien des richtigen Handelns (soziale).

I. Teil: Soziale Statik.

II. Teil: Negative Wohlfahrt.

III. Teil: Positive Wohlfahrt.

} Ausführliche Entwicklung des moralischen Gleichgewichts innerhalb des Gesellschaftszustandes.

Bd. VIII., IX. und X.: Essays.

Das Schema ist ohne jegliche Korrektur nach dem ursprünglichen Entwurf wiedergegeben. Sicherlich lag in den Einzelangaben viel Unausgereiftes, und die anderen nur angedeuteten Teile sind nicht genügend durchdacht. Nichtsdestoweniger ist bemerkenswert, daß dieser ursprüngliche Entwurf mit dem endgültig ausgeführten große Aehnlichkeit aufweist. Drei Tage nach der Aufstellung dieses Plans schrieb ich folgendes nach Hause: —

13 Loudoun Road,
9. Jan. 58.

Lieber Vater!

Gestern sandte ich die Westminster ab. Wenn Du sie gelesen hast, lasse sie wie gewöhnlich zirkulieren.

Während der letzten zehn Tage haben sich mir plötzlich bisher unzusammenhängende Gedanken zu einem vollkommenen Ganzen verdichtet. Vieles, was mir zuvor als Einzelerscheinung galt, hat nun seinen Platz als harmonischen Teil eines Systems erhalten, das die logische Ableitung aus den einfachsten allgemeinen Prinzipien zuläßt. Ich schicke Dir eine knappe Darstellung ein, damit Du Dir einen Begriff davon machen kannst. Ich hoffe, das hier entworfene System nach und nach auszubauen.

Es geht mir sehr gut. Nun ich ausgeruht bin, beginne ich mit dem Artikel für die British Quarterly.

Ich würde mich freuen, etwas Günstiges über das Bridgegate-Gut zu hören. Hoffentlich ist Mutters Erkältung schon vorüber.

Dein Dich liebender

H. S.

Im November 1857 hatte ich mich verpflichtet, für die British Quarterly Review einen Artikel über die moralische Erziehung der Kinder zu schreiben. Die ersten Monate des Jahres 1858 hindurch beschäftigte mich dieser Essay (der ein Kapitel des kleinen Bandes über „Erziehung" bildet).

Was den geistigen Entwicklungsprozeß der Kinder anbelangt, so habe ich das Thema von dem nunmehr erreichten Standpunkte aus behandelt. Ob bewußt oder unbewußt: ich ließ mich von der Evolutionstheorie leiten. Einer der Grundbegriffe besteht darin, daß vermöge der ererbten Beschaffenheit jeder Charakter insoweit bestimmt ist, daß kein moralisches Erziehungssystem einen idealen Charakter zeitigen kann. Im günstigsten Falle kann es die Neigung zu diesem Ideal beeinflussen. „Das führende Prinzip der moralischen Erziehung," das ich besonders betonte, ist, daß die natürliche

Reaktion des Individuums auf jede seiner Handlungen erfahrungsgemäß festgestellt werden soll. Wie der Aufstieg von niederen Lebensformen zu höheren sich dadurch vollzog, daß man lernte, Freuden und Leiden als natürliche Folgeerscheinungen der eigenen Handlungsweise zu begreifen, so kann man durch Erziehung in dieser Richtung noch eine höhere Stufe der Lebensführung erreichen. Eine der daraus hervorgehenden Folgerungen ist die, daß ebenso, wie wir die meisten unserer Handlungen im unbehinderten Connex mit der Umwelt vollziehen können, diejenigen aber, welche üble Folgen nach sich ziehen, so oft sie sich wiederholen, stets jene Folgen mit sich bringen werden, zumal die Natur keinen Pardon kennt, ebenso sollte uns bei unserem Erziehungssystem, während die nötigen Strafen und Einschränkungen unausbleiblich und unwiderruflich eintreten müßten, kein unnötiger Zwang auferlegt werden.

Diese meine Grundgedanken werden zur Genüge die Richtung bezeichnen, in der die moralische Erziehung einfach den Abschluß des Prozesses bildet, durch welchen sich die emotionelle Natur des Menschen entwickelt hat — eines Prozesses, der in alle Zukunft derselbe bleiben wird, der er von Anbeginn an war.

Mein Leben floß damals nicht ohne Zerstreuung dahin. Einige Auszüge aus Briefen werden am besten über die Geschehnisse jener Zeit Aufschluß geben. Ein an meine Mutter gerichteter Brief enthält folgende Stelle:

> Kürzlich dinierte ich bei Sir John Trelawney mit Mr. Grote, dem Historiker Griechenlands, und Buckle, dem jüngst hervorgetretenen Historiker, den ich schon kannte. Ich wollte Grote kennen lernen. Er war sehr zuvorkommend und drückte den Wunsch aus, mich wiederzusehen.
>
> Vor kurzem war ich bei John St. Mill. Er sprach sich lobend über meine Essays aus, die er alle, zum Teil wiederholt, gelesen hat.

In einem Brief an meinen Vater vom 22. März kommt folgende Stelle vor:

Ich arbeite das System, von dem ich Dir die Inhaltsangabe schickte, täglich weiter aus. Es ist mir ein neues Kraftgesetz eingefallen, seit wir uns sahen: „Die allgemeine Gültigkeit des Rhythmus"; dieselbe ist eine notwendige Folge des Antagonismus einander widerstrebender Kräfte. Dieser Rhythmus gilt ebensowohl von den Aetherschwingungen, als auch von den Aktionen und Reaktionen des sozialen Lebens.

Ein anderer Bericht lautet:

Ich war neulich bei Buckle zu Tisch. Unter den Gästen befanden sich Grote, Sir Henry Holland, Monckton Milnes, der Abgeordnete (und nachmalige Lord Houghton).

Mein jüngster Essay über „die leibliche Erziehung" wurde vom Herausgeber der Quarterly Review, damals Mr. Elwin, abgelehnt. Vermutlich widerstrebten meine anti-asketischen Anschauungen seinen durch theologische Erwägungen oder Volksschulweisheit gefestigten Prinzipien. Erst im April 1859 wurde der Essay, der jetzt das vierte Kapitel meines kleinen Werkes „Ueber Erziehung" bildet, in der British Quarterly Review veröffentlicht.

Obschon in der Abhandlung keinerlei Hinweis auf die Evolutionstheorie vorkommt, sind die darin enthaltenen Anschauungen doch insoweit evolutionistisch, als das Verfahren der Natur als vorbildlich für die Methode körperlicher Erziehung hingestellt wird. Es liegt darin die Erkenntnis zugrunde, das Prinzip sollte dasselbe sein, wie wir es in der Tierwelt überhaupt beim Großziehen der Nachkommenschaft beobachten, daß nämlich, je nach dem Maße der Unvollkommenheit in Wachstum und Beschaffenheit, viel gegeben und wenig verlangt werden soll. Eine weitere Folgerung lautet, daß wir das Leben in seinen unvollkommenen Anfängen wie ein niederes Lebewesen beurteilen müssen, dessen Merkmale beständiges Empfangen von Wohltaten und Enthalten von aller Arbeit sind. Wir sollten das junge Leben, statt es zu der — einem vorgerückteren Alter zukommenden — Tätigkeit anzuhalten, in einer Weise aufbringen,

die der Entwicklung seines Körpers förderlich ist, und die geistige Entwicklung, sofern sie irgendwie größere anhaltende Anstrengung erfordert, einem späteren Alter zuweisen.* Dieser Ansicht gemäß wird weiter ausgeführt, daß die Empfindungen die gegebenen Wegweiser für körperliches Wohlbefinden sind und wir uns ganz auf diese verlassen dürfen. Die Mißgriffe einer verkehrten körperlichen Lebensführung rühren durchweg von einer Nichtbeachtung dieses Faktors her. Wenn in jenem Essay auch nicht geradezu darauf hingedeutet wird, so ist doch dieses leitende Prinzip ein Paralellbegriff eines allgemeingültigen biologischen Gesetzes, nämlich, daß es für all die niederen Lebensformen, die sich nach keinem Befehle, nach keiner Tradition und keinem Credo richten, niemals eine andere Richtschnur für vernünftiges Handeln als die Orientierung an den Empfindungen gegeben hat. Der beständige Untergang derjenigen, bei welchen sich Handlungen und Empfindungen nicht den Bedürfnissen angepaßt haben, hat die allgemeine Anpassung aufrecht erhalten und vervollkommnet. Daraus folgt, daß wir uns als Erben der durch den Entwicklungsgang niederer Lebensformen erworbenen Anpassung der Zuverlässigkeit unserer Empfindungen für unser körperliches Wohlergehen im allgemeinen überlassen sollten.**

Obwohl also die Doktrinen dieses Essays nicht bewußt

---

* zur Erläuterung siehe „Prinzipien der Soziologie", § 322.

** Der Leser wird hierüber Näheres in den „Principles of Psychology", § 124, ferner in den „Data of Ethics", §§ 33—36 finden. Die dort angeführten Erklärungen werden ihn vor der Identifikation von „Empfindung" und „Gefühl" schützen. Der unbedachte Gebrauch von Wörtern und die damit zusammenhängende Unachtsamkeit des Denkens veranlaßt neunzig Prozent aller Menschen, den Begriff des Gefühls in solcher Weise zu verwechseln, daß, wenn die Behauptung aufgestellt wird, die Empfindungen bilden eine zuverlässige Führung für das körperliche Wohlergehen, die meisten sich vorstellen, man meine, wir sollten in jedem Fall den Eingebungen unserer Gefühle folgen. In Wirklichkeit aber haben wir häufig andere Zwecke als unser körperliches Wohlergehen im Auge. Man bedenke ferner, daß, wenn auch die Empfindungen den Bedürfnissen angepaßt sind, dies bei den Affekten keineswegs der Fall ist.

evolutionistisch ausgebaut waren, so erwiesen sie sich ihrem unentfalteten Keime nach doch als evolutionistisch.

Einige Jahre zuvor waren vermittelst Lord Rosses Teleskop gewisse bis dahin als unauflösbar geltende Nebelflecke als Sterne erkannt worden. Man zog daraus den Schluß, daß alle sogenannten Nebelflecke aus Sternen bestehen und nur durch die außerordentliche Entfernung wie Nebel erscheinen. Diese Folgerung wurde zu jener Zeit von den Astronomen allgemein angenommen.

Da die Evolutionstheorie im weitesten Sinne sich auf den Annahmen der Nebularhypothese von Stoff und Bewegung aufbaut, kann man sich wohl denken, daß diese stillschweigende Leugnung jener Hypothese mich nicht kalt lassen konnte. Da ich Gründe hatte, die Berechtigung der genannten Annahme in Frage zu stellen, suchte ich die Frage vorher etwas eingehender zu erforschen. Nachdem ich genügend Gegenargumente gefunden hatte, legte ich diese in einem „Die neueste Astronomie und die Nebularhypothese" betitelten Artikel in der Westminster Review nieder.

Ein Nichtfachmann durfte wohl die logische Unhaltbarkeit dieser angeblichen Entdeckung nachweisen, wie ich dies im ersten Teil meines Artikels dartat. Mein Versuch gestaltete sich jedoch zu einer ausführlichen Auseinandersetzung über die Nebularhypothese, für welche ich energisch eintrat. Mit einer Kühnheit, auf die ich heute nicht ohne Erstaunen zurückblicke, brachte ich verschiedene Vermutungen, Deutungen und Beobachtungen zu deren Gunsten vor. Ich versuchte, zu zeigen, wie Nebularrotation in zerstreuten Nebelmassen entstehen könne. Meine Argumente waren die Zerstreuung der Kometen, die Neigungen der Bahnflächen der Planeten, ferner die Inklination der Planetenachsen zu ihrer respektiven Planetenbahn, die Rotationsgeschwindigkeit der Planeten und schließlich die Zerstreuung der Satelliten. Ich bemühte mich sodann, zu beweisen, daß die Nebularhypothese den Schlüssel zur Erklärung des verschiedenen spezifischen Gewichts der Planeten bietet. Ich wies ferner darauf hin, daß sich nur so die Temperatur-

unterschiede auf denselben sowie deren Temperaturunterschiede im Verhältnis zur Sonne erklären lassen. Diesem letzten Argument fügte ich eine Folgerung bezüglich der Zusammensetzung der Sonnenatmosphäre bei.

Ein Astronom würde sich wohl zweimal besonnen haben, bevor er sich zur Aufstellung solcher spekulativen Gesichtspunkte entschlossen hätte. Es bedurfte dazu eines Mannes, der keinen wissenschaftlichen Ruf aufs Spiel zu setzen hatte. Selbstverständlich schlichen sich Irrtümer in den Artikel ein. Zwei der von mir aufgestellten Schlüsse jedoch haben sich als zutreffend erwiesen. Seither hat Proctor zur Genüge den Beweis geliefert, daß die Nebelsterne keine fernliegenden erdichteten Hirngespinste sind. Drei Jahre nach der Veröffentlichung meines Artikels haben Kirchhoff und Bunsen mit Hilfe des Spektroskops meine gewagte Bemerkung bezüglich der Photosphäre der Sonne bestätigt. Meine Abhandlung wurde 1858 in der Julinummer der Westminster Review veröffentlicht. Es folgten ihr Auseinandersetzungen mit Sir John Herschel und Sir G. B. Airy (dem damaligen königlichen Astronomen), die mich mit ihrer Kritik beehrt hatten. Ich hatte die Genugtuung, mich an zwei Stellen von dem ersteren widerlegt zu sehen, während der letztere mir zustimmte.

Gegen Ende Juni verließ ich London und brachte zunächst einige Tage zu Hause zu.

Der Entwurf zu meinem System hatte im Januar schon in meinem Kopfe feste Gestalt angenommen, und ich hatte ihn bereits zu Papier gebracht. Den Frühling über war natürlich die Art der Ausführung Gegenstand meines Nachdenkens. Ich entschloß mich schließlich, John St. Mill darüber zu Rate zu ziehen und schrieb ihm folgenden Brief:

17 Wilmot Street,
Derby, 29. Juli 58.

My dear Sir!

Darf ich mir gestatten, Sie in einer Angelegenheit teils persönlichen, teils allgemeinen Charakters um Ihre Meinung zu bitten?

In meinen Essays über „Gesetz und Ursache des Fortschritts" und über „Transzendentale Physiologie", die Sie wohl gelesen haben, befinden sich die Ansätze zu gewissen allgemeinen Prinzipien, welche weiterzuführen zur Zeit ihres ersten Auftauchens mir noch fern lag. In jüngster Zeit indes haben diese allgemeinen Prinzipien in Verbindung mit noch anderen, deren Beziehung zu jenen ich früher gar nicht erkannte, eine weit größere Tragweite gewonnen, als ich damals voraussehen konnte. Erst nachträglich wurde mir klar, daß die verschiedenen Einzelgedanken, die ich in Biologie, Psychologie und Soziologie einzuteilen beabsichtigte, als zusammengehörige Teile der so entstandenen Gesamtdoktrin aufzufassen sind. Da ich mir ohnehin vorgenommen hatte, meine Gedanken wie bisher in Essays und größeren Werken niederzulegen, ist mir nun besonders daran gelegen, meine Kräfte der Darstellung jener höheren Gesichtspunkte zu widmen, die, jene mitumfassend, wie ich hoffe, alle höheren Wissenschaften auf eine rationale Form zurückführen werden.

Leider aber haben meine Werke gegenwärtig keinen entsprechenden Absatz. Sie kosteten mich nicht nur negativ das Opfer, Jahre meines Lebens ohne Entgelt zugebracht zu haben, sondern auch den schweren positiven Verlust der Publikationskosten, die mein kleines Vermögen fast gänzlich aufgezehrt haben. Nun, da mir mehr denn je daran liegt, ausdauernd fortzuwirken, scheint mir jede Möglichkeit dazu genommen.

Meine Gesundheit gestattet mir nicht, die nach einem Tage honorierter doch anstrengender Beschäftigung übrig bleibenden Mußestunden meinen Zwecken zu widmen, und so bleibt mir kein anderer Ausweg, als Verzicht.

Unter diesen Umständen erlaube ich mir, Sie zu fragen: Glauben Sie, daß sich in dem neuorganisierten Beamtenstab der indischen Verwaltung eine Stelle — — eher mit dem Charakter eines Vertrauenspostens, als mit strenger Arbeitspflicht verbunden — finden könnte, welche den bescheidenen Ansprüchen eines Junggesellen genügte, daneben aber die Muße gewährte, meine wissen-

schaftlichen Pläne zu verwirklichen? Ich fürchte, es gibt wenn überhaupt nur wenige solche Posten, und meine politischen Ueberzeugungen könnten mich selbst für diese wenigen untauglich machen. Immerhin schien es mir die Anfrage wert. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß es mir dabei so ausschließlich auf die Ausführung meiner Absicht ankommt, daß ein Posten, der mir keine Möglichkeit dazu verleihen könnte, möchte er in anderer Hinsicht noch so wünschenswert sein, für mich gar nicht in Betracht käme.

Ich bitte Sie um Rat, weil ich voraussetze, daß Sie den Ansichten, die ich zu entwickeln gedenke, Sympathie entgegenbringen und sich daher einigermaßen dafür interessieren werden.

Ihr sehr ergebener

Herbert Spencer.

Mills Antwort, obwohl sie viel Anteilnahme bewies, wirkte doch entmutigend. Da mir von dieser Seite keine Ermutigung wurde, gab ich jeden Gedanken an eine Zuflucht zu einem derartigen Posten auf.

Von Derby aus machte ich diesmal, vermutlich weil mir die Mittel zu einer weiteren Sommerreise fehlten, nur einige Ausflüge in die Umgebung, die ich noch wenig kannte.

Man wird wohl schon aus einem früher angeführten Beispiele ersehen haben, daß ich mich an Dantons Motto hielt: „De l'audace! encore de l'audace! toujours de l'audace!“ Während meines Aufenthalts in Matlock-Bank nun lieferte ich einen weiteren Beweis, der zur Illustrierung dieser Maxime dienen mag.

Ich erwähnte schon an anderer Stelle, daß ich im Jahre 1851 bei Professor Owen Vorlesungen über vergleichende Knochenlehre hörte, und daß meine Bedenken gegen seine Urform des Skeletts und der Wirbel immer festere Gestalt annahmen, bis sie einem völligen Skeptizismus Platz machten. Bis dahin aber hatte sich mir noch keine Gelegenheit geboten, meiner abweichenden Meinung Ausdruck zu geben; auch hätte ich mich ohne Ermutigung von maß-

gebender Seite nicht dazu berufen gefühlt. Hatten sich doch Biologen von Ruf zu Professor Owens Annahme bekannt. Ein Mann wie Carpenter hatte in seinen „Prinzipien der Physiologie" bereits der Owenschen Lehre Rechnung getragen, ja das Lehrbuch des University College fußte bereits darauf. Obwohl ich trotz dieser Bestätigung der Doktrin auf meinem Standpunkt verharrte, würde mein öffentliches Hervortreten gegen sie wohl keinerlei Beachtung gefunden haben, wenn nicht ein weiterer Umstand zu meinen Gunsten gesprochen hätte. In seiner Croonian Lecture vor der Royal Society über die „Wirbelstruktur der Hirnkapsel" griff Professor Huxley die Owensche Interpretation an. Als ich daher sah, daß von anderer Seite schon Widerspruch laut wurde, fühlte ich mich solchermaßen ermutigt, daß ich mich alsbald an die allgemeine Theorie heranwagte. Ich wandte mich zu diesem Zwecke im Juni an den Herausgeber der Medico-Chirurgical Review mit der Anfrage, ob er eine Kritik der Owenschen Werke, die sich mit dieser Theorie befassen, bringen würde. Wäre es eine rein naturwissenschaftliche Frage gewesen, so hätte ich es nicht gewagt, einen Naturforscher von so gründlichem Wissen anzugreifen. Aber hier handelte es sich um bloße Schlußfolgerung. Ich leitete meine Kritik mit dem Bemerken ein, daß „die Rechtfertigung der eigenen Stellungnahme keineswegs eine Beurteilung der Beweisführung eines Anderen" sei. Der erste Teil des Artikels schloß mit folgenden Worten: „Wenn die angeführten Tatsachen dem Leser als ungenügende Prämisse zu einem Schlusse erscheinen, wird es jedem logisch Denkenden unbenommen bleiben, anders zu urteilen." Ich faßte darauf Professor Owens Behauptungen und Deutungen sachgemäß ins Auge und suchte zu beweisen, daß seine Hypothese so zahlreiche Widersprüche aufweise, daß sie unhaltbar sei. Wenn auch nicht im ersten Teil, so trat die Evolutionstheorie doch wenigstens gegen den Schluß hin offen zutage. Ich bemühte mich, in den paar letzten Seiten zu zeigen, wie sich der Ursprung des Wirbelknochengerüsts vom Standpunkte der Evolution aus erklären lasse.

Die heimatliche Luft wirkte nichts weniger als heilsam

auf meinen Gesundheitszustand. Ich entschloß mich daher, in Gesellschaft einiger alten Freunde nach Llandudno zu gehen, wo denn in der Tat eine Besserung meines Befindens eintrat. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt kehrte ich noch auf kurze Zeit nach Derby zurück, und im Oktober war ich wieder in London in meiner alten Wohnung an der Loudoun Road 13.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Pläne zur Ausführung meines Systems.

1858—1859.

Ich hatte London schon Ende Juni verlassen. Am ersten Juli aber überreichten Darwin und Wallace der Linnaean Society ihre Abhandlungen über „Die Wirkungen der natürlichen Zuchtwahl auf die Verschiedenheit der Arten". Ich habe keine genaue Erinnerung mehr daran, auf welchem Wege das Ereignis mir zu Ohren kam; aber mir scheint, daß ich erst zur Zeit meiner im Oktober erfolgten Rückkehr nach London davon in Kenntnis gesetzt wurde.

Ich werde durch einen Brief vom 29. November an meine Mutter in meiner Annahme bestärkt. Es heißt darin: „Ich habe einige Exemplare meiner „Essays" verteilt. Inliegend findest Du Anerkennungsschreiben von Dr. Latham, Dr. Hooker und Mr. Charles Darwin." Da jener Essayband schon im Dezember 1857 erschienen war, konnte ich mir zunächst nicht erklären, warum ich die Exemplare erst im November des darauffolgenden Jahres abgesandt hatte. Ich vermute nunmehr, daß ich, als ich erfuhr, welcher Art Mr. Darwins Ausführungen waren, und ferner, daß Dr. Hooker sich denselben anschloß, den beiden Herren, sowie einigen anderen Exemplare dieser Essaysammlung wegen der darin enthaltenen „Entwicklungshypothese" zusandte. Mr. Darwins Antwort darauf lautete wie folgt: —

Nein, ich will sie doch lieber nicht wiedergeben. Ich hätte ungeachtet der Anerkennung, die er mir zollte, und die gegen eine Veröffentlichung des Briefes spricht, ihn aus dem Grunde folgen lassen, weil er besser als sonst irgendwelches Zeugnis einen sehr verbreiteten Irrtum in Bezug auf die Grundanschauungen berichtigen könnte, die über unser gegenseitiges Verhältnis herrschen. Dennoch geht mir die Veröffentlichung gegen den Geschmack, und ich spare mir daher die Berichtigung dieses Irrtums für eine andere Gelegenheit auf.

Es ist vielleicht angebracht, mich hier über gewisse Schwierigkeiten auseinanderzusetzen, die sich voraussichtlich von Zeit zu Zeit einstellen werden und die in der Wahl zwischen zwei Alternativen bestehen, von denen jede anfechtbar ist. Wenn der Autobiograph nach längeren erfolglosen Perioden in seinem Leben auf erfolgreiche Erlebnisse stößt, kann er diese nicht übergehen, ohne unaufrichtig zu sein. Erwähnt er sie aber, so zieht er unausweichlich den Schein der Eitelkeit auf sich. Mag die Aufzählung seiner Erfolge auch dem Wunsche entspringen, eine sachgemäße Darstellung zu geben, mag sie aus dem Gefühle hervorgehen, daß das „Haben" ebensowohl verzeichnet werden müsse wie das „Soll", man wird ihm auf alle Fälle etwas nachtragen. Wie kann dem vorgebeugt werden? Auf den ersten Blick sollte man meinen, es müsse jedem leicht fallen, sein eigenes Leben nachzuerzählen, sein eigenes Bildnis zu malen, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben; in Wirklichkeit aber erweist es sich als ein Ding der Unmöglichkeit.

Es gibt gar viele Mittel, vermöge deren wir die Dinge in veränderter Gestalt erblicken; die Autobiographie ist ein solches, das unabwendbare Verschiebungen der Ereignisse im Gefolge hat.

Unmittelbar nach meiner Rückkunft in die Stadt schlug ich dem Herausgeber der Medico-Chirurgical Review vor, einen Essay über „Die Gesetze der organischen Form" zu schreiben, der im Januarheft 1859 erscheinen sollte. Der Titel zeigt, daß es sich um eine weitere Ausdehnung des evolutionistischen Prinzips handelte. Der Gedanke daran

kam mir zum erstenmal im Herbst 1851 gelegentlich einer Landpartie mit Mr. G. H. Lewes.

Mein Grundgedanke ging dahin, daß die äußeren Formen der Organismen überhaupt, die pflanzlichen sowohl als die tierischen, durch die Beziehungen der einzelnen Teile zu den ihnen innewohnenden Kräften bedingt sind. Die Symmetrie der Strahlen, die bilaterale Symmetrie und die Asymmetrie sind sowohl bei Organismen, die dem Boden anhaften, als auch bei sich bewegenden Organismen überall dort festzustellen, wo die Teile entweder gleichartig um ihre Achse herum angeordnet sind oder gleichartig zu beiden Seiten ihrer Achse gruppiert oder endlich durchaus ungleichartig angeordnet sind. Ich gab dafür die Erklärung, daß die entweder durch ihre Lage oder durch ihre Bewegung gegebenen Bedingungen die Gleichartigkeit solcher Teile, die denselben Bedingungen unterworfen sind, bewirken. Diese allgemeine Interpretation der äußeren Formen stimmte mit der mehr speziellen der inneren Formen überein, wie z. B. beim Wirbelknochengerüst, dessen Erklärung ich meiner Kritik der Owenschen Theorie beifügte.

In späteren Jahren habe ich eine systematisch ausgearbeitete Bestätigung dieser Hypothese dem IV. Teil der „Prinzipien der Biologie" einverleibt.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, was mich während meines Aufenthalts in Derby im Oktober veranlaßte, Material zu einem Artikel über „Die Moral des Handels" zu sammeln. Nach London zurückgekehrt, setzte ich indessen meine Untersuchungen darüber fort und begann alsbald mit der Ausarbeitung der geplanten Abhandlung.

Dieser Aufsatz bildete eine der wenigen Ausnahmen einer bei mir fast durchweg gültigen Regel: er bezog sich nämlich nicht auf die Evolutionstheorie, es sei denn durch die Erkenntnis der Wandelbarkeit der menschlichen Natur und die moralische Anpassung der Menschen an den Gesellschaftszustand. Gegenstand meines Artikels waren nicht jene verschiedenen geringfügigen Unredlichkeiten, welche den Kleinhandel kennzeichnen, sondern jene bedeutsamen, weniger bekannten Betrügereien, die die Machenschaften der Großfabrikanten und -Kaufleute charakterisieren. Ich versuchte

ferner zu beweisen, daß die Unredlichkeit der am eigentlichen Handel Unbeteiligten ebenso häufig vorkommt und daß sie in ihren Folgen ebenso verächtlich, wenn auch ihrer Art nach verschieden ist. Die tieferliegende Ursache solcher Unredlichkeiten schien mir darin zu liegen, daß sowohl der Handelsstand als auch die übrigen Stände ohne Unterschied alledem Bewunderung zollen, was dazu beiträgt, den Wohlstand zu heben.

Der Artikel, der ursprünglich für die Quarterly Review bestimmt war, erschien, weil diese ihn ablehnte, in der Westminster Review, und zwar in der Aprilnummer 1859.

Anfang Februar sollte mein Wegzug aus dem Malvern House, Loudoun Road 13, stattfinden. Da ich indessen noch keine geeignete Wohnung gefunden hatte, begab ich mich auf einige Wochen nach Hause.

Während des Jahres 1858 hatte mich durchweg die eine Frage beschäftigt: Wie soll ich mein Unternehmen ausführen? Selbstverständlich war dessen allgemeine Fassung an Umfang wie an Bestimmtheit fortgeschritten, und der Wunsch, den Entwurf baldmöglichst auszuarbeiten, wurde immer reger in mir. Aber es standen große Schwierigkeiten im Wege. Das kleine Vermögen, das mir mein Onkel Thomas hinterlassen hatte, war zum größeren Teile aufgezehrt, zumal ich für den Druck meiner Bücher selbst aufzukommen hatte und außerdem in den letzten Jahren durch meine nervösen Zustände oftmals am Arbeiten verhindert war. Ein Plan, der meine sanguinische Ader durchaus verleugnet, beweist, wie schlimm es damals um meine Aussichten bestellt war. Zur Zeit, da Chapman die Westminster Review übernahm, gründete er ein sogenanntes „Unabhängiges Beiblatt", in welchem ab und zu eine Abhandlung erschien, von der er wohl etwas hielt, die er indes nicht mit seiner Zeitschrift identifiziert sehen mochte. Auf meinen Vorschlag, in dieses Beiblatt vierteljährlich zwei bis drei Bogen meines philosophischen Systems gegen das übliche Honorar aufzunehmen, ging Chapman natürlich nicht ein. Der Gedanke war gewiß seltsam genug, aber es sollte noch besser kommen. Mein Freund Lewes, der sich daran er-

innerte, daß ich mir durch meine technische Begabung einst ein Patent erworben hatte, riet mir an, meinen Unterhalt durch den Erlös von kleinen Erfindungen zu bestreiten und meine Mußestunden der Arbeit zu widmen. Ich entsinne mich noch, wie ich mit George Eliot über diesen belustigenden Ratschlag lachte. Der Berater hatte keine Ahnung davon, ein wie unsicherer Erwerb der Erfinderberuf ist, und daß die Einkünfte die Verluste nur selten aufwiegen!

So endete das Jahr, ohne daß ich dazu kam, das auszuführen, was ich nunmehr als mein Lebenswerk erkannt hatte.

Als ich im März meine neue Wohnung am Oakley Square 24 bezog, schrieb ich folgendes nach Hause:

> Ich habe mir einen Sekretär engagiert und fühle mich sehr wohl beim Diktieren. Ich arbeite reichlich noch einmal so viel wie bisher und mit größerer Leichtigkeit.

Im Juli 1859 erschien auf Chapmans Wunsch meine Abhandlung über den Wert des Wissens in der Westminster Review. Der Titel lautete: „Welches Wissen ist am wertvollsten?" Derselbe bildet jetzt das erste Kapitel meines kleinen Bandes „Ueber Erziehung". Seither ist man zu einer weitergehenden Erkenntnis der Bedeutung der exakten Wissenschaften fortgeschritten. Damals jedoch galt die Forderung, daß an Stelle der klassischen Bildung eine gründlichere Kenntnis der exakten Wissenschaften treten müßte, für unnatürlich. Auch heute behauptet sich noch vielfach die Ansicht, daß das Studium der alten Sprachen unerläßlich ist, und die Volksschulen geben den exakten Wissenschaften nur in sehr geringem Maße Raum. Einem, der nie den Sinn des gewöhnlichen Bildungsganges eingesehen hat, und der nicht viel Wert auf die Autorität der Tradition und Sitte legt, will die landläufige Anschauung über Bildung nicht einleuchten. Warum auch soll es nach Hunderten von Jahren der Kultur von größerer Bedeutung sein, daß wir die Sprachen zweier ausgestorbener Völker meistern, daß wir mit ihren Schlachten, ihren Sagen und ihrem Aber-

glauben, ihren Errungenschaften und den Verbrechen ihrer Götter vertraut sind, als daß wir uns Aufklärung über unser körperliches und geistiges Wesen verschaffen? Die Jugend ist mit dem Studium zweier gesonderter Gruppen von Tatsachen und Fiktionen, die doch in Wirklichkeit nur einen minimalen Raum im Werdeprozeß unserer Welt einnehmen, die ihrerseits nur einen unendlich kleinen Teil des Universums ausmacht, so ausgefüllt, daß sie nicht dazu kommt, die Welt und das Universum selbst zu erkennen. Hätten Griechenland und Rom niemals existiert, wir wären in unserer Lebensführung genau dort, wo wir heute sind. Leben und Tod, Gesundheit und Krankheit, Wohlstand und Not, Glück und Elend würden genau so durch die Anpassung oder Nichtanpassung der Handlungen an die Bedürfnisse bestimmt werden. Und dennoch wird dasjenige Wissen, das dem Menschen stündlich wertvoll sein könnte, mit Achselzucken übergangen. Man hält es für die beste Vorbereitung zu einer vollkommenen Lebensführung, mit Sprache und Gedanken, Errungenschaften und Mißerfolgen, mit Glück und Unglück, Torheiten, Lastern und Verbrechen zweier Völker vertraut zu sein, die uns sicherlich nicht an Intelligenz übertrafen, deren Moral fraglos unter der unsrigen stand, und deren Erkenntnis des inneren und äußeren Wesens der Dinge verhältnismäßig gering war. Wenn wir nun erst von dem Wert dieses Wissens als Richtschnur zu dessen Bedeutung für die allgemeine Aufklärung übergehen, müssen wir uns wirklich über die Verkehrtheit der Menschen wundern, die Generation auf Generation ihre Studienjahre über den Irrtümern antiker Forscher vergeuden, welche ja keine zureichende Tatsachenkenntnis zum Beweise ihrer Behauptungen besaßen, während unsere ganze moderne Wissenschaft, die die aufgespeicherten und verallgemeinerten Beobachtungen von Jahrhunderten aufweist und die uns über uns selbst und über die Umwelt Aufschluß gibt, einfach ignoriert oder höchstens in Mußestunden als etwas durchaus Nebensächliches betrieben wird. In ferner Zukunft wird diese verkehrte Auffassung als eine der merkwürdigen Verirrungen, die die Menschheit durchmachen mußte, betrachtet werden.

In bezug auf dieſen Eſſay iſt noch zu bemerken, daß, obwohl er nichts mit der Evolutionstheorie zu tun hatte, er doch inſoweit für dieſelbe von Belang iſt, als mein Eintreten darin für eine umfaſſende naturwiſſenſchaftliche Bildung eine Vorausſetzung zu jener Erkenntnis bedeutet, aus der ſich die Evolutionstheorie herausſchält.

Ich will hier eine merkwürdige Begebenheit einſchalten. Ich habe bereits früher bemerkt, daß George Eliot, als ſie ihre „Bilder aus dem Pfarrleben" zu ſchreiben begann, mich zum einzigen Vertrauten dieſes Geheimniſſes gemacht hatte. Als nun auch „Adam Bede" herauskam, geſellte ſich zu dem Intereſſe, das man dem Roman entgegenbrachte, die Neugierde, wer wohl der Verfaſſer ſei. Ich mußte ihr damals ſchwören, ſie nicht zu verraten, aber die Erfahrung beweiſt, daß auch bei demjenigen, dem man vollauf vertrauen kann, kein Geheimnis ſicher iſt. Eines Tages nämlich wandte ſich Chapman unvermittelt mit der Frage an mich: „Ich habe geſtern gehört, daß Miß Evans die Verfaſſerin von „Adam Bede" ſein ſoll; iſt es wahr?" Nach wiederholten Ausflüchten blieb mir zuletzt nichts anderes übrig, als es zuzugeben. — Den folgenden Tag wurde ich wegen meines Zugeſtändniſſes in Wandsworth getadelt: man ſtellte mir den Fall Scott vor, bei welchem eine Verneinung in ähnlichem Falle gerechtfertigt ſchien. Aber abgeſehen von dem ethiſchen Moment, hätte ich mich ohnehin verraten. Denn wenn ich auch ein „Nein" ausgeſprochen hätte, ſo würde doch mein Geſicht bejaht haben — ſo wenig verſtehe ich mein Mienenſpiel zu meiſtern. Uebrigens hat meine Aufrichtigkeit niemals üble Folgen gehabt. Die Wahrheit war bekannt geworden, und der Grund der Verheimlichung hatte bereits ſeine Bedeutung verloren.

Wenn ich über die Möglichkeiten der Durchführung meiner philoſophiſchen Grundidee nachdachte, ſo ſtellte ich mir manchmal die Frage, ob ſich nicht bei der Verwaltung eine geeignete Stelle für mich finden laſſen würde, die mir die erforderliche Muße gewährte. Die meiſten ſonſt etwa in Betracht kommenden Stellen wurden mir durch die Unvereinbarkeit mit meinen Prinzipien über die Einſchränkung

der Regierungsgewalt unmöglich gemacht. Die Stelle eines Gefängnisaufsehers wäre wohl noch angegangen, zumal die Aufrechterhaltung der Ordnung meiner Ansicht nach als Hauptfunktion des Staates angesehen werden muß. Indessen war es ein vergeblicher Wahn, daß mir bei diesem Posten nach Erledigung meiner Pflichten noch Muße zur Arbeit geblieben wäre. Ein Ertrinkender jedoch klammert sich selbst an den Strohhalm. Daß der Gedanke an eine Beamtenstelle bei mir feste Gestalt annahm, beweisen die Empfehlungen, die ich bereits von Mill, Huxley, Tyndall, Grote, Hooker, Fraser, Sir Henry Holland, Sir G. C. Lewis u. a. besaß. Besonders günstig lauteten die Empfehlungen von Mill, Huxley und Tyndall.

Unter den in Betracht kommenden Stellen sagten mir die eines Postbeamten und die eines Konsuls am meisten zu — obschon, wie mir Hooker nachwies, der letztere kein Posten war, der mir genügende Muße übrig gelassen hätte.

Wie gestaltete sich damals mein Leben? Die Antwort hierauf ist eine sehr einfache: Nach meinem allmorgendlichen Spaziergang widmete ich nahezu den ganzen Vormittag der Arbeit, vorausgesetzt, daß mein Befinden dies zuließ. Den Rest der Zeit suchte ich totzuschlagen, so gut es eben ging. Wahrscheinlich machte ich auch nachmittags längere Spaziergänge — und während des Gehens verrichtete ich ein gut Teil Gedankenarbeit. Es war dies eine, wenn auch vom gesundheitlichen Standpunkt nachteilige, so doch in anderer Beziehung sehr förderliche Gewohnheit. Eine Episode aus meiner Knabenzeit legt Zeugnis von meiner damaligen Geistesabwesenheit ab; in späteren Jahren stand es darum kaum besser, mochte auch der Gedankeninhalt ein anderer sein. So geschah es beispielsweise, daß ich an meinen Hausgenossen vorübergehend, sie wohl sah, aber nicht erkannte. Trotz alledem vergrößerte sich, wie ich aus Briefen ersehe, mein gesellschaftlicher Kreis.

Ich gebe hier einige Stellen wieder, die darüber berichten:

Gestern speiste ich mit Mr. Roebuck, seiner Frau und seiner Tochter. Es waren verschiedene Berühmtheiten zu-

gegen, darunter Mr. Charles Auſten. — Sir John Trelawney hat mich gebeten, ihn auf ſeiner Jachtfahrt zu begleiten. — Mittwoch aß ich mit Tyndall zuſammen. Er erzählte uns von der auf dem Gipfel des Mont Blanc zugebrachten Nacht. — Geſtern beſuchte mich Dr. Arnott (der damals mit ſeinen „Elementen der Phyſik" Aufſehen erregte). — Heute abend gehe ich zu Dr. Carpenter, um Mr. Morell, den Verfaſſer der „Neueren Philoſophie Europas", kennen zu lernen.

An Vergnügungen nahm ich damals nur ſelten teil. Nun ich nicht mehr umſonſt die Oper beſuchen konnte, ging ich überhaupt nicht mehr hin, da mir die Ausgabe zu groß war; auch das Schauſpiel beſuchte ich nur ſelten. — Was ich auf den Promenaden an Konzerten hörte, erſchien mir öfter ödes Machwerk als Auslöſung einer Eingebung, und ſo ertrug ich denn die Muſik mehr, als daß ich ſie genoß.

Balladen, die ich in jungen Tagen ſo gerne hörte, gewährten mir durchaus kein Vergnügen mehr. Aber am intoleranteſten verhielt ich mich jenen Solo-Meiſterſtücken à la Sivori gegenüber, die gleichbedeutend mit einer bloßen Ausübung der Geſchicklichkeit für mich waren. Wenn ich in ein Konzert gehe, will ich mir keine gymnaſtiſchen Uebungen auf der Geige vormachen laſſen.

Anfang Mai 1859 brachte ich zehn Tage in Standiſh zu. Hier war es, wo ich mich zum erſten Male eingehender mit Kindern beſchäftigte. Ich unterrichtete — zumeiſt Mädchen — in Naturgeſchichte, richtete ihnen ein Aquarium ein und machte ſie mit dem Gebrauche des Mikroſkops vertraut. Mit vielen, an deren Andenken ſich dieſe hübſche Erinnerung knüpft, unterhielt ich auch im ſpäteren Leben angenehme Beziehungen.

Von Standiſh aus kehrte ich noch auf einige Tage nach der Stadt zurück, um dann noch vor Ende des Monats in Derby zu ſein. Hier begann ich wieder zu arbeiten. — Beſtehen und Untergehen von Zeitſchriften müßte ein geeignetes Thema für einen Eſſayiſten bilden. Von den Zeitſchriften, an denen ich mitgewirkt habe, ſind allein zehn

eingegangen, darunter auch ein damals begründetes Organ, die Universal Review, auf deren Aufforderung hin ich einen Artikel zu schreiben hatte. Während meines sechswöchentlichen Aufenthalts in Derby diktierte ich einen Essay über „Alogische Geologie".

Das Thema ergab sich aus dem naheliegenden Wunsche, dem Evolutionsgedanken eine neue Richtung zu weisen. Es galt hier zunächst, die Veränderungen der Erdkruste vom Entwicklungsstandpunkte aus zu betrachten, und ferner, das sich auf deren Oberfläche gestaltende Leben in seinen Veränderungen zu beobachten. Ursprünglich hatte ich eine Rezension der Hugh Millerschen Werke beabsichtigt; diese boten mir willkommenen Anlaß zu einer Auseinandersetzung darüber, was ich an der herkömmlichen Geologie, wie sie selbst bei Murchison und Lyell noch vertreten ist, als irrig erkannte. Der Titel „Alogische Geologie" zeigt zur Genüge, daß meine Rezension die Legitimität allgemein anerkannter Schlüsse in Frage stellte. Ich hätte mich diesmal ebensowenig als anläßlich der Owenschen Theorie getraut, gegebenen Tatsachen gegenüber Zweifel laut werden zu lassen; aber einmal die Tatsachen zugegeben, stand es einem Außenstehenden wohl an, zu untersuchen, ob die daraus gezogenen Schlüsse begründet seien oder nicht.

So durfte ich es wohl wagen, den Beweis zu erbringen, daß die Annahme, es stammten die mit demselben Namen bezeichneten, doch an verschiedenen Stellen gelagerten Erdschichten aus derselben Zeit, eine irrige sei; daß, wenn auch keine einzelnen Schichten, so doch ganze Schichtenlagerungen überall gleichzeitig auftreten müßten, diese Annahme durchaus nicht im Einklang mit den sonst geläufigen wissenschaftlichen Behauptungen stände. Ich trat gegen das damalige Dogma der Geologen auf, wonach der Umstand, daß wir organische Ueberreste nur da und dort finden, uns dafür bürgte, daß zu gewissen Zeiten eine vollständige Vernichtung aller Lebewesen erfolge, worauf sich dann eine neue Fauna und Flora bilde. Mein Hauptbestreben ging natürlich dahin, Hugh Millers Argumente gegen die Evolutionshypothese als nichtig hinzustellen. Ich war jedoch ehrlich genug, zuzu-

geſtehen, daß, wenn die Geologie auch keinen ſtrikten Gegenbeweis gegen die Entwickelungshypotheſe führe, ſie doch auch nicht als Beweis zu deren Gunſten herangezogen werden könne: Alles, was wir erwarten können, iſt, die Uebereinſtimmung zwiſchen der Hypotheſe und dem durch die jüngeren Foſſilienfunde gelieferten Material aufzudecken. Jene Uebereinſtimmung iſt inzwiſchen tatſächlich feſtgeſtellt worden.

Anfang Juli machte ich mich wie alljährlich auf, einige Bergtouren zu unternehmen. Ich reiſte diesmal mit meinem Freund Deacon und zwar zunächſt der Küſte von Cumberland entlang. Den Reſt des Sommers verbrachte ich im Hochland bei meinen Freunden mit „Fiſchen, Reiten, Spazierenfahren und -gehen, Plaudern und Lachen", wie ich in einem Brief nach Hauſe berichtete, „und obendrein hatte ich zwei gute Nächte," ein Umſtand, der nicht ganz belanglos für mich war. „Den einen Tag werde ich nie vergeſſen," ſo ſchließt ein Brief, den ich in der letzten Woche meines dortigen Aufenthaltes ſchrieb. Ich beſchrieb darin den „entzückendſten Ausflug, den ich jemals gemacht habe, nämlich eine Ruderfahrt über den Loch Sunart und den Loch Teachus und über Land zurück." Der Rückweg zu zwölft war wohl ebenſo angenehm wie die Hinfahrt, zumal die Geſellſchaft teilweiſe aus gediegenen Menſchen beſtand, darunter Profeſſor Sellar, deſſen Werke über römiſche Literatur ſich großen Anſehens erfreuten; ferner war die Verfaſſerin eines reizvollen Gedichtbandes, Miß Croſſ, zugegen, die leider allzufrühe ſtarb und die Erwartungen, die man in ſie ſetzte, nicht mehr erfüllen konnte. Endlich war auch Mr. John Croſſ, der nachmalige Gatte und Biograph von George Eliot, mit von der Partie. Was Wunder! Die ſonnige Seefahrt, die herbſtliche Natur und all die Jugend und Friſche um mich — ſie hinterließen einen unauslöſchlichen Eindruck. Bei meiner Rückkunft in Derby am 20. September kam ich meiner Verpflichtung nach, das neuerſchienene Werk von Bain, „Gefühl und Wille", für die Medico-Chirurgical Review zu beſprechen.

Ich hatte die Rezenſion namentlich aus dem Grunde übernommen, weil das Thema in einer gewiſſen Beziehung

zur allgemeinen Evolutionsfrage stand. Ich bestrebte mich, darin nachzuweisen, daß die aus Gemütsbewegungen hervorgegangenen Erscheinungen nur vom Standpunkte der Entwicklung richtig zu deuten seien. Ich unterhielt damals mit Bain's, wenn auch nicht intime, so doch freundschaftliche Beziehungen, was mich jedoch nicht hinderte, in allen Punkten aufrichtig meine Meinung zu äußern. Wenn ich auch in der Methode, sowie in der Grundauffassung von Bain abwich, nahm er meine Kritik doch gut auf. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals wieder seitens eines Angegriffenen eine so durchaus würdig-philosophische Haltung beobachtet zu haben; bei ihm trat das persönliche Interesse hinter dem Streben nach Wahrheit vollkommen zurück. In späteren Jahren gestaltete sich unser Verkehr allmählich zu einem intimeren.

Gegen Ende Oktober kehrte ich in meine Stadtwohnung am Oakley-Square zurück. Obgleich meine Briefe aus jener Zeit nicht im entferntesten Entmutigung verraten, kann ich mir nicht denken, daß ich gar keine solche empfand. War ich doch nach Verlauf von zwei vollen Jahren der Ausführung meines Plans nicht näher gekommen, als an dem Tage, da er von mir Besitz ergriff.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Ein definitiver Entwurf.

1859—1860.

Die letzten Monate des Jahres 1859 benützte ich, um einigen literarischen Verpflichtungen nachzukommen. Der damalige Herausgeber von Macmillan's Magazine war mein alter Bekannter Masson, mit dem ich später engere Freundschaft schloß. Ich hatte ihm für seine Zeitschrift einen Artikel versprochen und mich außerdem zu einem Essay über den „Sozialen Organismus" für die Westminster und über

„Gefängnismoral" für die British Quarterly verpflichtet.

Es ist dem Leser kaum zu verdenken, wenn er der fortwährenden Analyse meiner Essays, die ich zum Verständnis ihrer Beziehung zu meiner allgemeinen Doktrin der Reihe nach folgen ließ, überdrüssig geworden ist. Da ich nun aber bald die Serie schließe, wird er mir gestatten, in bisheriger Weise fortzufahren. Daß der soziale Organismus evolutionistisch zu deuten ist, liegt im Worte selbst begründet. Der Begriff „Organismus" schließt eben künstliche Zusammensetzung ebenso aus, wie er natürliche Entwicklung einschließt. Was ich kurz schon in meinen Social Statics angedeutet hatte, erhielt hier eine vollständigere Fassung. Die Hauptgedanken dieser Abhandlung waren folgende: in seinen Grundeigenschaften entspricht der soziale dem individuellen Organismus, indem er wächst, während des Wachstums an Zusammengesetztheit zunimmt, je nach derselben eine gegenseitige Abhängigkeit der Teile im Gefolge hat und im Verhältnis zu den ihn konstituierenden Bestandteilen von unendlich langer Lebensdauer ist. Ich wies darauf hin, daß in beiden Fällen die zunehmende Integration von einer zunehmenden Heterogeneität begleitet ist. Wären meine Ideen damals schon so weit gereift gewesen, so hätte ich wohl eine gleichzeitige Zunahme an Bestimmtheit hinzugefügt. Die im Januar 1860 erschienene Abhandlung zog deshalb einige Aufmerksamkeit auf sich, weil die darin dargelegten Ideen dem Durchschnittsverstande sonderbar vorkommen mußten.

Der fast zur selben Zeit entstandene, doch erst im Juli des darauf folgenden Jahres veröffentlichte Essay über „Gefängnismoral" war, wenn auch nicht der Fassung, so doch dem Geiste nach durchaus evolutionistisch. Seine Folgerungen waren auf Gesetze des Lebens gegründet, welche zunächst für sich selbst und dann in ihrer Anpassung an die sozialen Bedingungen behandelt wurden. Es ergab sich, daß die Gesellschaft das Recht habe, die Handlungen des Verbrechers bis zu einer gewissen Grenze einzuschränken, nicht aber darüber hinaus. Das Hauptmerkmal des evolutionistischen Geistes, der darin vorherrschte, ist die Behauptung,

daß nicht allein die ethisch zu rechtfertigende, sondern die einzig erfolgreiche Behandlung zur Besserung von Verbrechern darin bestehe, daß sie während der ihnen auferlegten Beschränkung auf Selbstunterhalt angewiesen bleiben. Man erreicht damit, daß sie sich den Forderungen des sozialen Lebens unterwerfen, denen sie zuwiderhandelten. Meine Stellungnahme ging dahin, daß, wie bei allen Lebewesen, so auch bei den Verbrechern, durch die zwangsweise Unterwerfung unter die gegebenen Bedingungen auch eine Anpassung an diese erfolgen müsse: es ist dies eine notwendige Schlußfolgerung aus der Theorie der organischen Evolution.

In meiner kleinen Abhandlung über „Physiologie des Lachens", die für Macmillan's Magazine bestimmt war, tritt ein verwandter Zug hervor. Evolutionistisch war meine Erklärung zu nennen, indem das Lachen als Ausfluß einer Nerven- und zugleich Muskeltätigkeit begriffen wird, wie wir sie im ganzen Tierreich vorfinden, und vollends dadurch, daß der Schlüssel in der Erkenntnis des Gesetzes lag, wonach die Bewegung in der Richtung des geringsten Widerstandes erfolgt. Diesem selben Gesetz hatte ich bei der Interpretation evolutionistischer Vorgänge in der organischen Welt Rechnung getragen.

Während ich an diesen Aufsätzen arbeitete, erschien Darwins Werk über die „Entstehung der Arten". Man kann sich wohl vorstellen, mit welcher Genugtuung mich diese Lektüre erfüllte. Ich kann mich nicht entsinnen, ob sich in meine Genugtuung nicht auch ein gewisser Widerspruch mischte; mein damaliges Empfinden ist meinem Gedächtnis ganz entschwunden. Bis dahin oder vielmehr bis zu dem Tage, da ich von den der Linnaean Society vorgelegten Aufsätzen Darwins und Wallaces Kenntnis nahm, war ich der Ansicht, daß die einzige Ursache der organischen Evolution die Vererbung funktionell erworbener Veränderungen sei. Aus der „Entstehung der Arten" wurde mir klar, daß ich mich im Irrtum befand, daß nämlich der größere Teil der Tatsachen nicht auf diese Ursache zurückgeführt werden kann. Ob die Erkenntnis, daß, was ich für die einzige Ursache gehalten hatte, im besten Falle nur eine Teilursache sei,

mich verdroß, weiß ich mich nicht zu entsinnen, ebenso fehlt mir jede Erinnerung daran, ob ich mich über den Umstand ärgerte, es im Jahre 1852 versäumt zu haben, den damals ausgesprochenen Gedanken weiter auszuführen, nach welchem eine Ursache der menschlichen Entwicklung darin bestehe, daß unter den Menschen nur die Bestangepaßten der Gattung überleben. Sollten indes Gedanken dieser Art damals in mir aufgestiegen sein, so wurden sie doch sicher durch die Befriedigung, die ich über die Bestätigung meiner Theorie der organischen Entwicklung empfand, wettgemacht. Ich fühlte mich dadurch in der Ausarbeitung der Theorie bestärkt, die bereits meine ganze Weltauffassung beherrschte. Mein Glaube daran, daß eine richtige individuelle und soziale Führung auf der Annahme des evolutionistischen Prinzips in Bezug auf geistigen und sozialen Fortschritt beruhe, ließ mich hoffen, daß ihre Wirkungen sich bald in Erziehungsmethode, Politik und Erfassung des menschlichen Lebens überhaupt geltend machen würden. Offenbar erwiesen sich meine Hoffnungen auf baldige Erfolge als zu sanguinisch. Mein Vertrauen zur menschlichen Vernunft war damals noch viel größer als es heute ist.

In einem Briefe an meinen Vater vom 20. Januar finde ich folgende Stelle:

> In einigen Tagen werde ich Dich mit einer Zusendung überraschen.

Diese Anzeige bezog sich auf das Programm meines „Systems der Philosophie", das sich damals im Druck befand.

Seit dem Herbst 1859 hatte ich jeden Gedanken an eine weitere Berufsarbeit aufgegeben. Wie aber sollte ich sonst zur Ausführung meines Planes gelangen? In meiner Verzweiflung verfiel ich auf den Gedanken, den Druck durch Subskription zu ermöglichen. Meine Freunde, besonders Lewes, äußerten sich günstig darüber. Aus George Eliots Tagebuch ging hervor, daß ich am 19. November in Wandsworth speiste, und ich erinnere mich deutlich, daß wir über mein Vorhaben sprachen. Der erste Abzug meiner Aufforderung zur Subskription ist bloß: Januar 1860 datiert; für das nähere Datum war eine Lücke freigeblieben, da ich

vorerst die Kritiken verschiedener Freunde, darunter die Huxleys und Tyndalls, abwartete. Das Blatt enthielt neben der Ausführung der Einteilung näheres über die Art der Veröffentlichung wie folgt:

> Ich habe vor, je fünf bis sechs Bogen in Oktavformat (d. h. achtzig bis sechsundneunzig Seiten) erscheinen zu lassen, und zwar vierteljährlich. Der Preis für eine Lieferung wird 2,5 Sh. betragen, sodaß alle Subskribenten einen jährlichen Betrag von 10Sh. zu entrichten haben werden.

Die Versendung der Subskriptionsschreiben erlitt großen Aufschub, denn es kostete mich keine geringe Zeit, die für die Rückseite erforderlichen Unterschriften von Autoritäten aufzutreiben. Huxleys freundlicher Hilfe verdanke ich es, daß ich im Laufe von sechs Wochen eine ganz ansehnliche Liste von Gelehrten, Schriftstellern und einigen Staatsmännern beisammen hatte.

Vergleiche ich das Werk in seiner Vollendung mit dem Rohentwurf, so zeigt sich eine genaue Durchführung des Programms, was die Hauptteile anbetrifft. Es läßt sich indessen durch Vergleichung des allgemeineren und spezielleren Zusammenhangs zwischen den verschiedenen Teilen feststellen, inwieweit sich die Konzeption in diesen zwei Jahren entwickelt hat. Die ganze Serie hatte inzwischen eine Erweiterung von sieben auf zehn Bände erfahren, wobei die „Prinzipien der Biologie" statt eines Bandes zwei umfaßten und die „Prinzipien der Soziologie" von einem auf drei Bände erweitert wurden. Außerdem wurden die einzelnen Kapitel bedeutend vergrößert und in systematischen Zusammenhang gebracht.

Ich muß an dieser Stelle bemerken, daß, wenn sich auch während dieser zwei Jahre die Konzeption des Gesamtwerkes in hohem Maße entwickelt hat, von dieser Zeit an nur verhältnismäßig kleine Ergänzungen hinzutraten. Die „Prinzipien der Psychologie" erfuhren (erst in der 1880er Ausgabe) eine Erweiterung durch den „Congruenzen" betitelten Teil, die „Prinzipien der Soziologie" wurden um den Abschnitt

„Häusliche Institutionen" erweitert, und wenn ich noch die Vollendung des zweiten Bandes erlebe, werde ich einen weiteren Teil über „Berufliche Institutionen" hinzufügen.

Ich konnte mit der Aufnahme meines Subskriptionsschreibens zufrieden sein. Zweifellos hatte ich es dem Einfluß meiner Gönner zu danken, daß ich so viele Unterschriften erhielt. Im Laufe des Frühlings schon hatte ich drei- bis vierhundert Subskribenten zu verzeichnen; die endgültige Zahl belief sich auf über 440. Angenommen, ich konnte meine Lieferungen pünktlich jedes Vierteljahr fertigstellen und die Beiträge der Zeichner liefen sämtlich ein (was in der Regel nicht der Fall ist), so war es immerhin ein gewagtes Stück, auf die 200 Pfund Einnahmen zu rechnen. Sollten sich doch die Druck- und Publikationskosten allein auf 120—130 Pfund jährlich belaufen! Glücklicherweise wurde mir von anderer Seite Hilfe zuteil.

Ein Amerikaner, bei dem ich mir durch meine Werke Sympathien erworben hatte, und den ich auch persönlich kannte, Mr. E. A. Silsbee of Salem, sandte mir auf meine Frage hin, ob ich wohl auch in Amerika auf Unterschriften für mein Werk rechnen dürfte, folgende Zeilen:

> Youmans, ein sehr populärer Professor und nebenbei ein kluger Kopf, nimmt sich Ihrer Sache begeistert an. Er ist Verfasser verschiedener Werke über Chemie, Physiologie u. a.

Dieser unbekannte Gönner vermochte es, durch seine unermüdliche Tätigkeit zweihundert Unterschriften für mein Werk zu gewinnen.

Die nunmehr angebahnte Verbindung war ein wahrhaft großes Glück für mich, denn Professor Edward L. Youmans war wie kein anderer der Mann dazu, meinen Ideen Verbreitung zu verschaffen. Er besaß in hohem Maße die zur Darstellung und Verbreitung der Theorie erforderlichen Fähigkeiten, und bis zum heutigen Tage hat er stets zur Anerkennung der Evolutionsdoktrin in Amerika beigetragen. Sein Bestreben, der allgemeinen Wohlfahrt zu dienen, war so groß, daß er alle seine Kräfte und Mittel

daransetzte und seiner Gesundheit dabei wenig achtete. Nie wieder ist mir ein Philanthrop begegnet, der in solchem Maße zur Verbreitung der Idee, daß das Allgemeinwohl das höchste Ziel des Menschen sein sollte, beitrug und der alle seine persönlichen Interessen hintansetzte.

Um von diesem Tribut der Bewunderung für meinen Gönner auf mein Thema zurückzukommen, sei hier noch bemerkt, daß die Unterschriften in England und Amerika zusammengenommen gegen sechshundert betrugen, und mit dem Druck meines Werkes begonnen werden konnte.

Ich hatte mich zu jener Zeit gerade aller Verpflichtungen den Zeitschriften gegenüber entledigt. Mein letzter Artikel für die Westminster Review hatte zum Thema „Parlamentsreform, ihre Gefahren und ihr Schutz". Dieser im April erschienene Aufsatz war auf Jahre hinaus mein letzter in Essayform.

Es ist mir daran gelegen, diese letzte Arbeit nicht ganz zu übergehen, weniger wegen ihrer Tragweite für die Evolutionstheorie, als vielmehr der wohlbegründeten Befürchtungen halber, die darin zum Ausdruck kamen. Allerdings stand auch dieser Artikel insoweit in Beziehung zur Evolutionstheorie, als er mit der These schloß: „in gleichem Maße wie die Volksvertretung zunimmt, muß der Machtbereich der Behörden eingeschränkt werden," ein Zusatz übrigens zu der einige Jahre zuvor schon aufgestellten Behauptung, daß „die repräsentative Regierungsform die bestmögliche für die Verwaltungs- bezw. Rechtssphäre und die ungünstigste für die übrigen Funktionen" sei. Es ist dies die praktische Anwendung der allgemeinen Doktrin, daß der soziale Fortschritt eine wachsende Differenzierung der Funktionen im Gefolge hat und stets haben sollte; diese Doktrin aber ist evolutionistisch. Als praktischer Teil des Artikels könnte derjenige bezeichnet werden, in welchem ich behaupte, daß, solange bei politischer Machtausdehnung das Auferlegen der öffentlichen Lasten als eine Bürde empfunden wird, die der Einzelne mit Bewußtsein für die Allgemeinheit trägt, auch jene nachteilige Zunahme von staatlichen Eingriffen und Vermehrung der Regierungsgewalt fortdauern

wird. Und ich behaupte weiter, daß so, wie in früheren Zeiten einige Ueberlegene ihre Macht auf Kosten der untergeordneten Mehrheit unrechtmäßig ausnützten, diese, zur Herrschaft gelangt, ihre Macht auf Kosten der wenigen Ueberlegenen unrechtmäßig ausdehnen würden. Unter diesen wenigen Ueberlegenen aber sind nicht nur die sozial Hochgestellten, sondern auch die Ueberlegenen der niederen Stände zu verstehen.

Leider hat sich meine Prophezeiung nur allzu bald erfüllt. Ein weiteres Vorrecht, dessen Einräumung wohl dazu angetan ist, die Machtgleichheit der Klassen vollends aufzuheben, indem es die Stimmabgabe von dem Tragen der öffentlichen Lasten trennt, wird unausweichlich ein stetes Anwachsen der sozialisierten Gesetzgebung im Gefolge haben.

Ich hatte gerade mein vierzigstes Lebensjahr erreicht und rechnete nach dem in meinem Programme vorgesehenen Plane aus, mit meinem sechzigsten Jahre würde das System vollendet sein. War diese Erwartung für einen gesunden Menschen schon etwas zu sanguinisch, so war sie in Anbetracht meines Gesundheitszustandes geradezu absurd zu nennen.

Vergegenwärtige ich mir all die erschwerenden Umstände, bedenke ich, daß ich im besten Falle drei Stunden täglich zu arbeiten vermochte, daß ich, abgesehen davon, daß mir so mancher Vormittag durch Unwohlsein verloren ging, öfter ernstliche Rückfälle erlitt — so muß ich ohne weiteres zugeben, daß dem Unbeteiligten mein Vorhaben zum mindesten etwas verschroben erscheinen mußte. Ich wollte es unternehmen, ein Werk, das alle Kraft und Mittel eines kräftig Veranlagten beansprucht haben würde, zu vollenden, ich, der Nerveninvalide, der kaum von einem Tag zum anderen seines Befindens sicher sein konnte.

Wie das Ergebnis beweist, ist es mir — wenn auch nicht infolge kluger Voraussicht, so vielleicht durch meinen guten Stern — dennoch geglückt, mein Vorhaben, wenngleich nicht in allen Teilen, so doch zum größten Teil plangemäß durchzuführen.

Neunter Teil.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Ich arbeite an meinen „Grundlagen der Philosophie".

1860—1862.

Bis zu diesem Zeitpunkt kann mein Lebenslauf als ein mannigfaltiger bezeichnet werden. Ich kann nicht umhin, hier einen Augenblick zu verweilen und mich zu fragen, ob zwischen meinem bisherigen und meinem späteren Leben irgend eine innere Beziehung bestehe. Mit dem gewöhnlichen Erziehungsgang verglichen, unterschied sich wohl der meine vornehmlich durch seine Unregelmäßigkeit. An Stelle der (bei mir mangelhaften) linguistischen Kenntnisse trat physikalisches, chemisches und biologisches Wissen, das man sich bei gewöhnlichem Bildungsgang seltener aneignet.

In meinem Ingenieurberuf machte ich die verschiedensten Phasen durch. Es kam zunächst die Zeit des Zeichnens von Plänen und Entwürfen, alsdann der Messungen und Nivellierungen, die Zeit der Bureauarbeiten, der Abfassung von Kontrakten und Ueberwachung ihrer Ausführung, hernach das Prüfen von Lokomotiven, das Ausfertigen von Plänen und Entwürfen fürs Parlament, verbunden mit Besuchen daselbst und Beaufsichtigung der ausführenden Ingenieure. Daneben fand ich noch Zeit, Verbesserungsmethoden und Neuerungsverfahren aller Art zu ersinnen.

Es kam die Zeit, da ich ohne Stelle war, eine Zeit des Experimentierens und der Erfindungen, des Zeichnens und Modellierens. Auch befaßte ich mich damals viel mit Geo-

logie und Botanik. Es entstanden demzufolge verschiedene naturwissenschaftliche Abhandlungen. Ich hatte ferner Gelegenheit, mich politisch zu betätigen. Die Regierungsformen beschäftigten mich und wurden zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen.

Mit dem Eintritt in meine literarische Laufbahn hörte die Mannigfaltigkeit meiner Beschäftigung keineswegs auf: war auch meine Tätigkeit nun eine einförmigere, so waren doch die Gegenstände, die ich behandelte, mannigfacher Art. Neben meiner journalistischen Tätigkeit schrieb ich meine politische Ethik, die mir alsdann den Weg zur Psychologie ebnete. Meine damals entstandenen Essays liegen auf so verschiedenen Gebieten, daß sie ohne jeglichen Zusammenhang scheinen. Man stelle beispielsweise nebeneinander: „Uebermaß von Gesetzgebung" und „Anmut"; „Bevölkerung" und „Stil"; „Sitten" und „Entwicklung der Spezies"; „Geologie" und „das Lachen"; „Bankgeschäfte" und „individuelle Schönheit"; „Handelsmoral" und „die Nebularhypothese"; „der Ursprung der Wissenschaft" und „Eisenbahnpolitik"; „die Formen der Organismen" und „Parlamentsreform"; „das Gesetz des Fortschritts" und „die Urformen der Architektur"; „das Zeugnis der Wahrheit" und „der Ursprung der Musik"; „Gefängnisdisziplin" und „der Gebrauch von Anthropomorphismen" u. a.

Ich war nunmehr auf dem Punkte angelangt, wo auch diese Mannigfaltigkeit ein Ende nahm, um einer einheitlicheren Betätigung Platz zu machen. Ich sage, einer einheitlicheren Tätigkeit, denn wenn auch die Themata, die ich in meiner synthetischen Philosophie zu behandeln hatte, recht ungleicher Art waren (ob dies mit meinem früheren Leben zusammenhing?), so war doch eine durchgängige Einheit der Auffassung und Methode vorhanden. In dieser Hinsicht kam in mein bis dahin so wechselvolles Leben eine gewisse Konstanz.

In anderer Beziehung aber bewahrte ich mir meine Unstetigkeit. Es war dies in Bezug auf meine Wohnung, und zwar aus rein ökonomischen Gründen. Da ich zwei bis drei Monate des Sommers stets auf dem Lande verbrachte,

gab ich vor meiner Abreise meine Londoner Wohnung regelmäßig auf und hatte daher bei meiner Rückkehr eine andere zu suchen. Im Frühjahr 1860 zog ich nach kurzer Abwesenheit nach dem Torrington Square 18, Bloomsbury.

Hier begann ich am 7. Mai zu arbeiten und hoffte, Denen Trotz zu bieten, die an der Vollendung meines Lebenswerkes Zweifel hegten. Ich hatte mich verrechnet. Noch vor Vollendung des ersten Kapitels brach ich zusammen. Ich suchte in Brighton Erholung, brachte sodann einige Tage bei Potters in Standish zu, und der Juli fand mich im schottischen Hochland mit Familie Lott.

Inzwischen waren meine Eltern nach Tréport gereist, und auf ihr Bitten hin entschloß ich mich, mich ihnen anzuschließen. Hier angelangt, nahm ich meine Arbeit in bescheidenem Umfange wieder auf. Man konnte an sonnigen Nachmittagen auf einem Wiesenhang zwei Gestalten beobachten: die eine in gebückter Haltung schreibend, die andere sinnend oder auf- und abgehend. Das Amt des Schreibers hatte mein Vater übernommen; der andere war ich selbst. Doch dieser Aufenthalt währte nicht lange; war ich doch bis dahin hoch über Meer gewesen, während Tréport auf Meereshöhe lag. Am 11. Juli war ich schon nach London zurückgekehrt, da der Höhenunterschied verhängnisvoll zu werden drohte.

Es gelang mir, mein gewöhnliches Arbeitspensum wieder einzuhalten. Mitte September konnte die erste Lieferung meines Manuskripts erscheinen.

Ich verbrachte nun weitere zwei Monate im schottischen Hochland und zwar in Gesellschaft des Dichters Artur Hugh Clough und seiner Gemahlin, der Nichte meines Freundes Octavius Smith. Eine gemeinsame Bootfahrt auf dem Loch Arienas beim Mondschein wird mir stets erinnerlich bleiben.

Nach einem zehntägigen Aufenthalt in Derby kehrte ich am 22. Oktober nach London zurück. Die Publikation meiner ersten Lieferung stand (nach dreimonatlicher Verzögerung) endlich bevor.

Ende November starb mein Onkel William, der jüngste Bruder meines Vaters. Er hatte mich zu seinem Universalerben eingesetzt, und diese Erbschaft bildete einen nicht zu

unterschätzenden Faktor für meine endgültige Laufbahn. Denn ich hatte bei Bestimmung der Einnahmen durch meine Subskription die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die säumigen Schuldner unter den Unterzeichnern waren so zahlreich, daß ich größere Verluste erlitt, als ich es mir je hätte träumen lassen. Falls ich jene Erbschaft nicht gerade damals hätte antreten können, wäre ich wahrscheinlich genötigt gewesen, mein Unternehmen noch vor Erscheinen des ersten Bandes einzustellen.

Es ereignete sich bis Ende des Jahres 1860, abgesehen von einer ernsteren Erkrankung meines Vaters, nichts Bemerkenswertes. Zu seiner Erholung gingen wir auf einige Zeit nach Brighton, und als er mich nach London zurückbegleitete, befand er sich bereits auf dem Wege der Genesung. — Trotz jener mannigfachen Störungen machte ich befriedigende Fortschritte mit meiner Arbeit und ich war im stande, den 2. und 3. Teil zum bestimmten Datum fertigzustellen. Ende März jedoch versagte mir der Kopf den Dienst — ich mußte von weiterer Arbeit Abstand nehmen. Ein kurzer Aufenthalt bei meinen Freunden in Standish erwies sich als außerordentlich heilsam, und während meines Besuches daheim gönnte ich mir auch noch einige Ruhe. Indessen war ich nicht ganz müßig. Ich hatte mir vorgenommen, die in Zeitschriften bereits erschienenen vier Abhandlungen über Erziehung in Buchform herauszugeben. Schon in London hatte ich mit der Durchsicht begonnen, und hier im Freien fuhr ich damit fort. Nach London zurückgekehrt, hatte ich große Mühe, mich wieder in meine Arbeit zu finden. Ein Brief vom 14. Juni 1861 an meinen Vater berichtet:

> Diese Woche geht es schon besser, und ich habe die Arbeit wieder aufgenommen. Es geschieht dies auf eine merkwürdige Weise: ich verbinde nämlich das Diktieren mit dem Rudern. Ich setze mich mit meinem Sekretär in ein Boot und rudere fünf Minuten auf dem See im Regents Park, um hernach eine Viertelstunde zu diktieren. So wechsle ich immer ab und fühle mich sehr wohl dabei.

Bald darauf wurde mir ein noch wirksameres Mittel gegen Kongestionen empfohlen. Bei Gelegenheit der Kandidatur des Professors Mc. Lennan (nach Edinburgh, wenn ich mich recht erinnere) wurde ich um eine Empfehlung für ihn angegangen, zu deren Behuf mich der Verfasser der Primitive Marriage auf einen seiner Aufsätze in der Encyclopaedia Britannica aufmerksam machte. Zur rechten Zeit erinnerte ich mich der Unannehmlichkeit, die ich mir bei der überstürzten Kenntnisnahme von Professor Frasers Werk bei gleichem Anlaß zugezogen hatte, und ich sah mich daher veranlaßt, abzulehnen. Da ich ihm die Gründe nicht verschwieg, nahm Mc. Lennan meine Ablehnung nicht übel. Er riet mir vielmehr, zur Verhütung meiner Kongestionen Tennis zu spielen. Ich tat, wie mir geraten. Allmorgendlich zog ich mit meinem Sekretär nach einem freien Platz hinaus, erfrischte mich an dem Spiel und ging alsbald in ein nahe gelegenes Häuschen, wo ich einige Paragraphen zu diktieren pflegte. Ehe sich noch Symptome von geistiger Müdigkeit einstellten, war ich auf den Spielplatz zurückgekehrt.

Wenn sich auch auf diese Weise mein Befinden nicht verschlimmerte und ich ganz befriedigende Fortschritte machte, so sah ich doch keine Möglichkeit, den folgenden Teil zum festgesetzten Datum abzuliefern. Ich sah ein, daß es bei meinem veränderlichen Zustand nicht anging, überhaupt einen Termin einzuhalten und schrieb in diesem Sinne an meine Subskribenten: sie könnten die nächstfolgenden Teile zu keinem bestimmten Datum erwarten.

Ein nach Frankreich an meinen Vater gerichteter Brief vom 28. Juli lautet: —

> Seit acht Tagen bin ich nun in Ardtornish. Leider sind Smiths noch immer nicht eingetroffen, und ich mußte vierzehn Tage allein in Oban und der Umgebung verweilen. Natürlich war mir dies unzuträglich, wie ich überhaupt Einsamkeit meiden muß.

Erst bei Jahreswende trat eine Besserung in meinem

Befinden ein. Am 23. Januar schrieb ich, mein Zustand habe sich gebessert und ich arbeite endlich unbehindert.

Ich darf hier eine Erweiterung meines Freundeskreises nicht übergehen. Mr. Busk, der nachmalige Präsident des Aerzte-College, der indes schon damals seine Praxis aufgegeben hatte, zählte zu meinen intimeren Freunden. Seine Gattin war eine ungewöhnlich gebildete und geistig anziehende Frau, und ich habe manch angenehme Erinnerung an die Stunden, die ich in ihrem Hause zubrachte.

Von einer weiteren Bekanntschaft, die ich in diesem Kreise machte, berichtet ein Brief an meinen Vater: —

> Wie du siehst, habe ich einige neue Freunde erworben. Ein in wissenschaftlichen Kreisen bekannter Schriftsteller ist der Sohn des Astronomen Sir John Lubbock. Bei Gelegenheit eines zweitägigen Aufenthalts bei George Busk lernte ich ihn kennen und schätzen.

Auch mit Lewes, der seinen Sitz in Wandsworth mit einer Stadtwohnung vertauscht hatte, kam ich öfters zusammen. Wenn noch andere Freunde zugegen waren, sangen wir zuweilen im Chor. Warum sich George Eliot nie an diesen musikalischen Abenden beteiligte, weiß ich nicht. Jedenfalls würde ihre Stimme sicher zur Verschönerung unseres Chores beigetragen haben.

Ende Februar siedelte ich nach Bloomsbury Square Nr. 29 über. Hier vollendete ich meine „Grundlagen".

Soll ich statt aller Erörterung wie bei meinen vorangegangenen beiden Werken auch hier eine Rezension fingieren? Nein, denn hier liegen keine ähnlichen Motive vor. Der Grund, weshalb ich bei den Social Statics diese Methode eingeschlagen hatte, war der, daß ich die vorangegangenen und später daraus hervorgegangenen Ideen gleichzeitig darzustellen wünschte. Es schien mir dies Verfahren umso notwendiger, als ich, zumal ich mir der Mängel dieses Werkes deutlich bewußt bin, mich nicht dazu entschließen konnte, es in neuer Auflage herauszugeben. Ebenso erging es mir mit den „Prinzipien der Psychologie".

Es sind jetzt keine Exemplare der Originalausgabe mehr vorhanden, es sei denn in einigen öffentlichen Bibliotheken. Es war daher angemessen, mich über diese meine Werke zu verbreiten. Man vermochte sich so über deren Beziehung zu vorangegangenen und nachfolgenden Denkphasen klarzuwerden und konnte ferner den Abstand jener Werke von meiner heutigen Weltanschauung ermessen. Anders verhält es sich mit meinen „Grundlagen der Philosophie". Von der ersten Auflage an leicht zugänglich, erlitt die Theorie keine bemerkenswerte Veränderung. Wenn auch nachträglich noch eine bedeutende Fortentwicklung stattfand, wie aus dem Folgenden hervorgehen wird, so hatte mein System doch bereits insoweit seine endgültige Fassung erhalten, daß eine Darstellung desselben als Endergebnis bereits überwundener Phasen an dieser Stelle überflüssig erscheinen möchte. Ich glaube indes, wenn auch keine inhaltliche Uebersicht, so doch einiges über meine getäuschten Erwartungen und die Aufnahme des Buches überhaupt einschalten zu dürfen.

Ungleich einer Reisebeschreibung, einer im Plauderstil gehaltenen Biographie, unähnlich einem Bande Hofskandale oder einer neuen Klassikerübersetzung, ungleich auch einem blutigen Schlachtenberichte oder einer Auslassung über die Günstlinge Maria Stuarts, vollends ungleich einer Abhandlung über Junius als Schriftsteller, bot mein System dem Literaturkritiker keinen verlockenden Stoff zur Rezension, und so fand denn mein Werk, wie übrigens vorauszusehen war, nur wenig Beachtung. Von den in Frage kommenden kritischen Zeitschriften zum Teil gänzlich übersehen, fand es in einigen wenigen kurze Erwähnung. Der Spectator brachte beispielsweise eine Anzeige in winzigem Druck von etwa einem Dutzend Zeilen und zwar an einer Stelle, wo man die Eintagsfliegen der Literatur abzutun pflegt. Wenn ich mich auch hierüber nicht sonderlich aufregte, so überraschte mich indes nicht wenig der Umstand, daß man von dem grundlegenden Teil des Werkes überhaupt keine Notiz nahm, während das Wenige, das wirklich zur Besprechung gelangte, dem verhältnismäßig unwichtigen Teile entnommen war. Als ich mich vor Jahren entschlossen hatte, die in meinem

Essay über „Gesetz und Ursache des Fortschritts" nur in knappen Umrissen festgelegten Anschauungen zu einem System auszubauen, erschien es mir notwendig, der Exposition einige einleitende Kapitel über meine — Grundfragen der Metaphysik und Theologie betreffenden — Ansichten voranzuschicken. Ich wollte mich nicht dem Verdachte aussetzen, ich vertrete eine durchaus materialistische Deutung der Dinge. So entstand der erste Teil, „Das Unerkennbare". Ich hatte erwartet, daß meine ablehnende Stellungnahme gegenüber dem Materialismus, sowie die Behauptung, daß, welche Erklärung für die sich uns im Universum offenbarenden Phänomene wir auch immer finden mögen, das letzte Mysterium doch unlösbar bleiben müsse, daß diese meine Kundgebung eine Auseinandersetzung seitens der Leser und also auch seitens der Kritiker herausfordern würde. Ich lebte der Gewißheit, daß der wesentliche Teil des Werkes — die Evolutionstheorie — ohne Anerkennung irgend eines metaphysischen oder theologischen Credos aufrecht erhalten werden könne; und wenn ich es auch für geboten hielt, die Erwähnung eines mir fernliegenden Glaubens zu vermeiden, so nahm ich doch wiederum an, daß eine ausdrückliche Betonung dieses Punktes den Leser bestimmen würde, sein Hauptaugenmerk dem folgenden Teile zuzuwenden. Ich hatte mich jedoch geirrt. Die Beachtung, die meinem Werke überhaupt geschenkt wurde, beschränkte sich fast durchgehends auf den agnostischen Teil, den ich doch nur als Einleitung vorangeschickt hatte. Die allgemeine Theorie dagegen, die das Wesen des Buches ausmacht, wurde nur kurz erwähnt oder gänzlich übergangen. Auch in den ganzen fünfundzwanzig Jahren, welche seither verstrichen sind, ist mir bisher noch keine knappe Darstellung dieser meiner allgemeinen Theorie zu Augen gekommen.

Vernünftigerweise war anzunehmen, daß die Beweisführung eines Gesetzes, wie das der Variabilität, das sich beständig in allen Daseinsformen offenbart, einer Prüfung unterzogen werden würde. Es war zu erwarten, daß man im Falle der Unzulänglichkeit meiner Beweise diese widerlegen würde, im Fall ihrer Richtigkeit jedoch jene Erkenntnis

eine wichtige Rolle in der Weltauffassung einnehmen würde. Dies war indes nicht die Ansicht derer, die „öffentliche Meinung" machen.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Herbstferien.

1862.

„Ach, es ist doch eine große Befriedigung für mich, die „Grundlagen" fertig zu wissen, was mir nun auch zustoßen sollte," bemerkte ich nach Vollendung meines Werkes zu einem Freunde. Zweifellos brachte mir jene Genugtuung, die ebensosehr sachlichen wie persönlichen Beweggründen entsprang, die heitere Stimmung, mit der ich diesmal Sommer und Herbst genoß.

Nicht ohne Absicht habe ich darauf hingedeutet, daß ich diesmal schon im Sommer Erholung suchte. Es war das Jahr der zweiten Weltausstellung, und natürlich wurden alle meine Mußestunden dem Besuche derselben gewidmet. Meinen Eltern, die bei dieser Gelegenheit in die Hauptstadt kamen, alle Sehenswürdigkeiten zu zeigen, nahm allein schon mehrere Tage in Anspruch. Auch Freunden, die vom Lande hineinkamen, diente ich oftmals als Cicerone. Mit der ersten Weltausstellung konnten die gebotenen Vergnügungen allerdings nicht wetteifern, aber dennoch waren sie auch diesmal großartig.

Am 10. Juli traf ich in Llandudno bei Lotts ein. Wir machten gemeinsame Fußtouren, trieben Fischfang und unternahmen Ruderfahrten, und gar oft erlebten wir nicht ganz ungefährliche Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Am 17. August richtete ich folgende Zeilen aus Glasgow nach Hause:

> Herr und Frau Youmans sind hier. Ich fahre auf einige Tage mit ihnen über Land und bin wahrscheinlich nächste Woche zu Hause.

Professor Youmans, der von jeher mein Anhänger und mir stets zu Diensten bereit war, hatte mit seiner jungen Gattin die Reise nach Europa unternommen, teils der Weltausstellung halber, teils aber, wie er versicherte, um meine Angelegenheiten für Amerika ins reine zu bringen. Ich ließ es mir angelegen sein, meinen neuen Bekannten innerhalb dreier Tage zunächst Edinburgh zu zeigen. Genau genommen, konnte ich ihnen nur ein sehr mäßiger Führer sein, zumal mir die historischen Anknüpfungspunkte fehlten. Ich habe eine schwache Erinnerung, Professor Youmans einmal — es handelte sich um eine historische Tatsache, Maria Stuart betreffend — zum Lachen gereizt zu haben, indem ich bemerkte: „Glücklicherweise bin ich in diesem Punkte um eine Auskunft verlegen." Es war dies gewissermaßen eine Zufriedenheitskundgebung über den Umstand, daß ich Zeit und geistige Kraft an wertvollere Kenntnisse gewendet hatte — vielleicht auch wollte ich damit meiner Geringschätzung darüber Ausdruck geben, was alles Verstorbenen oder auch Lebenden nachgeredet wird.

Selbstverständlich mußte ich Youmans ein wenig Schottland zeigen. Wir machten die gewöhnliche Tour den Seen entlang und trennten uns in Greenock, von wo aus sie nach London weiterreisten. Ich dagegen fuhr noch am selben Tage nach Derby. Hier verbrachte ich vierzehn Tage. Nach einem kurzen Besuche bei Brays in Coventry kehrte ich nach der Hauptstadt zurück. Kaum hatte ich mich in meiner neuen Wohnung am Gloucester Square, Hyde Park, häuslich niedergelassen, als Silsbee, ein Bekannter aus Amerika, mich aufforderte, ihn nach Paris zu begleiten. Da ich in seiner Schuld stand und außerdem unterwegs ebensogut meine beabsichtigte Korrektur vornehmen konnte, willigte ich ein, und am 17. Oktober reisten wir ab. Ich erinnere mich bloß eines einzigen Vorfalls gelegentlich unseres Pariser Aufenthalts. Es ist dies eine Diskussion, die ich anläßlich eines Besuchs im Louvre mit Silsbee hatte. Es handelte sich, wenn ich mich recht erinnere, um eine Landschaft von Rubens, die teils durch ihr Alter, teils auch vermöge der Meisterschaft des Künstlers, etwas ganz Eigenartiges hatte, besonders

im Lufteffekte; die Komposition dagegen war durchaus unkünstlerisch. Für mich war das Bild ein solches, das man nur im Vorbeigehen streift, während Silsbee bewundernd davor stehen blieb. Für die Amerikaner ist das Alter einer Sache von größerer Bedeutung als für uns. Viel leichter geschieht es daher, daß ein Amerikaner, von etwas Antikem gefesselt, den Gegenstand bloß auf den äußeren Schein und nicht auf die inhaltliche Schönheit hin betrachtet, die allein zum Kunstwerk stempelt.

Der Durchschnittsmensch, dem gedankliche Analyse fernliegt, gibt sich überhaupt über die Ursache seines Genießens keine Rechenschaft; er versucht nicht einmal, darin zu unterscheiden. Ein altes Kunstwerk ruft daher an und für sich das Gefühl der Ehrerbietung in ihm wach, auf welches Alter und die traditionelle Wertschätzung desselben ein Anrecht haben. Das Urteil aber, das sich auf eine derartige Empfindung stützt, ist nichts weniger denn zuverlässig. Der einzige Grund zu einem derartigen Maßstab — der einer relativ guten Erhaltung des Kunstwerks — beweist deutlich, wie unzuverlässig die menschliche Wertung der Antike im Verhältnis zur Beurteilung der Moderne ist. Zweifellos hat dieses Bedürfnis, das eine Irreführung der öffentlichen Meinung auf diesem Gebiete bewirkt, wo es am wenigsten angebracht ist, auch in anderer Richtung nachteilige Folgen, insonderheit aber in Fragen der Kunst.

Man mag zur Erklärung vorbringen, daß in Dingen der Kunst das Urteil ebenso wie in religiösen Fragen von Autorität und Tradition bestimmt wird. Es steht jedoch zu hoffen, daß in Kunstfragen die autoritative Bevormundung ebenso weichen wird, wie es in religiösen Fragen bereits der Fall ist.

Neununddreißigſtes Kapitel.

Ein Band meiner „Biologie".

1862—1864.

Nach meiner Rückkehr aus Paris bezog ich eine Wohnung in der Hinde Street 6, Mancheſter Square. Das Haus iſt nun ſchon längſt abgeriſſen. Hier brachte ich den Winter und das Frühjahr zu.

Iſt es wirklich der Fall, daß Frauen einen intuitiveren Einblick in den Charakter eines Menſchen gewinnen, als Männer? Die Annahme, daß es ihnen ſchneller gelingt, die Denkweiſe anderer zu ermitteln, iſt jedenfalls begründet. Die Folgerung liegt nun nahe: wenn es Frauen beſſer gelingt, aus ihrem Beobachtungsmaterial die vorübergehenden Geiſteszuſtände zu ermitteln, vermögen ſie nicht auch mit ſichererem Blicke die bleibende Geiſtesart eines Menſchen zu erkennen? Wenn man indes bedenkt, wie häufig ſich Frauen durch einſchmeichelndes Weſen und ſchöne Worte irreführen laſſen, kann man nicht umhin, den eben erwähnten Schluß anzuzweifeln. Liegt der Unterſchied zwiſchen Mann und Frau in dieſer Beziehung nicht ſo ſehr in der Intuition, als vielmehr in der Raſchheit des Auffaſſens und Handelns? Im allgemeinen fragen Frauen wenig nach dem Wert der empfangenen Eindrücke, während Männer dieſelben Eindrücke abzuwägen geneigt ſind; ſie halten ihre Empfindungen häufig für Vorurteil und warten mit ihrem Urteil auf Beweiſe. Da nun in der Regel ſolche Empfindungen nicht ganz belanglos ſind, ſondern die Aeußerungsform aufgehäufter ererbter Erfahrungen darſtellen (wie beiſpielsweiſe ein Kind, das ein häßliches Geſicht ſieht oder eine barſche Stimme hört, zu weinen pflegt), geſchieht es, daß Frauen, die ſich von ſolchen Empfindungen leiten laſſen, ſich öfter Kränkungen erſparen, denen Männer, welche die Rechtfertigung ihrer Empfindung abwarten, ausgeſetzt bleiben.

Die Veranlassung zu diesen Beobachtungen war meine Wirtin in der Hinde Street. Mein erster Eindruck war ein recht ungünstiger; ihr Wesen erschien mir nichts weniger als anziehend, obwohl sie äußerst zuvorkommend war. Ich schenkte indes diesem ersten Eindruck keine Beachtung und hatte es später bitter zu bereuen. Nicht gerade, daß mir daraus ein wirklicher Schaden erwuchs — der Umgang jedoch war ein durchaus unerquicklicher.

Unmittelbar nach meiner Rückkehr im Herbst hatte ich mit meinen „Prinzipien der Biologie" begonnen. Wenn ich auch während meines Besuches in Paris die Durchsicht verschiedener Arbeiten erledigte, so mußte ich doch mit Diktieren innehalten. Nach meiner Rückkunft nahm ich dies selbstverständlich wieder auf. Indessen folgte eine weitere Unterbrechung, die mir zwar nicht ihrer Dauer, wohl aber ihrer Veranlassung wegen erwähnenswert erscheint.

John St. Mill gab gerade damals sein Werk, betitelt „Utilitarismus", heraus, in welchem ich mich den Anti-Utilitariern beigezählt fand. Da mich diese irrtümliche Einreihung störte, klärte ich Mill über meine Stellungnahme auf, indem ich ihm zeigte, worin ich mit der utilitarischen Schule übereinstimme und worin ich von ihr abwich. Professor Bain hat den Hauptinhalt dieses meines Briefes im Schlußkapitel seiner Mental and Moral Science wiedergegeben; er ist jedoch in meinen eigenen Werken nirgends zu finden. Da es mir darauf ankommt, daß diese falsche Auffassung nicht fortgesetzte Verbreitung finde, lasse ich an dieser Stelle den Brief unter Hinweglassung der Einleitung und des Schlusses folgen: —

Ich war unangenehm davon berührt, stillschweigend zu den Anti-Utilitariern gerechnet zu werden. Ich selbst habe mich nie als Anti-Utilitarier betrachtet. Wenn ich mich nicht mit dem Utilitarismus einverstanden erklären konnte, so geschah dies nicht deshalb, weil ich ihn an sich verwarf, sondern nur deswegen, weil ich mich mit der Methode nicht einverstanden erklären konnte. Wohl gebe ich zu, daß die Glückseligkeit als Endzweck betrachtet werden

soll, nicht aber, daß sie der nächstliegende Zweck sei. Die opportunistische Philosophie dagegen, welche Glückseligkeit als das zu erreichende Ziel anstrebt, mißt der Moral keinen andern Zweck bei, als die Ergebnisse menschlichen Handelns erfahrungsgemäß zu verallgemeinern und der Lebensführung eben durch jene empirischen Verallgemeinerungen eine Richtschnur zu geben.

Meine Ansicht aber ist, daß es Aufgabe der Moral im eigentlichen Sinne, d. h. der Wissenschaft der richtigen Lebensführung, sein soll: festzustellen, *wie* und *warum* diese oder jene Lebensweise schädlich oder nützlich ist. Die guten oder schlechten Folgen unserer Handlungsweise können keine zufälligen sein; sie müssen vielmehr in dem Wesen der Dinge selbst begründet liegen. Ich halte es daher für die Aufgabe der Moral, aus den Lebensregeln und Daseinsbedingungen abzuleiten, welcherlei Handlungsweise notwendigerweise Glückseligkeit im Gefolge hat, und welche Unheil mit sich bringt. Erst dann sind die Folgegerungen der Moral als Gesetze des Handelns zu betrachten; erst dann sind sie, unabhängig von der momentanen Wertung von Glück und Unglück, durchweg anwendbar.

Vielleicht wird ein Beispiel am besten dartun, was ich meine. In ihren ersten Stadien bedeutete Astronomie nichts weiter als aufgespeicherte Beobachtungen über Lage und Bewegung der Sonne und der Planeten; erst nach und nach vermochte man, gestützt auf diese empirischen Beobachtungen, mit annähernder Sicherheit die Stellung gewisser Himmelskörper zu einer gegebenen Zeit zu bestimmen. Die moderne astronomische Wissenschaft dagegen beruht auf Deduktionen, die aus dem Gravitationsgesetz abgeleitet werden, welche uns beweisen, warum die Himmelskörper zu einer bestimmten Zeit jene bestimmte Stellung einnehmen müssen. Wie sich nun die moderne zur früheren Astronomie verhält, so verhält sich nach meinem Dafürhalten die eigentliche Moral zur opportunistischen. Was ich dem landläufigen Utilitarismus vorwerfe, ist, daß er keine entwickeltere Form der Moral anerkennen will und

nicht einsieht, daß er selbst noch in den Anfangsgründen der Moral als Wissenschaft steckt.

Um meine Stellungnahme vollends zu erklären, wird es angemessen sein, hinzuzufügen, daß sich bei der Menschheit gemäß fundamentalen Lehrsätzen einer entwickelten Wissenschaft der Moral gewisse grundlegende moralische Anschauungen herausgebildet haben und immer noch herausbilden; und, obwohl diese Anschauungen die Ergebnisse nach und nach angehäufter und vererbter Erfahrungen sind, stehen sie nunmehr ganz unabhängig von der bewußten Erfahrung da.

Bevor ich auf ein anderes Thema übergehe, sei noch bemerkt, daß diese Meinungsverschiedenheit vermutlich mit meinem andersartigen Bildungsgang zusammenhängt. Zu Benthams Zeiten waren die allgemeinen Kenntnisse in der Physik noch sehr begrenzt, und infolgedessen war der Kausalitätsbegriff bei den meisten Menschen ein unbestimmter, unentwickelter. Beschränkte sich auch der damalige Bildungsgang nicht ausschließlich auf das Erwerben von Sprachkenntnissen, so wurden doch naturwissenschaftliche Dinge nur so flüchtig berührt, daß die erforderlichen Prämissen zur Bildung von bestimmten Ideen über kausale Zusammenhänge fehlten. Es mochte damals kaum einen geben, der mit dem Gedanken vertraut war, daß jede Verausgabung von Energie irgendwo und irgendwie ein entsprechendes Aequivalent erzeugen muß und umgekehrt. Dies gilt wohl im allgemeinen auch von Benthams Anhängern, obschon sie theoretisch zweifellos alle die natürliche Kausalität anerkannt haben. Findet doch in Mills „System der Logik" die Kausalitätstheorie eine erschöpfende kritische Darstellung. Dennoch betrieb er — wie die meisten Utilitarier — nicht jenes Spezialstudium der Naturwissenschaft, welches allein die Möglichkeit gewährt, uns ein lebhaftes und stets gegenwärtiges Kausalbewußtsein wach zu halten. Bei mangelnden naturwissenschaftlichen Kenntnissen kann das Suchen nach Ursachen nicht zur Denkgewohnheit werden; daher auch das Verharren im empirischen Utilitarismus. Man glaubt, die

Ergebnisse dieser oder jener Handlungsweise durch die induktive Methode feststellen zu müssen, und stillschweigend läßt man es dabei bewenden. Daß das Verhältnis zwischen Lebensführung und deren Folgen stets ein kausales ist, und daß die Theorie der Ethik bis zur Verallgemeinerung der kausalen Beziehungen eine bloß rudimentäre bleibt — diese Erkenntnis blieb jenen fern.

Wie im vergangenen Jahre, so brachte mein Vater auch diesmal die Weihnachtsfeiertage bei mir in London zu. Da ich somit schon das Besuchsthema angeschlagen habe, mag hier noch einiges über die Vergrößerung meines Freundeskreises eingeschaltet werden. Ein Brief vom 25. Februar 1863 berichtet: —

> Samstag speiste ich bei meinen neuen Bekannten, Huths, die alle Freunde und Verehrer Buckles sind. Charpenter war auch zugegen, ferner Mr. Hare, der Verfasser des Scheme of Representation, das so viel Aufsehen erregte.

Zwei Söhne von Mr. Henry Huth hatten Buckle auf seiner Reise nach dem Osten begleitet, wo er sich durch ein böses Fieber einen frühzeitigen Tod holte. Mr. Henry Huth selbst war durch seine prachtvolle Sammlung seltener Bücher bekannt, die später an seinen Sohn Alfred überging. Dieser nun hat sich als Biograph Buckles einen Namen gemacht; er hat übrigens auch ein Werk über „Die Resultate von Verwandtenheiraten" geschrieben.

Eine weitere Bereicherung meines Verkehrs bedeutete Mr. Osmond de Beauvoir-Priaulx, der Verfasser des Buches Quaestiones Mosaicae. Dieser war in jeder Beziehung ein Feinschmecker zu nennen, sowohl nach der intellektuellen, als auch nach der materiellen Seite hin. Buckle war öfter sein Gast. Als ich zum erstenmal bei ihm eingeladen war, traf ich u. a. Mr. Higgins, der als Verfasser jener sarkastischen Briefe in der Times unter dem Pseudonym „Jakob Omnium" bekannt war; ferner Mr. G. S. Venables, welcher Leitartikel für die Saturday Review und die Times schrieb, der aber, wie ich mir habe erzählen lassen, die Erwartungen,

die man in ihn setzte, getäuscht hat. Damals war auch Erasmus Darwin, Charles Darwins Bruder, zugegen, der sich jedoch seiner geschwächten Gesundheit wegen nicht so geben konnte, wie er sonst wohl war. Dann war dort Thackeray, von dessen Witz und Humor in der Gesellschaft indes nicht viel zum Vorschein kam. Er nahm nur wenig Anteil an der Unterhaltung. Ich hörte, er könne sehr lebhaft sein; wahrscheinlich aber verhielt er sich in größerer Gesellschaft mehr beobachtend. Wer menschliche Charaktere und Eigenarten darzustellen vermag, dem fällt die Rolle des Beobachters eher denn die des guten Gesellschafters zu.

Mein körperliches Befinden gestattete mir, im Frühjahr drei weitere Nummern meines periodisch erscheinenden Werkes herauszugeben. Der IX. Teil indessen folgte erst im Juli. Nach Beendigung desselben verließ ich London. Daß ich mir wirkliche Ferien gönnte, kann ich nicht behaupten, denn auch diesmal hatte ich mir Arbeit zur Durchsicht mitgenommen. Ich beabsichtigte, die im Laufe der Jahre 1858 bis 1860 erschienenen Essays gesammelt in einem Bande zu veröffentlichen.

Seit dem Erscheinen meiner „Grundlagen" war Professor Youmans um deren Verbreitung in Amerika fortgesetzt bemüht. Wie ich von Mr. Silsbee hörte, soll er an 100 Mahnbriefe an säumige oder nachlässige Subskribenten versandt haben. Auch meine anderen Werke bemühte er sich in den Vereinigten Staaten zu verbreiten. Die Firma Appleton wollte, wie ich glaube, das Risiko für mein Werk „Ueber Erziehung" übernehmen; was dagegen eine Wiederveröffentlichung der Social Statics und meiner beiden Bände „Essays" anbetraf, so fürchteten sie, die Druckkosten würden nicht gedeckt. Angesichts dieser Umstände verfiel Youmans auf einen anderen Ausweg, wie aus meiner Antwort ersichtlich. Diese lautet wie folgt:

17. Dezember 1863.

Ich muß gegen das von meinen amerikanischen Gönnern so großmütig geplante Opfer wirklich Einspruch er-

heben. Wollte ich mich selbst gegen die Wohltat, die Sie mir erst neuerdings wieder erwiesen haben, wehren, so wüßte ich nicht, wie dies anfangen. Daß Sie mich indessen zu so großem Danke verpflichten, wie Sie es in Ihrem letzten Briefe andeuten, kann ich unmöglich hinnehmen. Allerdings werde ich, wenn es meine Gönner in Amerika auf Ihre Anregung hin unternehmen wollen, einige meiner Schriften wiederzuveröffentlichen, nicht Nein sagen, zumal ich selbst nicht imstande bin, das Risiko zu übernehmen. Obwohl mir der Gedanke einigermaßen peinlich ist, daß man sich meinetwegen so große Opfer auferlegt, kann ich nicht umhin, mich des Interesses zu freuen, das man offensichtlich meinen Bestrebungen entgegenbringt. Was dagegen den Vorschlag meiner Gönner anbetrifft, die Druckkosten übernehmen zu wollen und mir den Gesamtertrag der Publikation zu überlassen, wie ich aus Ihrem Briefe entnehme, so muß ich entschieden ablehnen. Genug der Großmut, wenn Sie willens sind, mir das Risiko abzunehmen und mir den (nach Abzug der Druckkosten) etwaigen Ueberschuß zukommen zu lassen.

So geschah es schließlich. Man brachte Gelder zur Wiederveröffentlichung der genannten Werke auf, und nach Rückerstattung der gelieferten Beiträge fiel mir ein — den verkauften Exemplaren entsprechendes — Honorar zu. Da ich nun schon einmal das Thema angeschnitten habe, sei hier gleich bemerkt, welches Verfahren in späteren Jahren mit dem Druck meiner Werke in Amerika eingeschlagen wurde. Mein Londoner Drucker fertigte nämlich Duplikate der Druckplatten an, die alsbald nach New York geschickt wurden. Es bestand eine Vereinbarung mit dem amerikanischen Verleger, nach welcher ich 15 Prozent Gewinnanteil an jedem Einzelbande haben sollte. Appletons einziges Risiko waren die Unkosten für Papier und Druckerarbeit. Es bedurfte natürlich eines großen Absatzes, um mir die Rückvergütung der Stereotypplatten zu ermöglichen. Nachdem dies geschehen war, hatte ich eine beträchtliche Einnahme.

Auf das von meinem Freunde Youmans formulierte Anerbieten ging die Firma Appleton bereitwilligst ein.

Ich hätte, um die strikte chronologische Reihenfolge einzuhalten, das Erscheinen meiner zweiten Essaysammlung erwähnen müssen. Soviel ich mich erinnere, wurde dieser Sammlung keine große Aufmerksamkeit geschenkt, zumal sie durchaus nicht dazu angetan war, bei den Kritikern Sympathien zu erwecken.

Das Jahr ging ohne bemerkenswerte Geschehnisse zu Ende. Mein Vater besuchte mich um die Weihnachtszeit, und ich begleitete ihn nach Derby zurück, wo ich bis Anfang Februar blieb. Ueber die Ereignisse der nächstfolgenden Monate mögen einige Stellen aus nach Hause gerichteten Briefen Aufschluß geben: —

26. März.

Bain hat mir ein Exemplar der zweiten Auflage seines Werkes über „Die Sinne und der Intellekt" geschickt, worin er eine äußerst vornehme Gesinnung bekundet.

Diese Bemerkung bezieht sich auf die Art, wie er meine Kritik der ersten Auflage aufnahm und die Bereitwilligkeit, mit welcher er auf eine Aenderung seiner Ausdrucksweise in der Darstellung seiner Anschauungen einging.

Eine Stelle aus einem Briefe vom 9. Juni dürfte auch von Interesse sein:

Ich mache befriedigende Fortschritte in meiner Arbeit. Erst gestern gelangte ich zu einer Konzeption, durch welche Darwins Lehre von der „Natürlichen Zuchtwahl" in die allgemeine Evolutionstheorie, wie ich sie auffasse, eingeordnet erscheint.

Es wird hier eine erklärende Einschaltung vonnöten sein. Die organische Evolution muß als ein Teil der Entwicklung

überhaupt in derſelben generellen Weiſe, d. h. nach phyſikaliſchen Begriffen, interpretiert werden: die durch funktionelle Anpaſſung (welche ich für einen der Faktoren anſah) und durch „Natürliche Zuchtwahl" herbeigeführten Veränderungen mußten gleicherweiſe als Folge der Zerſtreuung von Stoff und Bewegung dargeſtellt werden, die immer und überall vor ſich geht. Der landläufige Begriff der „Natürlichen Zuchtwahl" läßt ſich in dieſen univerſellen Zerſtreuungsprozeß nicht einordnen; er ſcheint vielmehr als ein Vorgang beſonderer Art beziehungslos dazuſtehen. Mein Suchen nach einer Möglichkeit der Einordnung auch dieſes Begriffs führte mich zu der Einſicht, daß der Prozeß, den Darwin mit „Natürlicher Zuchtwahl" bezeichnete, richtiger „Ueberleben des Tauglichſten" zubenannt werden müſſe. Wie aber kann das Ueberleben des Tauglichſten als Reſultante eines phyſikaliſchen Prozeſſes begriffen werden? Meine nunmehrige Antwort auf dieſe Frage lautet folgendermaßen: Die — eine ſtetige Evolution bildenden — Veränderungen neigen beſtändig einem Gleichgewichtszuſtande zu. Auf dem Wege zum abſoluten Aequilibrium, d. h. zur Ruhe, geht in vielen Fällen vorübergehend ein Prozeß labilen Gleichgewichts vor ſich: ein Syſtem gegenſeitig abhängiger Teile, welche geſondert ſolche Handlungen vollziehen, die zur Erhaltung des Ganzen dienlich ſind. Jeder lebende Organismus ſtellt ein ſolch labiles Gleichgewicht dar — eine Reihe ſich ausgleichender Funktionen, die ſein Daſein ausmachen; ein Aufheben dieſer Funktionen, die ſich die Wage halten, bezeichnen wir als Tod. Jede Gattung weiſt Individuen auf, deren Gleichgewicht weniger Schwankungen ausgeſetzt iſt, und die ſich daher länger erhalten als andere; dieſe nun ſind die Tauglichſten, die die anderen überleben, oder, um mit Darwin zu reden: ſie ſind die von der Natur Auserwählten. Verſtehen wir nun die Fortdauer als Erhaltung eines beweglichen Gleichgewichts, das bei beſtimmten Individuen durch zufällige Verurſachungen frühe unterbrochen wird, während es bei anderen noch zur Fortpflanzung der Gattung erhalten bleibt, ſo ſehen wir, daß das Ueberleben und die Fortpflanzung der Auserwählten als ein rein phyſikaliſcher

Prozeß, nämlich als mittelbares Ergebnis einer komplexen Form der allgemeinen Zerstreuung von Stoff und Bewegung zu begreifen ist.

Wozu den Verlauf des Herbstes in allen Einzelheiten wiedererzählen? Derartige Beschreibungen nehmen zu viel Raum ein, und ich will mich daher auf eine Wiedergabe meiner Ferienbeschäftigung nur insoweit einlassen, als zur Klarlegung dessen, was meine Mußestunden ausfüllte, erforderlich ist.

Zunächst besuchte ich natürlich meine Mutter. Den Juli über machte ich mit Lotts Touren im schottischen Hochland, und die übrigen Sommermonate verbrachte ich teils in Ardtornish, teils wieder in Derby.

Erst Anfang Oktober kehrte ich nach London zurück, wo ich am Kensington Gardens Square 88 eine passende Wohnung in gesunder Lage fand. Hier besorgte ich die Korrektur meiner XII. Lieferung. Kurz darauf kam der I. Band meiner „Prinzipien der Biologie" heraus. Was soll ich über diesen zweiten Teil meines „Systems der Philosophie", wie ich das Werk damals nannte, sagen? Ich kann doch unmöglich über diesen Band hinweggehen, wenn er auch mit seinem Titel andeutet, welcher Art meine geistige Beschäftigung während der beiden letzten Jahre war. Andererseits erscheint es überflüssig, mich über den Inhalt eines Werkes zu verbreiten, das doch jedem, der darüber unterrichtet sein will, zugänglich ist, und es wäre geradezu geschmacklos, diejenigen Ideen herauszugreifen, die mir am bemerkenswertesten erscheinen. Dennoch dürften einige allgemeine Bemerkungen nicht unangemessen sein.

Vielleicht wird man von mir eine Erklärung darüber erwarten, wie ich es unternehmen konnte, einen so umfassenden und schwierigen Gegenstand zu behandeln, — der Stoff sei doch zu verwickelt, um von irgendwem als Ganzes erfaßt zu werden, so umfassend, daß der eifrigste Gelehrte kein einziges seiner beiden großen Reiche beherrschen könne, daß es ein ganzes Leben beständigen Forschens bedarf, um eines dieser Reiche vollkommen zu ergründen. Wenn ich mich auch als Knabe für Naturgeschichte im allge-

meinen und Entomologie insbesondere interessierte, wenn ich mir auch damals und späterhin einige anatomische und physiologische Kenntnisse aus Zeitschriften und medizinischen Werken erwarb, wenn ich endlich eine Zeitlang im Hinblick auf einen besonderen Zweck Biologie studierte und eine gewisse natürliche Veranlagung mich mehr als andere befähigte, aus dem Gelesenen allgemeine Begriffe über biologische Erkenntnisse abzuleiten, so konnte ich doch sicherlich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen sein. Mein Bestreben aber ging dahin, eine allgemeine Theorie der Entwickelung darzulegen, wie sie sich in allen Daseinsformen offenbart. Wer sich immer eine solche Aufgabe stellt, muß entweder eine größere Kenntnis aller exakten Wissenschaften besitzen als irgend jemand sie je besaß, oder er muß sich bei einer teilweisen, um nicht zu sagen unvollkommenen Beherrschung jener Wissenschaften bescheiden.

Bei mir lag die Sache so: meine Vermessenheit war eine minder große, als sie den Anschein hat, zumal Freunde, die mit meinen Bestrebungen sympathisierten, so gütig waren, die in ihr Fach einschlagenden Teile vorher einer Durchsicht zu unterziehen. Professor Huxley übernahm freundlichst die Durchsicht der Korrekturbogen der zoologischen Partien meines Werkes, während sich Dr. Hooker (der nachmalige Sir Joseph H.) erbot, ein gleiches für die botanischen Partien zu übernehmen. Alles in allem scheint das Ergebnis zu beweisen, daß mein Versuch wissenschaftlich nicht ganz unzulänglich war.

In gewisser Hinsicht sogar mochte ich als Außenstehender, indem ich die Erscheinungen des organischen Lebens als Spezialfälle der Evolution betrachtete, vor den Fachspezialisten etwas voraus haben, die sich nach althergebrachter Art nur auf ihr Sondergebiet — sei es nun Tier- oder Pflanzenkunde — beschränken. Der Gelehrte, der sich ausschließlich mit seinem Spezialfach befaßt, läuft leicht Gefahr, jene allgemeinsten Gesetze, welche die Erscheinungen, die zu erforschen er berufen ist, gemeinsam mit anderen Gruppen von Erscheinungen aufweisen, zu übersehen oder doch nicht zureichend zu würdigen. Jene allgemeinen Wahr-

heiten, die sich sowohl im Pflanzen- als im Tierleben offenbaren, und die zu erkennen sich weder der reine Zoologe noch der Botaniker berufen fühlt, sind in Wirklichkeit Einsichten von höchster Bedeutung. Wenn auch der Forscher insoweit mit der Schwesterwissenschaft vertraut ist, daß sich ihm eine gewisse Gemeinsamkeit der Gesetze offenbart, so ist doch seine Aufmerksamkeit durch sein Spezialgebiet in so hohem Maße in Anspruch genommen, daß eben jene Erkenntnis gänzlich in den Hintergrund tritt, statt seinem Forschen das Relief zu geben. Vollends aber finden fernabliegende Gruppen von Erscheinungen allzu geringe Beachtung wegen der mangelnden oder zum mindesten unzulänglichen Erkenntnis der Gesetze, die allen jenen Gruppen von Erscheinungen sowie den Phänomenen des Lebens gemeinsam sind — jene Erkenntnis, die von größerer Tragweite ist, als die Erkenntnis der Gesetze der Lebenserscheinungen selbst. Natürlich brachte es das Studium der Biologie, nicht bloß vom Standpunkt der organischen, sondern von dem der Evolution überhaupt — der unorganischen und organischen, sowohl wie der superorganischen — mit sich, daß diese umfassendsten Gesetze für mich so offensichtlich hervortraten und mir solchergestalt den Weg zu einer mehr philosophischen Fassung der biologischen Tatsachen wiesen. Ferner ist zu bemerken, daß diese Behandlung des Gegenstandes gelegentlich zu einer Methode führte, deren Anwendung sich als außerordentlich förderlich erwies. War auch mein Endzweck, die sich aus Struktur und Funktion ergebenden allgemeinen Tatsachen als Folgen der Evolution darzustellen, so bedurfte es doch zunächst einer Klarlegung jener physikalischen und chemischen Eigenschaften der organisierten Materie, welche Voraussetzung meiner Interpretation sind. Anders ausgedrückt: es blieb mir noch übrig, die Tatsachen und Induktionen der Biologie darzulegen. Es ist einmal bemerkt worden, es komme beim Philosophieren sehr auf richtige Fragestellung an. Von besonderer Wichtigkeit war hier eine gründliche Untersuchung der in der Biologie gegebenen Voraussetzungen und der unabhängig von aller Theorie durch Beobachtung festgestellten biologischen Gesetze. Ich habe später bei meiner Behandlung psychologischer, sozio-

logischer und ethischer Fragen ein ähnliches Verfahren mit Erfolg eingeschlagen.

Ueber die Aufnahme dieses Werkes ist nicht viel zu sagen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man ihm wenig Beachtung schenkte. Ums Jahr 1864 wußte von zehn Gebildeten kaum einer, was „Biologie" bedeutet; und wer von dieser Minderzahl die Bedeutung des Wortes kannte — sei es Kritiker oder Leser — dem lag deshalb noch lange nicht daran, näheres darüber zu erfahren. Sicher erfuhr das Buch in vielen Fällen keine größere Beachtung, als jenes, von dessen Rezensenten so humoristisch behauptet wurde: „Er wird es aufgeschnitten und am Papiermesser gerochen haben." Ich möchte jedoch eine Anzeige des Buches nicht unerwähnt lassen, einerseits weil sie mir sehr bezeichnend scheint und andererseits ihrer unbeabsichtigten Komik wegen. Am 5. November 1864 stand im Athenaeum folgende Notiz: „Der soeben erschienene Band ist der erste von zweien, die nur einen Teil eines größeren Werkes bilden werden: wir können ihn daher nur anzeigen." Hätte derselbe Kritiker nach vielen Jahren das ganze System vollendet vor sich gehabt, so dürfte er mit noch größerer Ueberzeugungskraft gesagt haben: „Es liegen hier zehn Bände über fünf verschiedene Gebiete vor, die wir selbstverständlich unmöglich besprechen können. Wir geben daher nur die Anzeige." Das Verfahren ist bündig und schlüssig: — Da dies nur ein Teil des Ganzen ist, können wir ihn nicht besprechen; da dieses Werk zu umfangreich und mannigfaltig ist, fällt es aus dem Rahmen unserer Besprechungen. Infolgedessen muß das ganze Werk unbesprochen bleiben.

Vierzigstes Kapitel.

Abschweifung.

1864.

Wollte ich mit chronologischer Genauigkeit berichten, so hätte ich die nun folgenden Begebenheiten schon im vorange-

gangenen Kapitel erzählen müssen, da sie sich zu Anfang des Jahres 1864 zutrugen. Es hätte dies indessen meine Darstellung unterbrochen, und ich habe es daher vorgezogen, mir ein besonderes Kapitel dafür vorzubehalten.

Es waren nunmehr zehn Jahre verflossen, seit ich mich in einem Essay über den „Ursprung der Wissenschaft" mit Comtes Klassifikation der Wissenschaften auseinandersetzte und sie verwarf. In meiner Kritik, die den ersten Teil des Essays bildete, wies ich darauf hin, daß eine Ordnung der Wissenschaften nach schematischen Serien überhaupt unzulässig sei, sowohl ihrer logischen Beschaffenheit als auch ihrer historischen Entwickelung nach. Meine Ansicht ging vielmehr dahin, daß die Beziehungen der Wissenschaften untereinander, den Zweigen eines Baumes vergleichbar, divergieren und sich wieder vereinigen. Ich hatte während dieser zehn Jahre mehr als einmal den Versuch gemacht, das Verhältnis der Wissenschaften zueinander graphisch darzustellen — vergebens. Kein einziges meiner Diagramme befriedigte mich auch nur annähernd. Nun meine Aufmerksamkeit durch erneute Betrachtung der Diagramme wieder auf den Gegenstand gelenkt wurde, bin ich, wie es scheint, auf anderem Wege zur Kenntnis jener grundlegenden Unterscheidungsmerkmale gelangt, welche die Wissenschaften in die großen Gruppen teilen und ihre Klassifikation bestimmen.

So gibt es eine Gruppe von Wissenschaften, welche Einzelgegenstände behandelt. Ich meine hier nicht solche Objekte, die, wie beispielsweise Bruchstücke von Steinen, in verschiedener Hinsicht unbestimmbar sind, sondern solche, welche genau bestimmbar sind und entweder als isolierte Exemplare oder als zu einer Spezies gehörig bezeichnet werden können. Seien es nun Nebelbildungen oder Sterne, sei es die Sonne, ein Planet oder ein Satellit, ein jeder Gegenstand, den die Astronomie behandelt, läßt sich in eine Gruppe eingliedern; die Erde selbst, die in das Gebiet der Geologie fällt; ebenso alle Pflanzen und Tiere. In gewissem Sinne gilt das auch vom Geist. Wenn er auch keine sichtbare Wesenheit darstellt, so bildet er doch zusammenhängende organische Gruppen von Funktionen, wie sie sonstigen Wesenheiten eigen sind; jede

dieser Gruppen nun läßt sich als dieser oder jener Klasse von Geschöpfen zugehörig und in gewissem Maße auch als Spezialfall der Gattung bezeichnen. Ein ebensolches Verhältnis besteht zwischen Gesellschaftsgebilden. Jede Art von Gesellschaft ist ein mehr oder weniger bestimmter Bestandteil eines Ganzen und unterscheidet sich durch die Eigenart seiner Struktur sowohl, als auch durch Name und Oertlichkeit. Die Beziehungen der Wissenschaften untereinander nun gleichen einander darin, daß sie alle dahin streben, eine erschöpfende Erklärung des Gegenstands oder der Gegenstände zu geben, die ihren Hauptinhalt ausmachen. Das ist indes noch nicht alles: jede Wissenschaft tendiert dahin, eine Erklärung ihrer Entwickelung zu geben, d. h. die Geschichte der Veränderungen, durch die sie hindurchgehen mußte. In Wirklichkeit können sowohl die Astronomie als auch die Geologie, Biologie, Psychologie und Soziologie zur eigentlichen Naturgeschichte gerechnet werden, wenn auch in der Alltagssprache jede dieser Unterabteilungen ihren besonderen Namen beansprucht.

Abgesehen von dieser gemeinsamen Eingliederung haben die zu einer anderen Gruppe gehörenden Wissenschaften noch weitere gemeinsame Merkmale. So behandeln Mechanik, Physik und Chemie beispielsweise keine Einzelobjekte. Die Kräfte, mit welchen die Mechanik zu tun hat, sind keineswegs greifbare und sichtbare Wesenheiten; auch spielt bei der Formulierung ihrer Gesetze die absolute Quantität keine Rolle: es handelt sich hier nur um relative Quantität. Ebenso lassen sich die Phänomene: Wärme, Licht und Elektrizität ohne Bezugnahme auf deren Quantität verallgemeinern; es bestehen keine von einer Sonderheit zeugenden Merkmale. Ein gleiches gilt von der Chemie. Die Materie, die sie behandelt, besitzt im gasförmigen Zustande weder Greifbarkeit noch Sichtbarkeit; selbst im flüssigen Zustande sind die einzelnen Teile nicht unterscheidbar, und wenn sich auch im Aggregatzustand einzelne Teile durch Form und Größe unterscheiden, so kommen diese Momente doch bei der Feststellung der chemischen Gesetze von der Beschaffenheit der Moleküle, der Proportionen und der Art ihrer Tätigkeit nicht in Betracht. Außerdem haben jene Wissenschaften die Eigentüm-

lichkeit, daß sie die betreffende Materie oder Kraft nicht als solche behandeln, wie sie uns in wirklichen Gegenständen und Bewegungen erscheinen, sondern möglichst voneinander gesondert — frei von aller Beimischung und von außen hinzutretender Bewegung. Sie haben infolgedessen die weitere Eigentümlichkeit, daß ihre Aufstellungen zum Teil nur idealer Natur sind. Die Atomgewichte und Aequivalente des Chemikers konnten auf dem Wege des Experiments nicht mit Sicherheit geprüft werden, da wir nicht die Möglichkeit haben, die unreinen Bestandteile vollkommen auszuscheiden; ebensowenig kann ein Physiker ein Bewegungs- oder Energiegesetz mit absoluter Sicherheit formulieren, da er Imponderabilien nicht auszuschalten vermag.

Eine dritte Gruppe nun unterscheidet sich markanter von den beiden genannten Gruppen von Wissenschaften, als jene untereinander. Diese dritte Gruppe befaßt sich durchaus nicht mit Greifbarem, sondern ausschließlich mit begrifflichen Werten. Bestätigen auch die mathematischen und logischen Regeln zumeist die Wirklichkeit, so behandeln sie doch in keiner Weise ihr Dasein selbst, sondern bloß ihre abgeleiteten Eigenschaften. Die Logik hat es zu tun mit Disjunktionen, Korrelaten und Subsummierungen derjenigen Klassen von Gegenständen, die durch gesonderte Merkmale unterscheidbar sind; ihre Sache ist es nicht, festzustellen, was die Existenz selbst und deren Merkmale in Wirklichkeit sind. Die Einheiten, mit welchen das Zahl- und Rechen-System operiert, stellen oft wirkliche Gegenstände dar; die Realität der betreffenden Gegenstände ist indes für die Richtigkeit der rechnerischen Ergebnisse belanglos. Wenn bei einer Rechnung eine Zahl mit einer anderen multipliziert oder durch sie dividiert wird, so kommen die Gegenstände, welche die Zahlen darstellen sollen, durchaus nicht in Betracht. Ebenso verhält es sich in der Geometrie. Die geometrischen Wahrheiten gelten vom reinen Raum. Hält man sich auch bei der Bezeichnung dieser Phänomene gewöhnlich an sichtbare Linien, so werden doch die Faktoren, die die Linien sichtbar machen, geflissentlich ignoriert.

Daß sich mir diese Auffassung gleich zu Anfang darbot, will ich nicht behaupten; jedenfalls aber zielte das End-

ergebnis dahin. Es stellte sich heraus, daß die Wissenschaften, wie eben ausgeführt, in drei Gruppen zerfallen, nämlich in konkrete, abstrakt-konkrete und abstrakte. Ich erkannte ferner, daß die Wissenschaften innerhalb jeder Gruppe sich in ihrer Klassifizierung in der Richtung einer abnehmenden Verallgemeinerung bewegen.

Diese Erkenntnis erschien mir bemerkenswert genug, um sie sofort der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ich entschloß mich daher, mit meiner bisherigen Arbeit innezuhalten, um die neue Einsicht in einem Essay bekannt zu machen.

Ob ich diesen Entschluß im Dezember 1863 oder Januar 1864 in Derby ausführte, kann ich mich nicht entsinnen.

Der Grund dafür, warum ich jenen Essay über „Klassifikation der Wissenschaften" nicht in einer Zeitschrift, sondern ganz selbständig herausgab, ist einfach darin zu suchen, daß mir keine andere Wahl blieb. Auf wiederholte Erkundigung ward mir der Bescheid, daß eine so rein philosophische Abhandlung ein unmögliches Thema für Zeitschriften sei, daß ich daher bei deren Herausgebern kaum auf Annahme zählen dürfe. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als die Druckkosten auf mich zu nehmen.

Es stellte sich heraus, daß mein Entschluß ein äußerst glücklicher war. Am Tage vor der Veröffentlichung ereignete sich ein Zwischenfall, der mich veranlaßte, energisch gegen gewisse mir fälschlich zugeschriebene Theorien aufzutreten. Da die Veröffentlichung der Abhandlung eine passende Gelegenheit zu dieser Zurückweisung bot, benützte ich sie, um eine nachträgliche Einschaltung an geeigneter Stelle hinzuzufügen.

Der erwähnte Anlaß war das Erscheinen einer Kritik der First Principles von Auguste Laugel in der Revue des deux Mondes am 15. Februar 1864. So sehr mich diese Kritik im ganzen befriedigte, so verdroß sie mich doch in einem Punkte. Laugel nahm nämlich stillschweigend an, daß ich jener philosophischen Richtung angehöre, von der ich in Wirklichkeit durchaus abwich, zumal mir einige ihrer Haupttheorien in tiefster Seele widerstrebten. Laugel vermeinte, die Methoden und wissenschaftlichen Einsichten der

Philosophie positive Comtes seien der in England als „Naturphilosophie" bezeichneten Richtung analog; demgemäß betrachtete er die Naturphilosophen als Anhänger der „positiven Philosophie". Diese irrtümliche Bezeichnung führte zu einer unerquicklichen Verwechselung. Die von Comte mit Positivismus bezeichnete Philosophie wurde von seinen Anhängern natürlich als „seine" Philosophie ausgegeben. So verbreitete sich nach und nach — zuerst nur unter seinen Schülern, dann aber auch bei einem urteilslosen Publikum — die Ansicht, daß alle die, welche die von Comte als „positive Philosophie" bezeichnete Richtung vertraten, seine Anhänger seien. Wenn auch Laugel vielleicht nicht in diesen Irrtum verfallen war, so unterstützte er doch dieses Mißverständnis. Er sprach von mir als einem jener Denker, welche man gemeiniglich als „positive" Philosophen bezeichnet (und betonte dabei insbesondere die Relativität des Wissens). Obwohl nun diese Ideen ursprünglich weder Comte selbst angehörten, noch überhaupt von ihm hervorgehoben wurden, erweckte Laugel durch diese Angliederung an die „positive Philosophie" den Eindruck, als wäre ich Anhänger Comtes.

Diesen falschen Schein glaubte ich zerstören zu müssen. Ich verbrachte die größere Hälfte des März mit einer Hervorkehrung meiner Stellungnahme gegen alle jene Theorien, die man mit „Comteſcher Philosophie" zu bezeichnen pflegt. Am 26. März schrieb ich folgendes an meinen Vater: —

> Du erkundigst Dich nach meinem Befinden. Trotz der ungünstigen Umstände fühle ich mich zum Glück ganz wohl. Der Anhang über Comte brachte viel Aufregung mit sich, sowohl gemütlicher als auch intellektueller Art. Ich wurde den Gedanken Tag und Nacht nicht los und fürchtete, einen ernstlichen Rückfall zu erleiden. Ich habe mich indes über Wasser gehalten und fühle mich umso wohler. Mir will beinahe scheinen, daß dieser Ruck eine Besserung der Gehirnfunktionen verursacht hat, denn ich habe mich seit meiner Nervenkrise noch nie so frisch gefühlt.

Ursache meiner Aufregung war nicht bloß der Anhang über die „Gründe für meine Ablehnung der Philosophie

Comtes"; es spielte vielmehr zur selben Zeit eine damit im Zusammenhang stehende Privatkontroverse mit. Um Comte volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erschien es mir wünschenswert, die Korrektur meiner Schrift einem Anhänger Comtes zur Durchsicht zu geben. Ich wendete mich dieserhalb an Lewes, der, wenn auch nicht sein Jünger im vollsten Sinne, so doch quasi sein Anhänger und gleichzeitig Interpret war. Ich bat ihn, mir seine Kritik zu übermitteln, und er willigte gerne ein. Manchen unwesentlichen seiner Bemerkungen konnte ich wohl beistimmen, in den Hauptpunkten jedoch mußte ich seine Vorschläge ablehnen. Dieses mein Verhalten veranlaßte eine Korrespondenz zwischen uns, woraus sich meine Aufregung erklären läßt. *

Der Vorfall blieb nicht ohne Folgen. Von weit größerer Bedeutung als die Theorie der Klassifikation der Wissenschaften selbst und vollends bedeutsamer als die endgültige Erklärung meines Abweichens von der Comteschen Theorie, war folgender Vorgang, der sich daraus ergab:

Mit der Feststellung der Einteilung und Untereinteilung der „konkreten Wissenschaften" beschäftigt, gelangte ich zur Erkenntnis, daß sie unter ihrem allgemeinsten Gesichtswinkel allesamt nichts anderes in sich schließen, als die allgemeinen Merkmale der Verteilung von Stoff und Bewegung. Ich gelangte nunmehr zur Einsicht, daß Hand in Hand mit der zunehmenden Integration der Materie eine entsprechende Zerstreuung der Bewegung vor sich geht, und daß umgekehrt die Zunahme der Bewegung eine dementsprechende Desintegration der Materie mit sich bringt. Diese Erkenntnis aber warf ein neues Licht auf die Phänomene der Evolution im allgemeinen. Es traten die Urformen des Prozesses der Evolution und Dissolution deutlich zutage. Mir wurde dabei klar, daß die Differenzierungen mit ihrer Folge, der wachsenden Heterogeneität, nicht, wie ich bisher glaubte, die primären, sondern sekundäre Merkmale der Evolution seien. Das erste Gesetz muß offenbar dasjenige

* Da der diesbezügliche Brief an Lewes noch nirgends abgedruckt ist, lassen wir ihn als Anhang folgen.

sein, nach welchem Aggregate sich bilden und zerstreuen — und nicht das Gesetz, nach welchem sich die Komplexe ihrer Strukturen entwickeln.

Die Notwendigkeit einer Kapitelumstellung meiner „Grundlagen" machte sich nun geltend. Ich behielt mir diese Aufgabe indes bis zum Erscheinen einer neuen Buchauflage vor.

Einundvierzigstes Kapitel.

Mein zweiter Band „Biologie".

1864—1867.

Aus Briefen geht hervor, daß ich schon vor Erscheinen des letzten Teiles meines ersten Bandes der „Biologie" mit dem folgenden begonnen hatte. Ich wartete ungeduldig auf den Augenblick, Gedanken, welche längst nach Ausdruck rangen, zu Papier zu bringen. Am 14. Oktober schrieb ich an meinen Vater: —

> Ich werde nun bald alles Material zu meinem nächsten Teile Nr. I beisammen haben. Morgen oder Montag gedenke ich damit zu beginnen. Das Thema „Morphologische Entwickelung" wächst in einer Weise an, daß ich einigermaßen verlegen bin, wie diese Fülle von Stoff in den knappen Raum zu pressen sein wird.

Dieser Passus erinnert mich an die Gewohnheit, die ich vielleicht mit vielen andern teile, daß ich nämlich, sobald einmal irgendwelcher Arbeitsplan bei mir feststand, einen unwiderstehlichen Drang fühlte, ihn alsbald auszuführen. Kaum hatte ich mich einer Arbeit entledigt, die mich lange in ihrem Banne hielt, als ich auch schon wieder Sklave einer anderen ward. Vermutlich hängt dies damit zusammen, daß, zumal ich keine Sorge für Weib und Kind habe, die Verwirklichung meiner Pläne mir allein das Leben lebenswert erscheinen läßt

— wenn jene Arbeit auch eine ständig störende Erregung bedeuten mag. Ich habe manchmal scherzweise bemerkt, daß ich mich wohl gesund erhalten könnte, wenn ich mich bloß von der schlechten Gewohnheit des Bücherschreibens loszuringen vermöchte. Es scheint indes, daß ich um diesen Preis die Gesundheit lieber hintansetzte.

Ich hatte zwar damals nicht etwa besondere Ursache, mich zu beklagen — im Gegenteil. Schon lange hatte ich mich beispielsweise in Gesellschaft nicht so wohl gefühlt, wie gerade zu jener Zeit. Die Weihnachtszeit sollte ich diesmal nicht, wie geplant, zu Hause zubringen, da Unterhandlungen bezüglich der Illustrationen zu meiner Biologie meine Anwesenheit in London erforderte.

Seit nunmehr zwanzig Jahren — der Zeit nämlich, da ich meine Freunde porträtierte — hatte ich nie mehr den Stift zur Hand genommen. Die Handfertigkeit, die ich mir seinerzeit angeeignet hatte, kam mir nunmehr zu statten. Zur Illustrierung des zweiten Bandes meiner Biologie bedurfte es verschiedener Zeichnungen, die nach der Natur gemacht werden mußten. Nicht nur ersparte mir meine bescheidene zeichnerische Veranlagung die Besoldung eines Zeichners; sie überhob mich überdies der Mühe, meine Wünsche einem Dritten auseinanderzusetzen. Ich war auf diese Weise bis zum Frühjahr 1865 beschäftigt. —

Von größerem Interesse als diese Details dürfte für den Leser die Begründung eines wissenschaftlichen Klubs sein, dem ich angehörte. Dieser zeichnete sich nicht so sehr durch die Anzahl der Mitglieder, als durch deren Bedeutung aus. Zu ihnen zählten Huxley, Tyndall, Hooker, Lubbock, Frankland, Busk und Hirst, endlich noch Mr. W. Spottiswoode. Merkwürdigerweise kam es nie zu der ursprünglich geplanten Zehnzahl. Längere Zeit bestand unser Klub ohne Namen. Viele Vorschläge wurden verworfen, bis wir uns endlich (wenn ich mich nicht irre, auf den Antrag der Gattin von Busk hin) auf den Namen X-Club einigten.

Die einzige Bedingung, die den Mitgliedern auferlegt wurde, war die des regelmäßigen Erscheinens, es sei denn, daß Krankheit oder eine Abhaltung außerhalb der Stadt

vorlag. Alleiniger Zweck unserer monatlichen Vereinigungen war der einer geselligen Zusammenkunft. Wohl hatten wir zu Anfang Erörterungen wissenschaftlicher Themata geplant, doch wurde aus unseren Zusammenkünften mehr und mehr eine ungezwungene Plauderei, wobei nicht selten ein gut Teil Neckerei mit unterlief.

Indessen bildete sich doch allmählich ein bestimmtes Gesprächsthema heraus. Wir pflegten uns nämlich nach Tisch über den jeweiligen Gegenstand des Hauptinteresses der großen wissenschaftlichen Gesellschaften zu unterhalten, wie beispielsweise der British Association oder der Royal Society. Mit der Zeit nahm die Oeffentlichkeit Kenntnis von unserem Klub. Wie ich hörte, sprach man mit großer Ehrerbietung von ihm, und die wissenschaftliche Welt maß ihm vielleicht mehr Bedeutung bei, als ihm zukam.

Daß sich der Einfluß unseres Klubs bald fühlbar machte, ist an und für sich nichts Ueberraschendes. Wurden doch drei unserer Mitglieder Präsidenten der Royal Society und fünf waren nachmals Vorsitzende der British Association. Ferner präsidierte ein Mitglied dem „Aerzte-College", ein anderes der „chemischen" und ein drittes der „mathematischen Gesellschaft". Ich blieb von den neunen der einzige, der weder Mitglied noch Präsident einer gelehrten Gesellschaft war.

Gelegentlich luden wir Männer von Namen, Einheimische wie Ausländer, als Gäste ein. Von Inländern sind mir besonders Professor Clifford, Professor Masson und Mr. Robert Lowe (der nachmalige Lord Sherbrooke) erinnerlich; vom Auslande beehrten uns Mr. Auguste Laugel, Professor Helmholtz und Professor Asa Gray mit ihrem Besuche.

Der Klub besteht nun (September 1887) seit nahezu dreiundzwanzig Jahren. Während dieser ganzen Zeit hat noch niemals ein Mißklang unsere Harmonie gestört.

Folgender Auszug ist einem Briefe an Youmans vom 17. Dezember entnommen:

> Lassen Sie mich Ihnen nochmals meinen wärmsten Dank für Ihre Bemühungen in meinem Interesse aussprechen.

Was die Abrechnung anbetrifft, so sind mir zwei Punkte aufgefallen. Erstens ist mein Einspruch gegen die vorherige Auszahlung des Ertrags allem Anschein nach vergessen worden. Ich erlaube mir, Sie daran zu erinnern, daß ich bis zur Zurückerstattung der zum Neudruck meiner „Essays" geliehenen Vorschüsse den Ertrag ablehnen muß. Ich sehe mich daher veranlaßt, Sie zu bitten, den Betrag von 242 Dollars 81 Cents den betreffenden Herren zukommen zu lassen . . .

Die Aussichten des Reader, von dem ich Ihnen schrieb, sind sehr ermutigend. Huxley, Tyndall, Cairns, Galton und Pollock sind Herausgeber, und als Eigentümer treten noch hinzu: Darwin, Lubbock und Mill, welch letzterem ich auch meinen Beitritt verdanke.

Das Wochenblatt, auf welches ich hier anspielte, war vornehmlich literarischen, zum Teil aber auch wissenschaftlichen Inhalts. Es war zwei Jahre zuvor von T. Hughes und Ludlow gegründet worden und war dem Wunsche entsprungen, den bestehenden Zeitschriften dieser Art ein durchaus unparteiisches Blatt gegenüberzustellen. Seine Haltung war eine liberale, weniger nach der politischen als nach der sozialen Seite.

Später bereute ich meine aktive Beteiligung an der geschäftlichen Seite des Blattes; es brachte mir nur Enttäuschung und Verluste ein. Das Unternehmen erwies sich nämlich in den Händen des damaligen Herausgebers als ein verfehltes. Viel später indes, wie ich einem Briefe an Youmans entnehme, plante mein Freund Campbell eine ähnliche Zeitschrift. Unter Mithilfe des X-Klubs kam diese denn auch zustande.

Ich vergaß vorhin, zu erwähnen, daß ich dem Reader mehrere Artikel beisteuerte — darunter zwei wissenschaftliche und zwei politische.

Außer diesen wenigen kurzen Artikeln hatte ich seit dem Jahre 1860 nichts in Zeitschriften veröffentlicht. Der Wunsch, mit meinem Lebenswerk so schnell vorwärts zu kommen, als es mein Befinden gestattete, veranlaßte mich, alle Ansuchen

abzulehnen. Abgesehen von der bereits erwähnten Ausnahme bin ich nur noch ein einzigesmal meinem Vorhaben untreu geworden.

Gelegentlich der Begründung der Fortnightly Review hatte mich Lewes, ihr erster Herausgeber, wiederholt aufgefordert, für diese Zeitschrift zu arbeiten. Sicherlich wäre es bei meiner Ablehnung geblieben, hätte es sich hier nicht um einen besonderen Fall gehandelt, wie ein Brief vom 15. Mai 1865 besagt: —

> Lewes hat mich veranlaßt, zur mißverständlichen Darstellung meiner Ansichten in Mills Werk über Hamilton Stellung zu nehmen. Meine Auseinandersetzung hierüber wird in etwa zwei Monaten in der Fortnightly Review erscheinen.

Als ich kurz darauf bei Gelegenheit Mill auf die demnächst erscheinende Polemik aufmerksam machte, antwortete er mir wie folgt: —

> Nichts könnte mir willkommener sein, als diese Ihre Nachricht. Ich hoffe, Sie werden nicht zu schonend mit mir verfahren. Wenn Ihre Antwort dahin ausfällt, daß ich mich genötigt sehe, mich zu verteidigen (und wenn irgend jemand befugt ist, mich anzugreifen, so sind Sie es in erster Linie), so werde ich mich desselben Organs bedienen, freilich nur, wenn es unbedingt nötig ist. Ich bin gegenwärtig ohnehin genug in Anspruch genommen, um auch noch gegen einen Freund schreiben zu wollen.

Es geschah damals öfters, daß ich Mill in seinem Sommeraufenthalt in Blackheath aufsuchte. Als er später eine Etage an der Victoria Street, Westminster, bewohnte, war ich wiederholt bei ihm zu Gast. Ich traf dort u. a. Herrn und Frau Grote, Professor Cliffe Leslie, Lord und Lady Amberley und mehrmals Bain mit seiner Gattin. Gesellschaften waren bei Mill eine Neuerung. Ich kam früher nur zuweilen im „India House" mit Mill zusammen; denn am Anfang ihrer Ehe lebten Mills sehr zurückgezogen. Erst lange nach dem Tode seiner Gattin fing Mill an, seine

Freunde bei sich zu sehen. In seinem Wesen blieb er schlicht und anspruchslos. Sein Antlitz trug beständig Spuren von Ueberanstrengung; auch konnte man ein nervöses Zucken der Gesichtsmuskeln bei ihm beobachten. Noch eines weiteren Zuges kann ich mich erinnern: es war dies ein merkwürdiges Zusammenpressen der Lippen, das auf bewußte Selbstbeherrschung deutete. Seine düstere Jugend und die vielleicht allzu ernste Lebensauffassung späterer Jahre hatten ihren Stempel zu scharf eingeprägt, als daß sein Gesicht freudige Erregung wiederzuspiegeln vermocht hätte. An sein Lachen kann ich mich nicht entsinnen; er machte mir den Eindruck, als ob er Witz und Humor wohl zu schätzen wußte, nicht aber herzlich darüber zu lachen vermochte. Seine Stellung zum Leben, wie sie sich in Wesen und Unterhaltung ausdrückte, blieb dieselbe, wie er sie in seiner Rektoratsrede in St. Andrews kundgab und aus der man den Schluß ziehen konnte, das Leben sei zum Lernen und Arbeiten da. Wenn ihm als Utilitarier Wissen und Handeln auch nur als Zweck zur Erlangung gegenwärtiger oder künftiger Glückseligkeit erscheinen mußte, so ignorierte er doch im praktischen Leben durchaus dieses Endziel. Waren auch bei ihm die Mittel zu jenem Endzweck (dem Geschäftsmanne vergleichbar, der nur auf Gelderwerb bedacht ist und mittlerweile die Nützung des Geldes vergißt) solchermaßen in den Vordergrund des Bewußtseins getreten, daß das Endziel selbst dahinter zurückblieb — so bestand doch, verglichen mit jenem, darin ein wesentlicher Unterschied, daß Mill nicht auf das eigene Wohl, sondern auf die Wohlfahrt der Menschheit bedacht war. Um auf den Anlaß zu dieser kurzen Charakteristik Mills zurückzukommen, sei noch bemerkt, daß der betreffende Artikel am 15. Juli erschien. Kurz darauf sandte mir Mill den Korrekturbogen einer Anmerkung zu, welche der neuen, im Erscheinen begriffenen Auflage seines Werkes über Hamilton beigefügt werden sollte, worin er die Mißdeutung meiner Anschauung, auf welcher das Argument gegen mich in seiner „Logik" basierte, richtigzustellen suchte. Da er indes das Wesen jenes Mißverständnisses darin nicht richtig erkannte, setzte ich mich mit ihm brieflich darüber auseinander. In

seiner Antwort erkannte er den Irrtum an. Um ein Beispiel seiner Aufrichtigkeit zu geben, möge hier ein Satz aus seinem Entgegnungsschreiben folgen: —

Offenbar habe ich mich nochmals einer falschen Auffassung schuldig gemacht, die zu berichtigen sein wird, zumal Sie sie in der von mir dargelegten Weise nicht als die Ihrige anerkennen.

Eine diesbezügliche Stelle finde ich in einem — 3. Oktober datierten — Briefe an meinen Vater: —

John St. Mill hat mir eben die sechste Auflage seiner „Logik" zugesandt, in welcher unter anderen erheblichen Veränderungen auch das Kapitel, welches den strittigen Punkt zwischen uns enthält, eine Umarbeitung erfahren hat. Er sucht dabei einigen meiner in der Fortnightly Review erhobenen Einwände zu begegnen. Ich bin mit der nunmehrigen Wendung unserer Kontroverse ganz einverstanden.

Damit endete eine Erörterung, deren Ursprung auf die Veröffentlichung meines Essays The Universal Postulate in der Westminster Review, also auf das Jahr 1853, zurückgeht.

Erst nach Erscheinen des Artikels wurde mir völlig klar, wie sehr dieser angebracht war. Ich werde an diesen Umstand durch ein Diner erinnert, welches ich zu Ehren von Youmans veranstaltete, und an dem Huxley, Tyndall, Hooker, Bain, Lewes und Masson teilnahmen. Youmans nämlich drückte damals mir gegenüber seine Befriedigung darüber aus, daß ich diese Kontroverse mit Mill geführt habe. Meine Auseinandersetzung werde, so meinte er, die bestehende irrige Auffassung meiner Stellungnahme in Amerika richtigstellen. Mein Schweigen war, wie es scheint, dort als Zustimmung zu Mills Interpretation gedeutet worden. Wahrscheinlich hatte man sich mein bisheriges Stillschweigen in England auch nicht anders erklärt.

Es gehört zu den fatalen Pflichten des Autors, oder genauer genommen, einer gewissen Kategorie von Autoren,

daß sie bedingungslos die Wahl zwischen zwei Uebeln haben, indem sie nämlich entweder eine Kontroverse ablehnen oder sich in eine solche einlassen müssen. Ebenso wie mit mündlichen Streitfragen (wobei stets derjenige den stichhaltigsten Beweis für das Publikum erbringt, der das letzte Wort hat), verhält es sich mit Kontroversen, die mit der Feder ausgefochten werden, selbst wenn das letzte Wort zugleich das erste ist, d. h. wenn keine Erwiderung folgt. Die Neigung zur Auslegung des Schweigens als Unvermögen ist sehr verbreitet, ja, sie ist geradezu unwiderstehlich. —

Ich entnehme einigen an meinen Vater gerichteten Briefen die Ereignisse des Sommers und Herbstes. Am 4. Juli schrieb ich nach Hause: —

> Gestern abend traf ich bei Gelegenheit der Wahl J. St. Mills Herrn Smith. (Mill bewarb sich gerade damals um den Abgeordnetensitz für Westminster, dessen Vertreter im Parlament er dann auch wurde.) Er forderte mich auf, ihn nach Schottland zu begleiten, was ich auch tun werde.

Mein Vater begab sich zur Erholung nach Brighton, während ich meine Mutter in Derby besuchte. Ein Brief, in welchem ich u. a. über ihr Befinden berichte, enthält folgende Stelle:

> Samstag gab ich meine Stimme für Evans und Colville. Daß sie mit geringer Majorität gewählt wurden, wirst Du wohl schon erfahren haben.

Es war dies das einzigemal, daß ich bei einer Abgeordnetenwahl stimmte. Ein kleiner Grundbesitz, den ich von meinem Onkel William geerbt hatte, berechtigte mich dazu; mit dem Verkaufe dieses Grundstückes aber war ich nicht mehr wahlberechtigt. Obschon ich später für London stimmberechtigt gewesen wäre, machte ich doch nie Gebrauch davon. Ich unterließ die Stimmabgabe nicht etwa deshalb, weil ich weder für die liberale noch für die konservative Partei etwas übrig hatte, denn im allgemeinen lagen meine Sympathien entschieden auf Seiten der Liberalen. Zumeist aber ver-

anlaßten mich meine von beiden Parteien abweichenden Ansichten in Bezug auf die Staatsfunktionen, die ich für die wichtigste aller Fragen halte, mich weder für die eine, noch für die andere Partei zu entscheiden. Zumal, wie die Sachen neuerdings stehen, wo sowohl die Liberalen als auch die Konservativen darauf ausgehen, die legislative Macht nach allen Richtungen hin zu vergrößern, ist die Alternative des Stimmabgebers eine fiktive — es lag daher auch für mich im allgemeinen keine Versuchung vor, mich zu einer Partei zu schlagen.

Um von dieser Abschweifung auf den Verlauf des Sommers zurückzukommen, sei nur noch bemerkt, daß ich nach meinem Aufenthalt in Ardtornish nochmals einen Abstecher nach Derby machte, um dann am 18. September heimzukehren. Am 22. erst zog ich am Kensington Gardens Square ein.

Der erste (nach diesem Datum) nach Hause gerichtete Brief dürfte von Interesse sein: —

> Inliegend sende ich Dir einen Brief von dem Franzosen Ernest Renan, der sich neuerdings durch seine Vie de Jésus einen so großen Namen gemacht hat. Wenn Du damit ins reine kommst, wirst Du sehen, daß er viel Erfreuliches für mich enthält — vor allem die Andeutung, daß meine „Grundlagen" voraussichtlich ins Französische übersetzt werden.

Es war dies das erstemal, daß mir vom Ausland ein Versprechen dieser Art zukam; übrigens versäumten es die Franzosen, jene Initiative damals zu ergreifen. Im darauffolgenden März indessen wurde mir aus St. Petersburg die Mitteilung gemacht, daß man im Begriff sei, mein Werk zu übersetzen, oder auch, daß es demnächst erscheinen werde. Jedenfalls waren bereits verschiedene meiner Werke im Russischen erschienen, noch ehe in Frankreich ein Anfang dazu gemacht wurde.

Sonst kommt in meinem Briefwechsel bis zum 18. Dezember nichts Erwähnenswertes vor. Ein Brief dieses Datums berichtet nach Hause: —

Ich bin dabei, mikroskopische Untersuchungen über das Zirkulationssystem bei Pflanzen vorzunehmen, und ich bin bereits zu einigen bemerkenswerten Ergebnissen gelangt. Wahrscheinlich werde ich meine Beobachtungen in Derby fortsetzen.

Dies geschah in der Tat. Die Gewächs- und Treibhäuser in Kew stellten mir eine große Auswahl von Schnittpflanzen, vornehmlich aber abweichende Exemplare, zur Verfügung. In die Stadt zurückgekehrt, setzte ich meine Untersuchungen fort. Ein Brief vom 30. Januar 1866 berichtet hierüber: —

Ich hantiere noch immer mit dem Mikroskop, und zwar diktiere ich gleichzeitig, obzwar nur mäßig und, wie Du Dir denken kannst, sehr langsam. Während ich hier schreibe, habe ich unter meinem Mikroskop ein prachtvolles Beweismaterial für meine Hypothese.

Eine weitere Phase meiner Beobachtungen geht aus folgenden an Professor Youmans gerichteten Zeilen vom 2. März hervor: —

Ich würde Ihnen schon früher geschrieben haben, wenn nicht meine Untersuchungen über „Die Physiologie der Pflanzen", von welchen Ihre Schwester (dieselbe war in London geblieben) Ihnen wohl erzählt haben wird, mich so in Anspruch genommen hätten. Im vergangenen Monat zumal mußte ich mich wegen einer Untersuchung für die Linnaean Society fast ausschließlich damit befassen. Die genannte Untersuchung legte ich gestern der Gesellschaft vor. Das Ergebnis war ein sehr befriedigendes. Sobald der Bericht gedruckt erscheint, werde ich Ihnen selbstverständlich ein Exemplar zukommen lassen. Der Illustrationen wegen aber wird es mit dem Erscheinen noch gute Weile haben.

Erst im Fortgange meiner Arbeit hatte sich die Untersuchung zu einer derartigen gestaltet. Bei Gelegenheit der physiologischen Untersuchung der Pflanzen mußte auch der

Kreislauf der Säfte behandelt werden. In Lehrbüchern der Botanik fand ich nichts, was einen annehmbaren Begriff davon hätte geben können; ich sah mich daher genötigt, mich dieserhalb der Untersuchung der Tatsachen zuzuwenden. Dabei fiel mir auf, wie unzutreffend die Annahme sei, daß durch das Holz eine Bewegung der Säfte stattfinde, denn hier drängte sich mir alsbald die Frage auf: „Wie steht es dann mit jungen Pflanzen, welche doch auch Säfte enthalten, und mit solchen Teilen ausgewachsener Pflanzen, bei welchen die Holzbildung erst später vor sich geht? Geschieht hier die Zirkulation der Säfte durch einen Uebergang von Zelle zu Zelle, oder geht sie in bestimmten Kanälen vor sich? Wenn schon im unentwickelten Gewebe bestimmte Röhren bestehen, wie es wirklich der Fall ist, so scheint es doch sonderbar, daß die Säfte, diese Kanäle umgehend, durch die Substanz fließen sollten, welche doch verhältnismäßig schwerer permeabel ist. Damals dachte ich in Wirklichkeit noch nicht so, obwohl einer meiner Freunde, welcher mir die Neigung zu apriorischen Folgerungen vorwirft, mich dessen für fähig halten würde. Ich war ausschließlich auf induktivem Wege zu meinen Argumenten gelangt und ließ mich darin keinen Augenblick von Hypothesen bestimmen, denn ich hatte mir überhaupt keine Ansicht gebildet, bevor ich durch Beobachtung und Experiment dazu gelangte. Indessen war das Ergebnis derart, daß es den a priori zu ziehenden Schluß bestätigte. Bei jungen Pflanzen, bei den Blättern und zarten Schößlingen entwickelter, und endlich bei allen ausgewachsenen Pflanzen, welche saftig bleiben, wie beispielsweise die Balsaminen, ja selbst bei abweichenden Formen, wie den Cacteen, welche bereits im Knospenansatz entwickelt sind, lange bevor sie einen Ansatz zu Holz zeigen, — überall dienen die Gefäße als Kanäle, durch welche die Säfte zirkulieren. Wo sich dagegen Holz gebildet hat oder noch bildet, wird dieses zum Behälter, durch welchen der Saft alsdann fließt: die der Flüssigkeit beraubten Gefäße füllen sich sodann mit Luft und zwar nicht, wie man annahm, in ihrer prädisponierten Eigenschaft als Luftbehälter, sondern einfach als überflüssige oder tote Organe.

Diese Untersuchung veranlaßte weitere Forschungen über die Mechanik der Zirkulation und die Kräfte, welche sie verursachen und aufrechterhalten. Gelegentlich beobachtete ich auch einige für die Struktur wesentliche Merkmale. Einzelheiten darüber sind im Anhang zum II. Bande der „Prinzipien der Biologie" zu finden.*

Wenn ich mich an die Ueberschrift dieses Kapitels halten würde, so müßte ich wohl eine Aufzählung alles dessen geben, was sich innerhalb jener Zeit, während ich meine Biologie schrieb, zugetragen hat. Um indessen nicht allzu breit zu werden, andererseits aber, um Momente nicht in Kürze mitteilen zu müssen, denen ich vielleicht mehr Wert beimäße, übergehe ich die Periode vollständig, welche zwischen dem Erscheinen jener Untersuchung und meiner Biologie liegt. Ich gehe daher sofort zur Veröffentlichung meines Werkes über.

Einige Teile gewährten mir Befriedigung schon während der Ausführung. Im ersten Teile, „Morphologische Ausbildung", gelangten verschiedene Anschauungen zur Darstellung, denen ich schon längst Ausdruck geben wollte. Es bot sich hier die Gelegenheit, ja, sozusagen die Notwendigkeit einer Untersuchung über die Entwickelung der höheren Pflanzenklassen, sowohl Monocotylen als auch Dycotylen, die Fortentwicklung aus einem niedereren Pflanzentypus. Daß

---

* Einundzwanzig Jahre sind nun verstrichen seit dem Erscheinen der oben genannten Untersuchungen. Zu meinem größten Erstaunen habe ich nirgends einen Versuch gefunden, der meine Beweise bestätigt oder angegriffen hätte. Wohl sind sie das eine oder andere Mal zitiert worden; die Lehrbücher der Botanik indessen haben an der alten Auffassung kein Jota geändert. Ich habe vorhin auf das neue und auf diesem Gebiete maßgeblichste Werk hingewiesen, die Uebersetzung von Sachs' „Vorlesungen über Pflanzenphysiologie"; auch hierin ist noch die Annahme vertreten, daß die Säftebildung durch das Holz geschieht, nur mit dem Unterschiede, daß mit diesem Namen jedes holzartige Gewebe, sowohl Gefäßbündel, als auch Holzzellen bezeichnet werden — ein Verfahren, das ich ungefähr für ebenso rationell halte, wie wenn man das menschliche Ohr zum Knochensystem rechnen würde, da doch beides Knorpelsubstanz enthält. Ich habe inzwischen meinen Hauptbeweis

eine solche stattgefunden hat, war für mich eine unausweichliche Folgerung; es handelte sich nur darum, den Entwicklungsgang festzustellen. Vor Jahren war ich zu einem Schluß gelangt über das Verhältnis der axialen und blattartigen Teile der Pflanzen, auf den ich nun allmählich zurückkam. Ich hatte damals ein beträchtliches Beweismaterial dafür gesammelt. Mein Schluß lautete dahin, daß die Formen ursprünglich nicht differenziert waren, daß jedoch die Urform das blattartige, die abgeleitete das axiale Organ sei. Das Kapitel „Morphologische Differenzierung" enthält eine Auseinandersetzung über die Hypothese der Form bei den Organismen und deren Teilen, eine organische Auffassung, zu der ich bereits im Jahre 1851 gelangt war, und die ich ums Jahr 1858 in meiner Abhandlung über das „Gesetz der organischen Symmetrie" darlegte. Abgesehen von der allgemeinen Ausarbeitung dieser Abhandlung, in welcher ich die äußeren Formen der Organismen und organischen Teile behandelte, erweiterte ich sie dahin, daß sie nunmehr auch die Formen gewisser innerer Teile umfaßt.

Ebenso interessant war für mich das Gebiet „Physiologische Ausbildung", welches den folgenden Teil bildet. Der Gesichtspunkt, von welchem ich die physiologischen Phänomene betrachtete, war natürlich derselbe, von dem aus auch die vorangegangene Gruppe von Erscheinungen ihre Erklärung fand. Wie lassen sich physiologische Differenzierungen

---

zweimal geprüft. Der Weg dazu ist folgender: man nimmt eine drei bis vier Zoll hohe Pflanze, die im Gewächshaus in präparierter weicher Erde emporgewachsen ist, sticht einen Spaten in solcher Entfernung in den Boden, daß die Wurzelfasern der betreffenden Pflanze unberührt bleiben; hebt diese mitsamt der Erde heraus. Tauche das Ganze in ein Becken Wasser, sodaß die lockere Erde sich ablöst und die Wurzeln frei daliegen. Man fülle dann eine weithalsige Flasche mit einem Absud von Blauholz und stecke die Wurzeln der jungen Pflanze hinein; dort bleiben sie 12 Stunden. Alsdann schneidet man den Stengel oder auch einen Blattstiel quer durch und gießt auf die Schnittfläche etwas Zinnchloridlösung. Man wird sogleich in den Gefäßbündeln jene bekannte purpurne Färbung beobachten, und bei mikroskopischer Prüfung läßt sich erkennen, daß diese sich auf die Gefäße beschränkt.

mit der Formel der Zerstreuung oder Verteilung von Stoff und Bewegung erklären, d. h. als Folge des Verhältnisses der einzelnen Teile zu den ihnen innewohnenden Kräften? Denn wenn das Ueberleben des Tauglichsten unter den Organismen als Herstellung des Gleichgewichts zwischen den Vorgängen der Umwelt und denen im Organismus betrachtet werden soll, so müssen offenbar die örtlichen Veränderungen ihrer äußeren und inneren Teile als Erhaltendes der Struktur angesehen werden, deren Reaktionen sich mit den äußeren Wirkungen, denen sie ausgesetzt sind, die Wage halten. Diese allgemeine Anschauung mußte nunmehr auch angewandt werden auf die Kontraste zwischen äußeren und inneren Geweben und den Unterschied zwischen Teilen solcher Gewebe, welche bestimmten Kräften ausgesetzt und solcher, welche anderen Kräften unterworfen sind. Ebenso bedurfte es einer Darstellung dieser Auffassung in ihrer Anwendung auf die inneren Organe, vornehmlich auf die Speiseröhre und was damit zusammenhängt. Bei dieser Interpretation wurde durchgehends der Grundsatz beobachtet, daß, wenn auch die Mehrzahl jener Differenzierungen mittelbar durch das Ueberleben des Tauglichsten herbeigeführt wird, doch ein Teil derselben, und zwar der entscheidende, auf das unmittelbare Einwirken innewohnender Kräfte zurückzuführen ist.

Den Schlußteil bildete die Ausführung eines Gedankens, den ich bereits 15 Jahre zuvor in meiner „Bevölkerungstheorie" auf Grund der Tierfruchtbarkeit dargelegt hatte. Frei von allem Beiwerk, hielt meine Theorie einer eingehenden Prüfung an Hand der gegebenen Tatsachen stand; scheinbar bloß auf die organische Welt als Ganzes anwendbar, stand sie indes auch im Einklang mit den unter verschiedenen Bedingungen lebenden Rassen. Indem ich mir all dies vergegenwärtige, fällt mir ein Umstand auf, dessen ich mir bis dahin nie bewußt wurde. Lange schon, bevor ich die allgemeine Fassung der Evolution in der Formel der Zerstreuung von Stoff und Bewegung festgelegt hatte, neigte ich in meiner Auffassung organischer Erscheinungen zu dieser physikalischen Anschauungsweise. Die verschiedentlichen Schlüsse, zu welchen ich hierbei gelangte, waren

ebensoviele Belege meiner Theorie, sodaß im Verhältnis zur Verausgabung von Stoff und Bewegung zum Zwecke der Erhaltung des Individuums, der Stoff- und Kraftverbrauch zur Arterhaltung ein geringer ist und umgekehrt. Meine Folgerung lautete dahin, daß die Fruchtbarkeit umgekehrt proportional zur Größe und Differenzierung der Spezies und zur Aktivität und Komplexität ihres Lebens sei.

Soll ich etwas über die Aufnahme des Werkes berichten? Nein, und zwar habe ich genügenden Grund, es nicht zu tun; das Werk war der Presse gar nicht zugegangen. Den Entschluß, auf Besprechungen in der Presse Verzicht zu leisten, hatte ich deshalb gefaßt, weil ich deutliche Beweise hatte, daß das Publikum sich durch die Kritiken abhalten ließ, sich meine Werke anzuschaffen, zumal sie durch Zeitschriften ein ganz falsches Bild erhielten. Einen Beweis dafür lieferte Professor Bain. Dieser gestand gelegentlich einer Unterhaltung über meine „Prinzipien der Psychologie" Mill gegenüber ein, daß er das Werk nicht gelesen habe. Als Mill seinem Erstaunen darüber Ausdruck gab, erklärte ihm Bain, daß der Eindruck, den er aus Zeitschriften davon gewonnen, ihn von der Lektüre zurückgeschreckt habe. Er berichtete Mill später, nachdem er das Buch gelesen hatte, daß zu seiner Verwunderung die Kritiken nicht im entferntesten einen Begriff von dessen Inhalte geben. Auf diese Bestätigung meiner Annahme hin, gab ich meinem Verleger die Weisung, den Zeitschriften keine Rezensionsexemplare des II. Bandes meiner Biologie zuzusenden.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Unliebsame Unterbrechung.

1866.

Der erste Zwischenfall in chronologischer Reihenfolge, welcher eine große Lücke für mich bedeutete, fiel in den Anfang des Jahres 1866. Dieser drohte für meine Laufbahn verhängnisvoll zu werden. Im verflossenen Jahre schon

wurde ich mir immer deutlicher des Umstands bewußt, daß mein — wenn auch bescheidener — Verbrauch mein Einkommen überstieg und ich mich wiederholt genötigt sah, mein Kapital anzugreifen. Aus einem Briefe ersehe ich, daß sich die Zahl der Subskribenten im Jahre 1863 von 430 auf 350 verringert hatte. Viele zogen nach der Vollendung meiner „Grundlagen" ihre Subskription zurück, zumal die „Biologie", wie ich vermute, bei der großen Mehrzahl kein besonderes Interesse weckte. Ueberdies mußte eine große Anzahl von Teilnehmern in Abzug gebracht werden, nachdem die Verleger vergeblich versucht hatten, die rückständigen Beträge zu erlangen.

Zur selben Zeit stellte sich noch eine weitere Schwierigkeit ein. Mein Vater stand bereits in seinem 75. Lebensjahre, und sein Befinden ließ es wünschenswert erscheinen, daß er sich zur Ruhe setze. Auch meiner Mutter Gesundheitszustand ließ zu wünschen übrig, und Krankheit ist immer kostspielig. Im selben Maße nun wie sich mein Vermögen verringerte, traten von dieser Seite Anforderungen an mich heran. Es war zu erwarten, daß, zumal mein Vater seinen Lehrberuf aufgeben mußte, meine Hilfe von Jahr zu Jahr nötiger sein würde.

Wie ich aus einem Brief entnehme, hatte ich mit Professor Youmans, der sich damals gerade in England befand, über die Sachlage gesprochen. Ein Brief an ihn vom 28. Oktober 1865 lautet: —

> Ich habe inzwischen eine umschlägliche Berechnung meiner bisherigen Verluste angestellt und sehe, daß ich mich nicht geirrt hatte. Seit 1850 haben mich meine Publikationen rund £ 1100 gekostet, und, wenn ich das in Angriff genommene Werk vollende, werden sich meine Verluste entsprechend mehren . . . Angesichts dieses Ergebnisses habe ich keine Veranlassung, meine Absicht aufzugeben, zugleich mit der Herausgabe der 15. Lieferung anzukündigen, daß das Werk nicht fortgesetzt wird.

Ich verwirklichte alsbald diese Absicht. Manch qualvoller Gedanke, manch schmerzliche Empfindung folgte

meinem Entschlusse. Es wurde mir wahrlich nicht leicht, dieses mein Lebenswerk aufzugeben, das einen so befriedigenden Anfang genommen hatte. Aber mir blieb nur die Wahl, entweder mein kleines Kapital zu verzehren und meine Kindespflicht zu vernachlässigen, oder mein Unternehmen im Stiche zu lassen. Mit schwerem Herzen entschloß ich mich zu diesem letzteren Auswege.

Ich sollte mein Werk jedoch nicht ohne weiteres fallen lassen. J. St. Mill trat zuerst mit einem Vorschlag an mich heran, wie das Unternehmen zu halten sei. Sein diesbezüglicher Brief, den ich unverkürzt wiedergeben möchte, lautet wie folgt: —

Blackheath Park
4. Februar 1866.

Dear Sir!

Vorige Woche erst zurückgekehrt, fand ich die Dezemberlieferung Ihrer Biologie vor. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, wie sehr mich die beigefügte Anzeige betrübt. Aber ich möchte Ihnen nicht allein mein Bedauern ausdrücken, sondern auch einen Vorschlag machen. Mir scheint es nur recht und billig, daß Ihre Leser und Käufer Sie für Ihre durch die Lieferungen erlittenen Verluste zu entschädigen haben. Ich bitte Sie, mich darüber zu unterrichten, wie hoch sich diese belaufen; ich werde alsdann die Sache in die Hand nehmen und erwarte nur Ihre Genehmigung, meine Freunde zu benachrichtigen und das Fehlende durch Subskription aufzubringen. Nach meinem Dafürhalten müssen die ursprünglichen Subskribenten für die Summe aufkommen.

Zweifellos hat sich das Erscheinen des Werkes in periodischen Lieferungen, wenn es auch damals das beste Publikationsmittel war, als nachteilig für den Absatz erwiesen. Eine gesammelte Ausgabe des Werkes, mit Ihrem Namen versehen, würde die Aufmerksamkeit des Publikums in höherem Maße auf sich ziehen und infolgedessen mehr Käufer anziehen. Sicherlich könnte auf diese

Weise die ganze Auflage in einigen Jahren abgesetzt werden. Mein Vorschlag geht nun dahin: schreiben Sie die nächstfolgenden Abhandlungen, und ich werde dem Verleger eine Garantie bieten, d. h. ich werde mich auf eine zu vereinbarende Zeit verpflichten, für etwaige Unkosten (die eine von ihm festgesetzte Summe nicht übersteigen dürften) aufzukommen. Mit dieser Vergewisserung können Sie sich Ihren Verleger wählen, und nach aller Voraussicht werden Sie gewiß keinen erheblichen Verlust mehr zu befürchten haben. Ich hoffe, Sie werden meinen Vorschlag nicht als ein persönliches Entgegenkommen auffassen, und wenn dem selbst so sein sollte, so werden Sie mein Anerbieten gleichwohl nicht zurückweisen. Jedenfalls war es nicht so gemeint — es war einfach ein Vorschlag zur Mittätigkeit an einem wichtigen Werke von allgemeinem Interesse, dem Sie bereits Ihre Arbeitskraft und Gesundheit geopfert haben.

Ihr stets aufrichtig ergebener

J. St. Mill.

Meine Antwort hierauf lautete:

Kensington Gardens Square 88
7. Februar 1866.

Dear Sir!

Ich weiß kaum, wie ich Ihren freundlichen Brief beantworten soll, um Ihnen meine aufrichtige Dankbarkeit für Ihre großmütigen Vorschläge auszudrücken. Wenn Sie auch so feinfühlig mein persönliches Interesse als Allgemeininteresse hinstellen, so will es mir selbst doch nicht ganz gelingen, beides von einander zu trennen. Ich kann mich daher des Gedankens nicht erwehren, wie sehr Sie mich durch Ihre edle Opferfähigkeit in der Förderung meines Planes verpflichtet haben. Ich fürchte jedoch, daß Ihrem gütigen Vorhaben unüberwindliche Erwägungen und Gefühle von meiner Seite entgegenstehen.

Erstens läuft es meinem Empfinden zuwider, für meine Verluste Entschädigung bei den Subskribenten zu erbitten oder erbitten zu lassen. Die vorangegangenen Bände haben die Unkosten längst wieder eingebracht — der letzte allerdings kaum. Der demnächst erscheinende Band allein wird die Kosten für Druck, Papier, Illustrationen u. s. f. nicht decken. Die Verluste, welche mich davon abhalten, weiterzuarbeiten, sind nur solche, welche ich durch unhonorierte Arbeit erlitten habe, und die ein Zusammenschmelzen meines kleinen Vermögens verursachten, das ich mir nunmehr zur Beschaffung des Notwendigsten erhalten muß. Seit dem Jahre 1850, da ich meine schriftstellerische Laufbahn begann, hat mir meine Arbeit stets entweder Verluste, oder nur unzureichenden Ertrag gebracht, und nur durch das Vermächtnis von Verwandten vermochte ich mich schlecht und recht durchzuschlagen. Wäre mir nicht im Jahre 1853 die Erbschaft eines Onkels zugefallen, so wäre ich nicht im stande gewesen, die „Prinzipien der Psychologie" zu schreiben. Vollends aber hätte mir meine pekuniäre Lage die Vollendung der „Grundlagen" untersagt, hätte mir nicht im Jahre 1860 ein zweiter Onkel einen Teil seines kleinen Besitztums hinterlassen. Dieses ist jedoch momentan so stark belastet, daß es mir sehr wenig einbringt. Infolgedessen sah ich mich genötigt, nach und nach mein Kapital anzugreifen, ein Vorgehen, das natürlich mit zunehmender Geschwindigkeit fortschreitet.

Bis dahin habe ich mich mit dem Gedanken abgefunden, daß ja nicht ewig Ebbe bleiben würde. Angesichts der Abnahme der Subskribenten und des geringen Absatzes der gebundenen Ausgabe meiner Biologie jedoch regten sich starke Zweifel an eine günstige Wendung in mir. Im Verlauf eines Jahres hatten sich kaum 100 Käufer gefunden, und ich konstatiere, daß sich meine Verluste seit dem Jahre 1850 auf nahezu 1100 £ belaufen. Da ich keine Aussicht auf eine Besserung meiner Vermögenslage hatte, entschloß ich mich, mein Unternehmen abzubrechen. Sie werden also zugeben, daß die Gründe zum Aufgeben meines Arbeitsplans erheblich schwerer wiegen, als Sie es ver-

muteten, und ich fürchte, daß Ihr gütiger Vorschlag nicht imstande sein wird, diese meine Bedenken zu zerstreuen. Von verschiedenen Seiten gingen meinen Verlegern, Williams & Norgate und mir selbst Vorschläge zur Vermeidung der Unterbrechung zu. Ich sandte daraufhin an die Betreffenden mittels meiner Verleger eine gleichlautende Antwort folgenden Inhalts: 1. Würde eine Verdoppelung des Subskriptionspreises, wie sie vielfach in Vorschlag gebracht wurde, vermutlich ebensoviel Eintrag tun wie nützen. 2. Kann ich auf Erheben eines Publikationsfonds, wie andere vorschlugen, nicht eingehen. 3. Möchte ich mich auch auf den Vorschlag nicht einlassen, die Unterzeichner zum Anwerben je eines oder mehrerer Subskribenten zu veranlassen. Falls dieses Verfahren dennoch eingeschlagen werden sollte, so darf dies nur auf eigenen Wunsch des Einzelnen geschehen.

Vor wenigen Tagen deutete mir mein Verleger an, daß ein solcher Versuch wahrscheinlich gemacht werden würde. Da ich mich indessen vollkommen passiv dazu verhalte, weiß ich weder ob noch inwieweit die Sache in Fluß gebracht ist, noch ob sie irgendwelches Ergebnis zeitigen wird.

Wenn ich mich, wie Sie selbst einsehen werden, auch genötigt sehe, Ihr großmütiges Anerbieten abzulehnen, so werde ich dieses erfreulichen Beweises von Entgegenkommen zwischen Autoren, wie es sich wohl kaum wiederfindet, mit freudiger Genugtuung eingedenk bleiben.

Ihr aufrichtigst ergebener

Herbert Spencer.

Ich zweifle stark, daß ein Autor jemals wieder einem anderen, mit welchem er noch dazu in vielen Punkten auseinandergeht, einen derartigen Sympathiebeweis lieferte.

Wäre Mill zur Zeit des Erscheinens jener Notiz, in welcher ich die Notwendigkeit meines Unterbrechens anzeigte, in England gewesen, so hätte er wahrscheinlich sogleich Schritte getan, dies zu verhüten. Wie aus dem letzten

Teil meines Erwiderungsschreibens hervorgeht, gaben andere Gleichgesinnte, darunter Youmans, die Anregung zu einem solchen Versuch. Es schlossen sich Mill, Huxley, Tyndall, Busk und Lubbock an und man beschloß, ein Rundschreiben behufs Verkaufs von 250 Exemplaren herauszugeben. Ich bat, die Zahl auf 150 Exemplare herabzusetzen. —

Mit gemischten Gefühlen ging ich auf den Vorschlag meiner Freunde ein. Selbstverständlich gewährten mir die vielen Sympathiebeweise große Befriedigung; zugleich aber empfand ich ein gewisses Unbehagen darüber, daß sie meinetwegen zu solchen Maßregeln greifen mußten.

Bevor jedoch die Angelegenheit in Fluß kam, trat eine Veränderung meiner Lage ein, die mich zu der Bitte veranlaßte, man möchte das Zirkular unterdrücken.

Die Gründe, die mich zu diesem anscheinend sonderbaren Schritt bewogen, werden aus dem folgenden Kapitel erhellen.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Traurige Ereignisse.

1866—1867.

Eines Morgens gegen Ende April erhielt ich ein Telegramm, das mich veranlaßte, mit dem nächsten Zuge nach Derby zu fahren. Man wird die Ursache erraten haben. Ueber die traurige Veranlassung berichtet ein Brief an Youmans vom 7. Mai: —

> Vor dem Eintreffen dieses Briefes werden Sie wohl schon die Zeitung vom Freitag erhalten haben, die einen kurzen Nachruf auf meinen dahingegangenen Vater brachte. Als ich vor 14 Tagen telegraphisch zu ihm gerufen wurde, war er wohl ernstlich krank; jedoch glaubte ihn damals niemand in Lebensgefahr. Sie können sich denken, wie der Verlust mich ergriffen hat, und wie sehr meine Nerven zerrüttet sind. Ich sah mich veranlaßt, um den nervösen

Symptomen, die sich bei mir bemerkbar machten, Einhalt zu tun, auf einige Tage nach London zurückzukehren. Ende der Woche fahre ich wohl wieder nach Derby.

Hätte mein Vater nicht eine verhängnisvolle Unvorsichtigkeit begangen, so hätte er wohl noch weitere zehn Jahre leben können. Als einige Monate zuvor auf seinem Grundstück die Entwässerungsanlagen repariert wurden, stand der sechsundsiebenzigjährige Mann, ungeachtet des scharfen Ostwinds, draußen, um Weisungen zu geben. Ohnehin ließ sein Befinden, der fortwährenden Besorgnis um meine Mutter wegen, damals zu wünschen übrig. Es trat eine ernste Lungenentzündung ein, welche seinen Tod zwar nicht unmittelbar herbeiführte, aber doch beschleunigte. Der Arzt nämlich, der den Tod infolge des Schwächezustandes befürchtete, gab ihm zur Beruhigung Morphium. Allein die Dosis war seinen erschöpften Kräften nicht angemessen und erwies sich als tödlich.

Ich erwähne diesen Umstand nur, um eine Tatsache von wesentlicher Bedeutung einzuschalten. Mein Vater starb während eines durch Morphium herbeigeführten Traumes, in welchem er den Statthalter Eyre von Jamaika vor Augen hatte. Seit der Antisklavereibewegung hatte er sich stets für die Neger interessiert, und die Verfolgung von Eyre, die damals an der Tagesordnung war, beschäftigte lebhaft seine Phantasie. Die letzten hörbaren Worte, die über seine Lippen kamen, handelten von der Eyre-Frage. Die Vorstellung seines Zustandes assoziierte sich offenbar mit seiner Traumvorstellung, indem er der Klage Ausdruck gab, es sei doch grausam, ihn in eine Diskussion darüber zu verwickeln, wo er gerade so krank sei.

So endete ein Mann, der zeitlebens die Interessen seiner Mitbürger und der ganzen Menschheit teilte. Das Streben, das er in mir, als ich noch Knabe war, wecken wollte, nämlich, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu werden, hatte er sich selbst stets gegenwärtig gehalten. Gar zu oft opferte er sein eigenes Wohl der allgemeinen Wohlfahrt. Wenn unsere Welt aus lauter solchen Menschen bestünde, wie grundverschieden würde sie von der jetzigen sein!

Die Regelung der Hinterlassenschaft meines Vaters hielt mich natürlich einige Zeit in Derby auf. Die Grundstücke und Häuser, die er besessen hatte, entschloß ich mich sogleich zu veräußern, da ich mir nicht die Ungelegenheiten eines Hauseigentümers aufladen wollte.

Die Sorge um meine Mutter, die mir nunmehr allein oblag, veranlaßte mich häufig, nach Derby zu fahren. Wenn sie auch an ihrer Schwägerin eine sorgfältige Pflegerin besaß, war ihr doch meine Anwesenheit Bedürfnis. Mit meiner Arbeit hatte ich mich nach meinem jeweiligen Aufenthalt zu richten. Während einer vierzehntägigen Frist in London, wo ich meinen Sekretär, sowie das Quellenmaterial bei der Hand hatte, bereitete ich mein Manuskript vor, dessen Ausarbeitung ich alsdann während eines achttägigen Aufenthalts in Derby erledigte.

So ging das Jahr 1866 dahin, und ebenso verfuhr ich in der ersten Hälfte des Jahres 1867.

Im Juli desselben Jahres wurde mir eine große Ueberraschung zuteil. Youmans kam herüber und brachte die Mitteilung einer günstigen Wendung meiner Angelegenheit. Als ihn drüben die Nachricht von meinem plötzlichen Aufgeben der Arbeit erreichte, beschloß er in aller Stille, mich wenn irgend möglich zu hindern, meinen Arbeitsplan ganz fallen zu lassen. Mit der ihm eigentümlichen Energie wußte er Mittel und Wege zu finden. In Amerika war es ihm gelungen, innerhalb eines halben Jahres eine Summe aufzubringen, die mir in der Form eines Ehrengeschenks überreicht werden sollte. Mr. Robert B. Minturn (von der Firma Grinnel, Minturn & Co.) hatte als Bevollmächtigter das Gesuch an mich verfaßt, in welchem er mich bat, diese Sympathiekundgebung der Amerikaner freundlich entgegenzunehmen. Mir blieb keine andere Wahl, als dankend anzunehmen. Natürlich drang davon bald etwas in die Oeffentlichkeit, und amerikanische Blätter ließen es sich angelegen sein, das Ergebnis jener Stiftung kundzutun. Da diese Notiz aber Unzutreffendes enthielt und in englischen Zeitungen zum Abdruck gelangte, fühlte sich Youmans veranlaßt, die wirkliche Sachlage in einer Londoner Zeitung wie folgt niederzulegen:

11. August 1866.

Die Anzeige, die Sie unlängst, gestützt auf Nachrichten amerikanischer Zeitungen, brachten, daß nämlich „Professor Youmans Amerika verlassen hat, um Mr. Herbert Spencer 5000 Dollars und eine kostbare goldene Uhr als Ehrengeschenk von seinen Bewunderern in Amerika zu überreichen," erfordert einige Berichtigung, zumal sie sowohl in der Angabe der überreichten Summe als auch in der Motivierung der Veranlassung meiner Reise unzutreffend ist. Die Sache verhält sich folgendermaßen: Nahezu alle Spencerschen Schriften sind in Amerika wiederveröffentlicht worden und haben dort sowohl einen ausgedehnten Leserkreis als auch große Anerkennung gefunden. Viele Freunde und Verehrer Spencers, welche sich ihm für jene Werke, die ihm sicherlich Verluste gebracht haben, zu großem Danke verpflichtet fühlten, gedachten ihrer Dankbarkeit am besten durch eine solche Ehrenkundgebung Ausdruck zu verleihen.

Um indes nicht Gefahr zu laufen, ihr Anerbieten, wie dies Spencers Freunden in England bei gleichem Anlaß widerfahren war, zurückgewiesen zu sehen, legten sie eine öffentliche Gutschrift von 7000 Dollars auf seinen Namen an, die er natürlich nach Belieben erheben oder seinen Erben hinterlassen kann.

E. L. Youmans.

Auf diese Weise blieb mir nun wirklich keine andere Wahl, als die erwähnte Summe anzunehmen.

Im Juli 1866 tagte die British Association in Nottingham. Da der Ort des Meetings so nahe bei Derby gelegen war und Youmans demselben beizuwohnen wünschte, nahm ich ausnahmsweise auch daran teil.

Wie ich bereits erwähnt habe, war damals die Eyre-Verfolgung das Gespräch des Tages. Als Mitglied des Jamaika-Komitees, das sich lebhaft für den Fall interessierte, nahm auch ich aktiven Anteil daran. Bemerkenswert ist, daß unser Komitee, dessen Vorsitzender J. St. Mill war, zu

seinen Mitgliedern sämtliche Evolutionisten zählte: Darwin, Huxley, Wallace und einige weniger bekannte.

Nur wenige Vorträge, die in jener Gesellschaft gehalten wurden, sind mir noch erinnerlich, darunter der des Sir William Grove über „Kontinuität", der mehr für Uneingeweihte bestimmt war, ferner der des Sir Joseph Hooker über die Ergebnisse der Südpolexpedition.

Nach Sitzungsschluß der British Association unternahm ich mit Youmans eine Reise nach Nordwales. Veranlassung hiezu war für ihn nicht so sehr der Wunsch, die Gegend kennen zu lernen, zumal ihn daran sein schweres Augenleiden hinderte, als vielmehr der, Zeit zu ausgiebigen Diskussionen zu gewinnen. Wenn er sich seiner Arbeit widmete, war ich meistens auf einsamen Fußtouren zu finden.

Von Nordwales aus fuhr ich wahrscheinlich nach Derby zurück, und Ende September 1866 bezog ich eine Wohnung am Lancaster Gate, Queens Gardens 37, welche meinem Nomadenleben ein Ende machte. Hier wohne ich seit nunmehr 21 Jahren. Einige Minuten davon entfernt, am Leinster Place 2, habe ich noch eine Art von Studierzimmer, wo meine sämtlichen Bücher und Papiere aufgespeichert liegen. Hier war es mir vergönnt, völlig ungestört zu arbeiten. Besucher erhielten in Queens Gardens keine andere Antwort, als daß ich nicht zu Hause sei.

Hier weist mein Gedächtnis eine Lücke auf, die sich bis auf den 14. Januar 1867 erstreckt. Ueber die Vorfälle jener Zeit berichtet ein Brief an Youmans folgendes: —

Ich glaube, Ihnen noch nicht mitgeteilt zu haben, daß ich für den Lehrstuhl am University College für Philosophie und Logik in Vorschlag gebracht worden bin, für welchen Professor Martineau vergeblich kandidierte. Ich lehnte indes unverzüglich ab. Inzwischen wurde ich mehrmals zum Dozenten vorgeschlagen, darunter einmal von Masson für den Edinburger Lehrstuhl für Moralphilosophie, der bald frei werden dürfte. Auf einen Antrag jedoch bin ich eingegangen: Grote will mich zum außerordentlichen Mitglied des Senats der Londoner Universität

vorschlagen, und da dieses Amt meine Zeit nicht allzusehr in Anspruch nehmen wird, habe ich nichts einzuwenden.

Würde ich diese Zeilen nicht schwarz auf weiß vor mir haben, so hätte man mir lange versichern können, ich sei jemals zum Professor berufen worden — ich hätte es nicht geglaubt. Uebrigens hatte Grotes Antrag keine weiteren Folgen, sodaß ich überhaupt nicht weiß, ob es jemals zu einer Berufung kam.

An den nächsten Vorfall von Bedeutung indes brauche ich nicht erst erinnert zu werden. Am besten werden einige Stellen aus einem Briefe an meinen Freund Youmans Aufschluß darüber geben. Der Brief trägt das Datum vom

25. Februar.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen zur Zeit Ihres Hierseins von meiner Erfindung, einem neu konstruierten Krankenbett, erzählt habe. Während der kurzen Krankheit meines Vaters fiel es mir auf, wie sehr der Patient unter dem Umbetten, Aufrichten u. s. w. leidet. Der Gedanke ging mir nach meines Vaters Tode nach, und ich sann auf Mittel und Wege, um den Patienten ohne irgendwelche Anstrengung seinerseits aus dem Bette zu heben, ihn umzuwenden, kurz, in jede beliebige Lage zu bringen. Der chronische Schwächezustand meiner Mutter veranlaßte mich, meine Idee alsbald auszuführen. In der Tat ist es mir gelungen, nach eigenen Angaben ein solches Bett herstellen zu lassen; meine Mutter macht bereits Gebrauch davon und ist sehr zufrieden damit.

In der Erwartung, meine Erfindung werde dadurch leichter verwertbar, ließ ich sie nicht patentieren. Nachträglich aber hat sich diese Voraussetzung als eine irrige erwiesen. Hätte ich mir ein Patent geben lassen, so würde sich viel eher ein Fabrikant für das Krankenbett gefunden haben; so aber scheute man sich, das nötige Kapital dafür anzulegen. Da ich selbst nicht genügend Sparpfennige erübrigt hatte, blieb meine Erfindung für die Allgemeinheit ungenützt.

Wenn meine Mutter auch dank der bequemeren Lage, die jenes Krankenbett ihr gewährte, nach Ansicht der Wärterin einige Monate länger am Leben erhalten blieb, so siechte sie doch langsam dahin. Im Sommer endete dieses Leben anspruchsloser Tugend. Mit ihrem fortschreitenden Verfall war in den letzten Monaten ihr stetes Streben nach Pflichterfüllung noch mehr in den Vordergrund getreten. Am frühen Morgen schon gab sie häusliche Anweisungen; und wenn der Abend herannahte, war sie nur von dem einen Gedanken erfüllt, sich zur Kirche vorzubereiten. So beschloß sie ihr Leben, ein Leben der Eintönigkeit, dem nur selten wahre Freude beschieden war.

Ich blicke mit einer gewissen Reue auf das Leben meiner Mutter zurück, wenn ich bedenke, wie wenig ich für sie tat im Vergleich zu dem, was sie mir in der Kindheit opferte. Soweit wir menschliches Wesen beurteilen können, ist es gewiß einer der traurigsten Züge, daß man seinen Eltern gegenüber kein Pflichtbewußtsein besitzt, solange noch Zeit ist, es in die Tat umzusetzen. Erst wenn es zu spät ist, wenn wir den Pflichten nicht mehr nachkommen können, kommen sie uns deutlich zum Bewußtsein.

Zehnter Teil.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Ich nehme meine „Grundlagen" wieder auf.

1867.

Das Haus, welches von meinem 7. Jahre an bis zu meinem 47. Lebensjahre, wenn auch in Wirklichkeit nur zeitweise, so doch dem Namen nach mein Heim war, sollte es nicht länger bleiben. Was mich vielleicht noch nach Derby hingezogen hätte, waren die Erinnerungen, die sich daran knüpften, Erinnerungen teils freudiger, teils schmerzlicher Natur. Doch war dies für mich kein Grund, die Hauptstadt mit dem an sich recht reizlosen Derby zu vertauschen.

Ich habe bereits im 40. Kapitel erwähnt, daß ich schon zur Zeit, da ich an meiner „Klassifikation der Wissenschaften" arbeitete, beabsichtigte, bei nächster Gelegenheit eine Neueinteilung der „Grundlagen" vorzunehmen. Ich ersehe aus einem Briefe, daß ich damit auf den Abschluß des I. Bandes meiner „Biologie" wartete. Indessen war zu jener Zeit noch ein bedeutender Teil der ersten Auflage der „Grundlagen" unverkauft, und ich sah mich genötigt, zumal mir meine Mittel nicht gestatteten, eine neue Auflage auf eigene Kosten herauszugeben, die Vollendung des II. Bandes der Biologie abzuwarten. Bis dahin würden, wie ich vermutete, die Restexemplare abgesetzt sein. Dies trat im März 1867 ein.

Ich machte mich nun mit Eifer an die Arbeit, denn es drängte mich, das quälende Bewußtsein loszuwerden, mein Werk in so unvollkommenem Zustande bestehen zu lassen. Schon bei der ersten Niederschrift war in mir ein leises

Mißbehagen aufgestiegen, besonders, als ich in dem Kapitel „Die für die Entwickelung wesentlichen Bedingungen" die Ansicht niederlegte, daß die Evolution, so wie ich sie damals erfaßte, nicht allgemeingültig sei, daß nämlich gewisse Aggregate, wie beispielsweise die Kristalle, Ausnahmen bilden. Damals fiel es mir nicht ein, die Frage aufzustellen: gibt es einen allgemeingültigen Prozeß, der zu gleicher Zeit die beiden Arten von Aggregaten umfaßt, diejenigen, welche die Tendenz zur Heterogeneität nicht besitzen und diejenigen, die sie besitzen? Wenn ich mir diese Frage vorgelegt hätte, so wäre ich unbedingt zu der Erkenntnis gelangt, daß jeder an einem Aggregate sich abspielenden Veränderung der Gestalt notwendigerweise die Gestaltung dieses Aggregats vorangeht, daß also die Integration der primäre und die Differenzierung der sekundäre Prozeß ist.

Von Ungeduld getrieben, machte ich mich alsbald an die angenehme Aufgabe der Richtigstellung. Bis zum darauffolgenden Herbste widmete ich mich dieser Arbeit.

Die Begebenheiten des Jahres, welche von Interesse sein dürften, sind aus Stellen von Briefen an Professor Youmans ersichtlich. Am 8. April schrieb ich ihm folgendes:

> Heute früh fühlte ich mich nicht besonders wohl: die Folge einer gestern abend mit Mill und Grote geführten metaphysischen Diskussion. Mill hatte uns absichtlich zusammen eingeladen, und wir verbrachten in der Tat einen sehr angeregten Abend. Sie können sich denken, daß er nicht spurlos an mir vorüber gegangen ist . . .
>
> Morgen beginne ich mit der Durchsicht meiner „Grundlagen". Ich beabsichtigte ursprünglich, Erwiderungen auf zwei Kritiken über den 1. Teil zu schreiben; Lewes' rieten mir jedoch davon ab. Es werden nur einige wenige Aenderungen im Ausdruck vorgenommen.

Eine auf die aus Amerika eingegangenen Gelder bezügliche Stelle lautet:

> Ich war höchst überrascht über den Inhalt Ihres Briefes. Ich war niemals auf eine solche Einnahme

gefaßt. Sie sind wahrlich ein prachtvoller Verwalter. Ich hätte mir noch vor wenigen Jahren niemals einen solchen Erfolg träumen lassen, und ich bin überzeugt, daß ich diesen Ihnen allein verdanke.

Ihre Bemerkung in Bezug auf den Mißbrauch von Mills Namen stimmt ganz damit überein, was ich ihm vorausgesagt habe. Ich habe ihm längst angedeutet, es sei bedauerlich, daß seine Autorität so einseitig ausgebeutet würde: die Folge wird sein, daß die Klassiziſten alles zu ihren Gunsten Gesagte hervorheben und die für sie ungünstig lautenden Urteile einfach übergehen werden.

Dieser letzte Abschnitt bezieht sich auf die kurz zuvor gehaltene Rede Mills als Lord Rektor in St. Andrews, in welcher er die Bedeutung des Klassizismus hervorhob, wie gedeutet wurde, in der Absicht, auf die erdrückende Gefahr hinzuweisen, die ihm von Seiten der Naturwissenschaft drohe. Angesichts der Tatsache, daß die Naturwissenschaft eben erst ihren Einzug hielt und nur mit Widerwillen in den allgemeinen Lehrplan aufgenommen wurde, schien mir dieser Notschrei wenig angebracht.

Wie ich bereits erwähnt zu haben glaube, hatten die Russen zuerst den Anfang gemacht, meine Werke zu übersetzen. Aus einem Brief vom 3. Mai an meinen amerikanischen Freund geht hervor, daß M. Nicholas Thieblin, welcher sich der gefährlichen Aufgabe der Veröffentlichung in seinem Lande unterzogen hatte, deswegen in ernstliche Konflikte geraten sei.

Vor einigen Tagen erhielt ich einen Brief von meinem russischen Uebersetzer, des Inhalts, die gegen ihn angestrengte Untersuchung sei eingestellt worden; die Klage lautete allem Anschein nach auf Hochverrat. Der Staatsanwalt wies den Fall als zu schwierig ab, und eine zweite Klage kann nicht erhoben werden. Der arme Kerl ist nun außer Gefahr und wir werden uns nicht veranlaßt sehen, in Amerika darüber Lärm zu schlagen.

Am 7. Juni machte ich eine Mitteilung an Youmans, die ich hier wiedergeben möchte: —

In diesen Tagen habe ich mich entschlossen, der Gesamtausgabe meiner Werke einen besonderen Titel zu geben. Schon bei der Zusammenstellung der Reihenfolge trug ich mich mit diesem Gedanken und dachte damals an „deduktive Philosophie". Aber ich war davon abgekommen und hatte mich zu dem unbestimmten Titel „Ein System der Philosophie" entschlossen. Indessen hat ein so unbestimmter Titel auch sicherlich seine Schattenseiten, die mir erst jetzt deutlich zum Bewußtsein kommen. Ein bestimmterer Titel scheint mir sowohl positive als auch negative Vorzüge zu haben. Ich bin schließlich auf den Gesamttitel „Synthetische Philosophie" verfallen, der wohl alles in allem genommen am bezeichnendsten sein dürfte. Mit der zweiten Auflage meiner „Grundlagen" soll auch dieser Titel eingeführt werden, und jeder zukünftig erscheinende Band wird, abgesehen von seinem Sondertitel, diesen Gesamttitel tragen.

Ich muß hier eine kleine Einschaltung in Bezug auf die Quellen zu meinen biographischen Aufzeichnungen machen. Nun der Briefwechsel mit den Eltern ein Ende nahm, bleibt mir nur noch die Korrespondenz mit Freunden als Hilfsmittel. Eine große Anzahl von Briefen an Lott war nicht aufzutreiben; es finden darum auch diese Briefe in den vorangegangenen Kapiteln keine Erwähnung. Nur die im Jahre 1867 an ihn gerichteten Briefe waren mir zugänglich, und in der Tat enthalten sie manche Stellen von einigem Interesse. Vorwiegend aber sind es Briefe an meinen amerikanischen Freund, die es mir ermöglichen, mein Leben in Umrissen zu zeichnen.

Vom Jahre 1878 an finde ich ein Tagebuch vor, welches kurze Aufzeichnungen über meinen jeweiligen Aufenthalt und meine Tagesbeschäftigung gibt. Ich führte dasselbe acht Jahre hindurch fort. Würde ich meinen Bericht über diese acht Jahre aus bloßen Erinnerungen zusammenstellen, so entbehrte er sicherlich des Interesses, vielleicht auch der Genauigkeit; vollends aber würden die Aufzeichnungen

über die sieben vorangegangenen Jahre einen Mangel an beidem aufweisen.

Da die meisten wiedergegebenen Stellen aus Briefen an Youmans stammen, werde ich künftig die Namensangabe wegfallen lassen. Wo also kein Name genannt ist, kann ohne weiteres angenommen werden, daß der Brief an Youmans gerichtet war.

In diesem Jahre dehnte ich meine Sommerreise auf einen großen Teil des Herbstes aus. Mein letzter Aufenthalt war wieder einmal Standish, wo ich einige sehr vergnügte Tage bei meinen Freunden zubrachte.

Im November wurde mit der neuen Auflage meiner „Grundlagen" begonnen. Ich will hier etwas verweilen, um näher auf die darin dargelegte allgemeine Theorie einzugehen.

In meinen Berichten über vorangegangene Essays habe ich wiederholt darauf hingewiesen, wie jene eine stufenweise Annäherung an die endgültige Konzeption bedeuteten. Bevor ich noch das Programm des Systems im Umriß skizzierte, welches mir alsdann als Schema zur Ausarbeitung dieser Konzeption diente, beschrieb ich den Gedankengang, durch welchen ich nach und nach zu jener Fassung gelangt war. Zum besseren Verständnis der Endphase meines Entwicklungsganges wird es angemessen sein, die einzelnen Etappen mit der jeweiligen Jahreszahl folgen zu lassen.

1850 gelangte ich zu der Erkenntnis, daß niedere Arten von Organismen, sowie niedere Arten der Gesellschaft sich darin gleichkommen, daß beide aus verschiedenen gleichen Teilen bestehen, von denen jeder dieselben Funktionen verrichtet, während höhere Typen von Organismen und Gesellschaften das gemeinsame Merkmal haben, daß das Einzelexemplar aus vielen ungleichen Teilen besteht, deren jeder ungleiche Funktionen zu verrichten hat (Social Statics pp. 451—3): Es liegt darin stillschweigend die Folgerung enthalten, daß der Fortschritt sich hier im Uebergang von der Einheitlichkeit zur Vielfältigkeit vollzieht.

1851 stieß ich bei Milne-Edwards auf die Bezeichnung „Physiologische Arbeitsteilung" — auf das organische Leben

angewendet, — und jene Bezeichnung führte mich zu der Erkenntnis, daß sowohl bei Tieren als auch in der menschlichen Gesellschaft die Arbeitsteilung in gleichem Maße wie die Vervollkommnung des Baues fortschreitet. Gleichzeitig wurde mir die „zunehmende Differenzierung der Funktionen" in ein schärferes Licht gerückt. Dahin zielte auch schon die genannte Parallele von der Umwandlung der Einheitlichkeit zur Vielfältigkeit der Struktur.

1851—52 erschloß sich mir die später von mir rezipierte von Baersche Formel: ein jeder Organismus erfährt in seinem Entwickelungsgange die Veränderung von der Homogeneität zur Heterogeneität seiner Struktur.

1852 wurden meine Auseinandersetzungen über die Entwickelung des Stils gleichzeitig der Anlaß zur allgemeinen Erkenntnis, daß der Fortschritt im Uebergang von einem Stadium, in welchem verschiedene gleichartige Teile einfach nebeneinander gelagert sind — zu einem höheren Stadium besteht, in welchem verschiedene ungleichartige Teile wechselseitig von einander abhängig werden, d. h. im Uebergang von der Homogeneität zur Heterogeneität.

1853 postulierte ich, daß der soziale Entwickelungsgang im Fortschritt von der Einheit zur Trennung der öffentlichen Gewalt bestehen muß und zwar in eine zeremonielle, kirchliche und politische, ferner, daß der Fortschritt innerhalb der zeremoniellen Einrichtungen gleichfalls im Uebergang vom Einfachen zum Komplexen besteht.

1854 (Frühjahr) vertrat ich das Prinzip, daß die Erziehung dem sich entfaltenden Verstande angepaßt sein soll, ferner, daß die geistige Entwickelung vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Unbestimmten zum Bestimmten hinstrebt. (Es war dies das erstemal, daß ich die zunehmende Bestimmtheit als Merkmal der Evolution erkannte.) Was nun die wissenschaftliche Ausbildung der Jugend anbetrifft, welche sich nach der geistigen Entwickelung zu richten hat, so stellte ich fest, daß diese einen Integrationsprozeß bildet, indem sie dem Wissen engeren Zusammenhang verleiht und ferner, daß sie durch zunehmende Differenzierung und Wiederdifferenzierung zu größerer Vielfältigkeit gelangt. Obwohl

ich hiermit die Tatsache erkannte, daß der Entwickelungsgang vom Einheitlichen zum Vielfältigen, von der Homogeneität zur Heterogeneität führt, so hatte ich doch hierbei diese Terminologie noch nicht angewendet.

1854 (Herbst) behandelte ich systematisch den Verstand im allgemeinen als Ausfluß der Evolution — sowohl den tierischen als auch den menschlichen. Ich vertrat auch hier die Ansicht, daß er sich vom Homogenen zum Heterogenen, vom Unbestimmten zum Bestimmten fortentwickele und daß er eine ständige Integration seiner Komponenten darstelle.

1854—55. Jener Gedanke von der Fortentwicklung vom Homogenen zum Heterogenen erschloß mir plötzlich die Erkenntnis, daß dies ein generelles Merkmal des Fortschritts sei — sowohl innerhalb der unorganischen als auch der organischen und superorganischen Welt. Auf dem Wege der Untersuchung hinsichtlich der Ursache dieser Erscheinung gelangte ich bald zu dem Schluß, daß dieselbe stets in der Vervielfältigung der Wirkungen begründet liege.

(Hier folgt eine anderthalbjährige Unterbrechung infolge meines Gesundheitszustandes.)

1857. Kurz nachdem ich diese Theorie in meinem Essay über „Gesetz und Ursache des Fortschritts" ausgearbeitet hatte, kam mir eine weitere Ursache der universellen Umwandlung zum Bewußtsein und zwar eine solche, die den genannten vorangeht, nämlich die Unbeständigkeit des Homogenen. Gleichzeitig wies ich darauf hin, daß der soziale Organismus dem individuellen darin vollkommen entspricht, daß beide einen Integrationsprozeß darstellen.

1857—58. In den letzten Tagen des Jahres 1857 oder in den ersten 1858 kam mir der Gedanke, daß, zumal diese beständige Metamorphose, auf den genannten Ursachen beruhend, sich durchweg bei allen Lebenserscheinungen geltend macht, dieselbe als Grundprinzip und Bindeglied aller konkreten Wissenschaften aufgefaßt werden müsse, da jene doch alle die verschiedenen Daseinsformen behandeln.

Ich entwarf demzufolge einen Plan, nach welchem die Klassifikation der Wissenschaften in mehreren Bänden unter jenem Gesichtspunkt ein philosophisches System darstellen sollte.

1858 (vielleicht schon Ende 1857) fügte ich zu meiner Theorie die Erkenntnis hinzu, daß die Zunahme an Heterogeneität eine begrenzte sein müsse, daß sie nämlich in einen Gleichgewichtszustand einmünden muß. Kurz darauf gelangte ich zu der weiteren Erkenntnis, daß, zumal das so erlangte Aequilibrium nicht von ewigem Bestand sein könne, mit der Zeit ein Auflösungsprozeß stattfinden müsse; die Dissolution ist somit allüberall ein Komplement der Evolution.

1858—59. Schon seit dem Jahre 1854, vornehmlich aber während der genannten Jahre, erwuchs in mir die Einsicht, daß es noch einfachere Daseins- und Tätigkeitsformen gebe, die überall jene Umwandlungen bedingen, welche Evolution und Dissolution konstituieren — als da sind: die Unzerstörbarkeit der Materie, die Kontinuität und der Rhythmus der Bewegung und das Gesetz von der Richtung der Bewegung. Ich erkannte, daß alle zu erklärenden Veränderungen eine Folge der immerwährenden Wiederzerstreuung des Stoffes und der Bewegung seien, die sich überall geltend macht, ferner, daß die Veränderungen sich jenen letzten physikalischen Gesetzen unterordnen müssen, welche diese Wiederzerstreuung regeln. Endlich gelangte ich zu dem Schluß, daß die genannten Ursachen der Evolution sowohl wie jene Gesetze der Physik ihrerseits auf der Erhaltung der Kraft beruhen; nur auf Grund ihrer kann eine erschöpfende Erklärung der Evolution gegeben werden.

1860—62 arbeitete ich die Konzeption aus, zu welcher ich nunmehr gelangt war und die sich bis zu dieser Periode in mir gefestigt hatte. Ich legte sie alsbald in einem „Grundlagen" betitelten Bande nieder.

1864 stieß ich anläßlich einer Abhandlung über die „Klassifikation der Wissenschaften", wobei es sich für mich darum handelte, die allgemeine Formel zu finden, unter welche sich alle Arten von konkreten Wissenschaften einordnen ließen, auf die Tatsache, daß Integration der primäre und Differenzierung der sekundäre Prozeß sei; es erschloß sich mir die fernere Erkenntnis, daß somit, während die Bildung eines zusammenhängenden Aggregats ein notwen-

biges Merkmal der Evolution ist, die unumgänglich daraus hervorgehende Heterogeneität nur als annähernd allgemeingültig bezeichnet werden kann. Erstere Erscheinung tritt also unbedingt, letztere nur bedingt auf.

1867. Nachdem ich auf diese Weise eine Erklärung für die Wiederzerstreuung der aggregatbildenden Materie gefunden hatte, blieb mir noch übrig, auch die Zerstreuung der Bewegung zu interpretieren. Demzufolge prägte ich die Formel, daß sich gleichzeitig mit der Umwandlung der Materie von einem Zustand der unbestimmten, unzusammenhängenden Homogeneität zu einem Zustand der bestimmten, zusammenhängenden Heterogeneität, parallellaufend eine Umwandlung der zurückgehaltenen Bewegung vollzieht.

Es liegt demnach ein Zeitraum von siebzehn Jahren zwischen der Zeit, da zum erstenmal der Gedanke in mir auftauchte, daß der Einzelorganismus mit der Gesellschaft das gemeinsame Merkmal habe, daß der niederere Typus aus gleichartigen Teilen besteht, welcher gleiche Funktionen zu verrichten hat, während höher organisierte Typen aus ungleichartigen Teilen mit ungleichen Funktionen bestehen — bis zu der Zeit, da die Evolution in ihrer vollständig entwickelten Fassung vor mir lag. Der dazwischenliegende Stufengang meiner Theorie selbst bildet einen Spezialfall des Entwicklungsgesetzes.

Ich war nahe daran, zu bemerken, daß die letzte Stufe des Evolutionsprozesses — die Herstellung des Gleichgewichts nämlich — auch in meinem persönlichen Entwickelungsgange erreicht war — im Aequilibrium zwischen Vorstellung und Gegenstand: die Ideenfolge konnte nunmehr von der Tatsachenfolge nicht mehr umgestoßen werden. Aber ich wage diese Behauptung nicht aufrechtzuhalten, denn wie oft schon widerfuhr es mir, daß ich vermeinte, den Parallelismus zwischen Begriff und Gegenstand vollkommen hergestellt zu haben, wo dies bei näherer Untersuchung nicht der Fall war.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Eine Unvorsichtigkeit und ihre Folgen.

1867.

Bis dahin hatte sich nie das Bedürfnis nach Hilfe irgendwelcher Art bei meiner Arbeit geltend gemacht, außer derjenigen, welche ein gewöhnlicher Sekretär mir leistete. Zu meinen „Grundlagen" reichte das in meinem Gedächtnis aufgehäufte Material aus; ich bedurfte nur weniger Bücher, die sämtlich leicht zugänglich waren. Brauchte ich auch zur Ausarbeitung der „Prinzipien der Biologie" ein weit größeres Tatsachenmaterial, so hatte ich mich doch in der Voraussetzung nicht geirrt, daß meine Kenntnisse bei der Darstellung der einzelnen Tatsachen, die zur Begründung der allgemeinen Gesichtspunkte erforderlich waren, hinreichen würden. Ebensowenig gaben mir die „Prinzipien der Psychologie", woran ich damals noch arbeitete, Anlaß, nach Hilfe von anderer Seite Umschau zu halten. Die Tatsachen für den subjektiven Teil, für den ich eine ganz ungewöhnliche Methode anzuwenden beschloß, standen bereits bei mir fest, und meine Ansichten über den objektiven Teil vollends waren so grundverschieden von denen der damals anerkannten Psychologen, daß es keines eingehenden Studiums der bis dahin über diesen Gegenstand erschienenen Literatur bedurfte. Daß dem nicht also bei einer Darstellung der Soziologie sein würde, hatte ich mir längst eingestanden. Ich wußte wohl, daß es eines ungeheuren Materials bedurfte, um durch Klassifikation und Sonderung hier zu Verallgemeinerungen zu gelangen. Auch sah ich gleich zu Anfang, daß es für mich ein Ding der Unmöglichkeit sein würde, die erforderliche Literatur über den Gegenstand zu studieren, daß ich vielleicht genötigt sein würde, dies durch einen Stellvertreter besorgen zu lassen und daß ich das ganze Material von anderer Hand vorbereitet finden müßte. Zuerst hatte ich die Absicht, mir durch einen Sekretär jeweilen vorlesen zu lassen;

es wurde mir jedoch bald klar, daß ich auch zur Zusammenstellung und Sichtung meines Materials der Hilfe bedürfe.

Es war hierbei keine Zeit zu verlieren. Innerhalb zweier oder dreier Jahre, berechnete ich, würde ich meine „Psychologie" vollenden. Habe ich bis dahin nicht die nötigen Vorbereitungen getroffen, dachte ich ferner, so muß ich ohne Material weiter bauen. Ich teilte mein Bedenken Professor Masson mit, mit dem ich im Sommeraufenthalt zusammentraf. Dieser empfahl mir einen jungen Schotten, Mr. David Duncan, der zum Geistlichen bestimmt gewesen war, und, von Gewissensbissen geplagt, seiner Laufbahn entsagt hatte und gerade nach einer Beschäftigung suchte. Duncan schien mir zu gut für dieses Amt, und ich schrieb ihm in diesem Sinne. Er gab mir jedoch seine Zusage und kam mir nach London nach. Allerdings bedurfte es einer gewissen Bildung zur Zusammenstellung des von mir gewünschten Materials, denn ich faßte dasselbe weiter, als er es aus eigener Initiative getan haben würde. Ich brauchte Aufzeichnungen über Klima, Grenzen, Bodenbeschaffenheit und Minerale des von dem jeweilig zu beschreibenden Gesellschaftstypus bewohnten Erdstrichs. Ferner schienen mir Angaben über Flora und Fauna, sofern sie in das menschliche Leben eingreifen, vonnöten. Vollends aber war das Wesen der benachbarten Volksstämme oder Nationen hier nicht ohne Bedeutung. Ebenso mußte der Volkstypus mit seinen charakteristischen Merkmalen beschrieben werden — seine körperliche und geistige, sowie seine moralische Eigenart. Es mußten die gesellschaftlichen Institutionen behandelt werden — sowohl die politischen, kirchlichen und industriellen als auch: allgemeine Bildung, Glaubensformen, Gemütsart, Sprache, Sitten und Bräuche sowie Geschmacksrichtung, endlich auch die Art der Kleidung, der Ernährung und Lebensweise. Im Hinblick darauf nahm ich mit Duncan einige Reisebeschreibungen durch, damit er das Wesen der Soziologie erfassen lerne. So kam es, daß ich außerhalb meiner eigentlichen Arbeitszeit, d. h. nachmittags, wenn auch nur wenige Stunden, auch noch geistig tätig war. Obwohl ich bereits die Erfahrung gemacht hatte, daß ich mich bei abendlicher Lektüre ebensosehr anstrengte als

beim Diktieren, sodaß meine ohnehin schon schlechten Nächte dadurch noch verschlimmert wurden, glaubte ich doch, ohne Schaden beim Vorlesen zuhören zu können. Bald überzeugte ich mich indes, daß diese Hoffnung durchaus trügerisch war. Strengte es mich doch ebensosehr an, eine halbe Zeitungsspalte wie einige Seiten Metaphysik zu lesen. Jede Arbeit, die unausgesetzte Aufmerksamkeit erfordert, hat bei mir dieselben nervösen Erscheinungen im Gefolge. Mein Arzt, Dr. Ransom, erzählte mir, diese Störungen treten beispielsweise bei Spitzenflickerinnen in Nottingham, deren Aufgabe es ist, aus der Maschine gefallene Maschen aufzunehmen, häufig ein. Zu spät wurde ich darauf aufmerksam, daß ich nicht mehr die nötige Ruhe fand; es war, wenn ich nicht irre, im Dezember. Schon war einer jener ernsten Rückfälle eingetreten.

Früher bereits hatte ich in solchem Falle Morphium angewendet, und auch diesmal sah ich mich genötigt, zu diesem künstlichen Mittel zu greifen. Ich kann hier nicht umhin, zur Belehrung derer, die darin keine Erfahrung haben, einiges über die Wirkung des Morphiums auf die Träume mitzuteilen. Bei mir traten in jenem Morphiumzustand die einmal durchdachten Ideen in ungewöhnlichen Zusammenhang. Ungleich den Handlungen und Geschehnissen in einem gewöhnlichen Traum, welche sich durch Fiktivbilder aneinanderreihen und so eine unzusammenhängende Gesamthandlung bilden, kommen die Träume im Morphiumzustande der Wirklichkeit viel näher in Bezug auf Glaubwürdigkeit und Zusammenhang. Die aufgetauchten Gedanken stehen längere Zeit hindurch zu früher einmal fixierten Ideen in Beziehung, und die Handlungen werden im Sinne der ursprünglichen Absicht vollzogen. Oftmals geschah dies in so auffallender Weise, daß ich mich am folgenden Tage genau an den Traum zu erinnern vermochte. Der Umstand, daß ich während eines Traumes imstande war, Gedanken, die in mir auftauchten, zu widerlegen, bestärkte mich in der Annahme, daß wir vermöge zweier unabhängig voneinander funktionierenden Gehirnhemisphären ein Doppelbewußtsein besitzen, und daß diese Unabhängigkeit der Bewußtseinshälften

im Traumzustand mit der mangelnden Koordinationsfähigkeit zusammenhängt, obwohl auch hier die Grenzen des Logischen innegehalten werden. Es wäre physiologisch höchst interessant, festzustellen, welches Stadium der Zirkulation die Gehirntätigkeit mit einer völligen Abgeschlossenheit der Sinne gegen äußere Eindrücke verbindet.

Ich unternahm gegen Ende des Jahres Touren, um meine Gesundheit wiederherzustellen, sah aber schließlich ein, daß hier nur ein radikales Mittel helfen würde. Am 29. Februar teilte ich Youmans mit, daß ich mir von Italien Heilung verspreche. Kurz vor meiner Abreise wurde ich zum Mitglied des Athenaeum-Klubs gewählt. Diese Zugehörigkeit war späterhin von großer Bedeutung für mich. Zweck des Klubs war, die Hauptvertreter von Wissenschaft, Literatur und Kunst zu vereinigen.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Meine Reise nach Italien.

1867.

Zu den üblichen Annehmlichkeiten, die Italien zu einer so beliebten Erholungsstätte machen, trat für mich noch ein besonderer Anziehungspunkt hinzu: der Ausbruch des Vesuv. Dieser Umstand bewog mich, nicht bloß Italien zum Zwecke der Erholung als Reiseziel zu wählen, sondern Neapel als Bestimmungsort zu betrachten. Schon einen ganzen Monat hatte der Krater Lava gespieen, und ich fürchtete, er könnte sich beruhigen, noch bevor ich an Ort und Stelle angelangt wäre. Ich fuhr daher auf dem kürzesten Wege nach Marseille und schiffte mich nach Neapel ein.

Es geschah dies in den ersten Tagen des März. Am 6. früh morgens wurden sämtliche Passagiere auf Deck gerufen, um die trübe Glut des Lavastroms, der damals auf 20 Meilen in die Runde sichtbar war, gleich bei Tages-

anbruch in Augenschein zu nehmen. Der Anblick war eindrucksvoll. Sonderbar berührte es mich später, daß die glühende Lava bei Tagesbeleuchtung gar kein Licht auszuströmen schien.

Bei Gelegenheit der Besteigung des Vesuv lieferte ich einen Beweis von meiner schon so oft dokumentierten Unbesonnenheit. In den ersten Tagen in Neapel hatte ich mich damit begnügt, die Ausbrüche des Vesuv von meinem Hotelzimmer aus zu beobachten und die herübersprühenden Lavabruchstücke zu sammeln, die in der Größe grobem Kanonenpulver glichen. Bei Tisch hörte ich, daß man als Ausländer den Vesuv nicht anders besteigen könne als in Begleitung eines Führers. Zudem bediene man sich eines der am Fuße des Berges bereitstehenden Ponies, wofür eine sehr hohe Taxe zu entrichten sei. Meinem Grundsatz zufolge, mir keinerlei Zwang gefallen zu lassen, suchte ich dieser Steuer zu entrinnen. Ein Geistlicher, mit dem ich schon von Marseille aus gereist war, schloß sich mir an, und wir erreichten unter erschwerenden Umständen den Fuß des Vesuv von einer anderen Seite. Unsere Absicht ging selbstverständlich dahin, denjenigen Teil des Kegels von der Nähe zu besichtigen, der die Lava ausströmte. Eine halbe Meile Wegs etwa trennte uns vom Fuße des Kegels, ein Weg, der voll erkaltender Schlacken lag, da sich kurz zuvor der Lavastrom in zahllosen Windungen hierher ergossen hatte. Nach einiger Zeit, nachdem sich mein Gefährte davon überzeugt hatte, daß die Lava über Erwarten heiß sei, trat er den Rückweg an. Ich sah indes keine Gefahr, und da die Luft, wenn auch mehr als angenehm warm, so doch nicht schwefelig war, setzte ich meinen Weg langsam, stellenweise kletternd, fort. Mittlerweile fing der Vesuv an, über mir zu donnern und Lavastücke in allen Größen über meinen Kopf hinweg zu schleudern; wohl fielen manche wieder in den Krater zurück, die meisten aber fielen um den Kegel herum zu Boden. Ich war immerhin außer Gefahr. Als ich mich dem Lavastrom näherte und die heiße, flimmernde Luft einigermaßen durchsichtig wurde, gewahrte ich in einiger Entfernung eine stehende Gestalt. Als ich diese erreichte, erkannte ich einen Burschen, der Erfrisch-

ungen anbot. Er verließ alsbald seinen Standort, um mich die letzte Strecke hinaufzugeleiten. Dabei führte er mich an eine Stelle, von wo aus wir durch die weiche schwarze Rinde eines scheinbar erloschenen Lavastroms in ein tunnelartiges rotglühendes Gewölbe blickten, das wohl sechs bis acht Fuß im Durchmesser maß. Ich erinnerte mich nun der Tatsache, daß es mir während meines Kletteraufstiegs mehrmals schien, als tönte es im Innern hohl; jetzt erst erkannte ich die Ursache. Ich war auf meinem Weg über solche Gewölbe geschritten. Ferner wurde mir klar, daß die Gräben, über welche ich gekommen war, durch das Einsinken der Schlackendecke in solche Gewölbe entstanden seien. Noch einige dreißig Schritt — und ich war am Ziel meiner gefährlichen Expedition angelangt. Alles in allem war der Anblick kein überwältigender. Auch war die Hitze oben so groß, daß wir uns in einiger Entfernung vom Krater halten mußten. Dem Führer gelang es, meinen Alpenstock in die Glut zu tauchen, um das Ende abbrennen zu lassen. Nachdem dieser Akt vollzogen und der Mann für seine Mühe gelohnt war, wies ich seine weitere Hilfe zurück und trat denselben Weg an, auf dem ich gekommen war. Daß ich dies tun konnte, ist mir heute unbegreiflich. War ich auch auf dem Hinweg glücklich über jene verdächtigen Strecken hinweggekommen, so war dies doch in keiner Weise ein Beweis dafür, daß nicht diesmal eines dieser versteckten Gewölbe unter meinem Tritte nachgeben würde. Welch qualvoller Tod hätte meiner gewartet, wäre wirklich eines der Gewölbe eingestürzt! Was ich zur Rechtfertigung dieser Unbesonnenheit sagen soll, weiß ich nicht. Mir bleibt nichts anderes übrig, als mein Verhalten als Beleg für meinen Hang zu erklären, jedes meiner Vorhaben durchzuführen, koste es, was es wolle. Der betreffende Gedanke ergreift alsdann so unbedingten Besitz von mir, daß alle anderen unweigerlich zurücktreten müssen.

Die übrigen Sehenswürdigkeiten Neapels hielten mich nicht lange dort zurück. Mein nächster Aufenthaltsort war Pompeji.

Nichts, was ich in Italien sah, vermochte mich so zu fesseln, wie diese tote Stadt. Nicht, daß sich für mich ein

historisches Interesse daran knüpfte. Unter dem Gesichtspunkte der Soziologie betrachtet, verhält sich ein solches wie ein Steinhaufen zu einem großen Gebäude. Hier jedoch fand das Leben von vor 2000 Jahren einen so anschaulichen Ausdruck in allen Gegenständen ringsum, und in den Spuren, die der tägliche Gebrauch daran hinterlassen, daß sie Empfindungen hervorriefen, wie es kein geschriebener Bericht je vermochte. Die von zahllosen Füßen ausgetretenen Treppenstufen der öffentlichen Gebäude, die tief in das Straßenpflaster eingeschnittenen Räderspuren, das mannigfaltige Hausgerät lassen in der Phantasie des Beschauers die Menschen mitten in ihrer Tätigkeit wiedererstehen.

Von besonderem Interesse war für mich die Bauart des römischen Hauses und zwar aus tieferen als architektonischen und ästhetischen Gründen: es war mir vielmehr darum zu tun, dessen Verhältnis zum primitiven und andererseits zum modernen Wohnhaus festzustellen. Das römische Haus schien mir als Uebergang von der primitiven zur modernen Bauart ein glückliches Paradigma für die superorganische Evolution. Von Anbeginn alles sozialen Zusammenlebens an war der Schutz gegen Feinde ein — wenn nicht der — vorherrschende Gedanke gewesen. Es läßt sich dieser Grundzug von den Uranfängen menschlicher Kultur bis auf den heutigen Tag durchweg verfolgen. In jedem Lande und bei allen Völkern ist die Bauart dem sozialen Zuschnitt angepaßt. Es ließe sich über die fortschreitende Entwickelung der sich hierin äußernden sozialen Bedürfnisse jedenfalls ein interessantes Kapitel schreiben.

Ich verließ alsbald Neapel, um mich in die „Ewige Stadt" zu begeben. Nach einer langweiligen Eisenbahnfahrt langte ich in Rom an. Der Anblick der Stadt entzückte mich, und besonders harmonisch berührte mich die Farbenabtönung. Bei jeder Straßenbiegung trat mir ein neues Bild vor Augen, in einer Farbenzusammenstellung, als ob ein Künstler sie erfunden hätte. Pater Secchi, der damals als Astronom Ansehen genoß, und an den ich einen Empfehlungsbrief hatte (er ließ mich durch sein Teleskop

Sternspektren sehen), erklärte diese Eigentümlichkeit Roms als eine Folge der Helligkeit des Lichts. Da mir dieser Umstand jedoch in Neapel nicht aufgefallen war und ich nicht einsah, warum mehr Licht die sonst vielleicht unharmonischen Farben in Einklang zu bringen vermöchte, schenkte ich seiner Annahme keinen Glauben.

Während der vierzehn Tage, die ich in Rom zubrachte, hielt mich stets die Poesie der Umgebung, nicht aber ihre historische Bedeutung in Spannung. Ich mochte mich in der Betrachtung der zeitentrückten Mauern und Bogen nicht stören lassen, und es war mir ein Genuß, mich dem Eindrucke hinzugeben. Natürlich ließen mich wiederum auch viele Dinge kalt, denen Andere, für welche sich besondere Begebenheiten daran knüpfen, großes Interesse entgegenbringen.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, den Leser, kenne er nun das Land oder nicht, mit den Einzelheiten meines Tuns und Treibens zu langweilen. Nur eines kann ich mir nicht versagen: ich muß meinen ketzerischen Ansichten gegen die alten Meister Luft machen.

In Kuglers „Handbuch der Malerei" steht bei Raphaels Tod zu lesen, man betrachte seine Werke mit einer religiösen Ehrfurcht, als ob Gott selber sich in Raphael offenbarte, wie ehedem in den Propheten. Es ist dies ein sehr verbreitetes Empfinden, das man nicht nur Raphaels Bildern, sondern den Werken alter Meister überhaupt entgegenbringt. Ebenso wie Papier und Druck einer Bibel den meisten so heilig erscheinen, daß es eine Entweihung bedeutete, das Buch zu irgend einem trivialen Zwecke, wie beispielsweise zur Unterlage für eine Zeichnung zu gebrauchen, ist ein Gemälde mit biblischem Motiv von vorne herein über jede Kritik erhaben. Der Durchschnittsmensch vermag nicht zwischen dem Darstellungsobjekt und der Darstellung selbst zu unterscheiden; Mißbilligung der letzteren bedeutet in seinen Augen Geringschätzung der Sache selbst. Durch diese Verquickung von Gefühl und Urteil hat man sich in der Beurteilung antiker Kunstwerke arg versündigt. Die eigentliche Urteilskraft stand unter der Hypnose des blendenden Heiligenscheins der Pietät.

Wenn ich nach alledem bei Kugler über Raphaels „Transfigurazione" die Worte finde, man könne eine Annäherung an Kritik nur mit Demut versuchen, so befestigt dies meinen Skeptizismus in Bezug auf den Wert der allgemeinen Bewunderung für die großen Meister. Wenn auch Kugler diejenigen, die von diesem Urteil eine Ausnahme bilden, alberne Nörgler nennt, so zögere ich keinen Augenblick, mich dazu zu rechnen; ebensowenig fällt es mir bei, dieses fatale Manko „historisch" zu entschuldigen, indem ich den Fehler auf das dargestellte Objekt schiebe. Als ob man einen grundlegenden Fehler in einem Kunstwerk dadurch entschuldigen könnte, daß man ihn als im dargestellten Stoff begründet erklärt! Als ob unsere Augen sich durch eine solche Erklärung davon abhalten ließen, vom einen zum anderen jener kollidierenden Motive zu schweifen!

Ich kann auf eine Kritik der Einzelheiten nicht eingehen; wir müßten zu diesem Behufe das Bild vor Augen haben. Aus dem selben Grunde vermag ich auch über Michelangelos Fresken in der Sixtinischen Kapelle nur insoweit zu urteilen, als die allgemeinen Gesichtspunkte in Betracht kommen. Wären diese Fresken neueren Datums, so würden wir uns wundern, daß die Auffassung des Schöpfers sich so wenig von der seiner Kreaturen abhebt wie in der Darstellung von Gott und Adam. Es würde uns scheinen, als entspreche die Entstehung der Eva aus Adams Rippe eher dem Wesen eines Zauberers als dem einer Gottheit. Doch wenn unser Protestant Luther in seinem Tischgespräch bemerkt, daß Gott sich leicht bereichern könnte, wenn er nur mehr Vorsehung übte und uns die Ausnützung seiner Geschöpfe verweigerte, und weiter argumentiert, daß es Gott jährlich mehr kostet, nur die Spatzen zu ernähren, als das jährliche Einkommen des Königs von Frankreich beträgt, — wenn wir bei einem Glaubensreformator noch so grobe Anthropomorphismen finden, so können wir von dem vorreformatorischen Michelangelo kaum etwas Besseres erwarten. Abgesehen jedoch von solcher Kritik — denn ich gebe zu, daß manche Figur oder Gruppe künstlerisch in der Zeichnung ist (obwohl Michelangelos Darstellungen sämtlich den Fehler

haben, daß geistige Größe durch Muskelstärke wiedergegeben ist) — verfehlt auch der Gesamteindruck seinen Zweck. Hier ist der künstlerische Fehlgriff derselbe wie wir ihn bei der Einrichtung englischer Empfangszimmer finden: man will zwei Zwecken zugleich dienen, die sich gegenseitig ausschließen: eine Menge schöner Gegenstände sollen ein einheitliches Ganzes ergeben. Wenn ein Raum für sich ein Kunstwerk darstellen soll, so müssen sich die Gemälde, Statuen und sonstigen Dekorationsmittel dem Ganzen anpassen. Sie müssen relativ gering an Zahl und so angeordnet sein, daß sie sich als zusammengehörigen Teil des Ganzen ausnehmen und nicht dermaßen in die Augen fallen, daß der Gesamteindruck darunter leidet. Dasselbe gilt von jedem Interieur, unabhängig von dessen Größe oder Zweck; ein gleiches nun gilt auch von der Sixtinischen Kapelle. Wenn jene ein geeigneter Ort für die darin befindlichen Meisterwerke sein soll, so ist das eine ganz verfehlte Idee: die Fresken nehmen sich — wenigstens zum Teil — so schlecht wie nur möglich darin aus. Soll jedoch die Sixtinische Kapelle an und für sich als Kunstwerk gelten, so ist sie aus dem Grunde verfehlt, weil die zur Ausschmückung dienenden Teile in keinem Einklang zum Ganzen stehen. Denselben Fehler, der einem ihrer Hauptbestandteile, dem „letzten Gericht", anhaftet, wo das Auge unstet von einem Punkt zum andern wandert, ohne einen Konzentrationspunkt zu finden, besitzt auch die Gesamtanlage.

Würde man noch einen Unterschied in der Beurteilung der Bilder alter Meister machen und wollte man bei aller Anerkennung gewisser Verdienste auch die Fehler zugeben, so würde ich diese Bedenken nicht erheben. Würde man wenigstens die Bilder im Rahmen ihrer Entstehungszeit loben, so möchte ich zuweilen beipflichten. Lag doch eine gewisse Unausgereiftheit der Ideen und Empfindungen und demzufolge auch eine Undisziplinierheit der Auffassung in der Zeit begründet. Die Anerkennung jedoch, die jenen Bildwerken gezollt wird, ist keine relative, sondern eine absolute; die ärgsten Abgeschmacktheiten werden mit Schweigen übergangen. Nehmen wir beispielsweise Guido Renis viel gerühmtes Fresko „Phöbus und Aurora". Unstreitig

besitzt es Schönheit der Komposition. Doch was die Lichteffekte anbetrifft, so kann ich nicht umhin, eine Verkehrtheit über die andere zu konstatieren. Welch herrliche Farbenzusammenstellung wäre doch durch das Motiv gegeben und dies bei aller Wahrung der schönen Form!

„Man soll die alten Meister nicht in dieser Weise kritisieren," höre ich so manchen sagen. „Man muß die Gedanken und Empfindungen, die sich in ihren Werken ausdrücken, nachfühlen, die Komposition bewundern und über diese technischen Fehler hinwegsehen." Wenn der Raum es mir gestattete, würde ich Aufklärung darüber geben, in wieviel Fällen die genannten Vorzüge überhaupt vorhanden sind. Um nicht zu sehr abzuschweifen, will ich mich hier auf die rein technischen Mängel beschränken, und ich behaupte, daß diese technischen Fehler durchaus nicht zu unterschätzen sind. Wenn man mir beweisen wird, daß ich bei der Lektüre eines Gedichts nur die Feinheit des darin ausgedrückten Gedankens beobachten und grammatische Fehler, stockenden Rhythmus, hinkende Verse, kakophonische Sätze, falsch angebrachte Metaphern ꝛc. ruhig übersehen kann, dann will ich auch zugeben, daß ich bei der Betrachtung eines Gemäldes darüber hinwegsehen kann, wenn dasselbe verschiedene unvermittelte oder überhaupt keine bestimmten Lichtquellen aufweist. Wenn ich erst davon überzeugt sein werde, daß ich beim Anhören eines musikalischen Vortrags die falschen Noten überhören, die Taktfehler und den indiskreten Anschlag, das mangelnde Empfinden für Piano und Forte übersehen kann und allein die Empfindung nachfühle, die der Komponist in mir wachrufen wollte, dann will ich auch zugeben, daß man dem Umstand keine Beachtung zu schenken braucht, daß Licht und Schatten in einem Gemälde ganz unnatürlich verteilt sind. (Es ist dies ein Mangel, der nicht dadurch entschuldigt werden kann, daß die Schatten im Laufe der Zeit nachgedunkelt haben.) Wenn ich auch zugebe oder vielmehr geradezu betone, daß die Darstellung des Körperlichen bei der Malerei vor einer naturgetreuen Wiedergabe der Empfindung, der Handlung und der dramatischen Komposition zurücktritt, so muß ich nichtsdesto-

weniger verlangen, daß eben jene äußere Darstellung vollendet sei, damit die innere Konzeption vollauf gewürdigt werden könne.

Wohl wird von vielen die Frage aufgeworfen werden: „Wie steht es dann um unsere Kunstkenner, die doch die gegebenen Schiedsrichter sind? Wie kommt es, daß sie alle den Werken, die Sie nicht anerkennen wollen, so großen Beifall zollen?"

Ich kann hier nur damit antworten, daß, kennte man den Zusammenhang, man sich bedenken würde, ehe man darüber spräche, denn bei weitem nicht alle Kunstverständigen urteilen innerlich so wie man ihnen gemeiniglich andichtet. Wie es eine religiöse Orthodoxie gibt, so gibt es auch eine ästhetische. Wie in der Religion, so auch in der Kunst: es setzt sich derjenige, der von der allgemeinen Meinung abweicht, dem Tadel der Majorität aus, an deren Spitze gewöhnlich diejenigen stehen, welche die Macht in der Hand haben. Demzufolge vermeiden es viele Künstler, zumal die jüngeren, welche Autoritäten zu verletzen fürchten, das zu sagen, was sie von der kritiklosen Anerkennung der Alten im geheimen denken. Ich kann selbst bezeugen, daß gar viele gegen ihre bessere Ueberzeugung in den Beifallschor einstimmen, nur weil sie sich keine Feinde schaffen wollen. Haben sie jedoch Gelegenheit, sich frei zu äußern, ohne befürchten zu müssen, sie würden alsdann als Ketzer verschrieen, so hört man ganz andere Urteile, als man wohl anzunehmen geneigt wäre.

Ein weiterer sprechender Beweis für die Mißbilligung der alten Malerei wird von den modernen Künstlern selbst dadurch erbracht, daß sie sich keineswegs in den Fußstapfen der Alten bewegen. Solange dies nicht der Fall ist, kann uns ihre stillschweigende Anerkennung nur wenig bedeuten. Es heißt, Nachahmung sei die offenste Form der Schmeichelei. Sagen wir, sie sollte eine Offenbarung der Bewunderung sein. Nun haben die alten Meister in ihrer Kunst viele Merkmale ihrer Eigenart, welche nachzuahmen nicht allzuschwer fallen dürfte. Bewunderten unsere heutigen Künstler die Alten wirklich so sehr, so würden sie ihnen sicher nach-

streben. Ich sage nur soviel: Haben wir zwischen einer aus bloßen Worten und einer aus Taten zu schließenden Wahrscheinlichkeit zu wählen, so scheint mir, wir schlagen uns mit größerer Sicherheit auf die letztere Seite.

Auf dem Wege von Rom nach Florenz nahm ich wie vordem unauslöschliche landschaftliche Eindrücke mit. Viel gab es zu bewundern, manches allerdings enttäuschte mich. Wenn mich die Abtönung des Himmels, der Wolken und der Hügel längs des Horizontes entzückte, so stach die Unansehnlichkeit der umliegenden Landschaft umsomehr davon ab: der Boden war meist nur so spärlich bewachsen, daß er überall durch die Blätter der Pflanzen und die Grashalme hindurch zu sehen war. Ich möchte Italien das Land der schönen Ferne und des unansehnlichen Vordergrunds nennen. In Florenz hielt ich mich nur acht Tage auf, und ich habe daher ein ganz unvollkommenes Bild zurückbehalten. Die Bildergalerien gewährten mir weitaus mehr Freude als jene in Rom, wo ich so manches gerne zum alten Eisen geworfen hätte. Es fiel mir indes auf, daß diejenigen Bilder im Palazzo Pitti und in den Uffizien, welche ich am meisten bewunderte, von unbekannten Meistern herrührten — ein weiterer Beweis für mein eingefleischtes Dissentertum. Wie bereits bemerkt, schenkte ich der Stadt und Umgebung nicht die gebührende Würdigung. Ich besuchte nicht einmal Fiesole. Mein Alleinsein machte mich unstet; ich hatte die Wanderungen durch Galerien und Kirchen satt. Daß ich vollends meine Gesundheit durch die Reise nicht, wie gehofft, wiedererlangt hatte, bewog mich, baldmöglichst heimzukehren. Ich beschloß meine italienische Reise mit einem kurzen Aufenthalt in den kleineren Städten und kehrte nach sechswöchentlicher Abwesenheit über Paris nach London zurück.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Ausarbeitung der „Psychologie".

1868—1870.

Die letzten vier Monate vor meiner italienischen Reise hatte ich andauernd an den „Tatsachen der Psychologie" gearbeitet, welche später den ersten Teil meines Werkes bilden sollten. Trotz meiner nervösen Zustände rang ich mir die Arbeit ab; mit Duncan zog ich hinaus nach meinem Tennisplatz, und von Zeit zu Zeit hielt ich im Diktieren inne, um mich an einer Tennispartie zu erfrischen.

Viele meiner Freunde können es nicht begreifen, wie es mir möglich ist, meine Arbeit zu diktieren; anderen wiederum scheint es erstaunlich, wie man seine Gedanken unterbrechen kann, um sich am Spiel zu erholen und sich abermals an die Arbeit zu machen. „Ich fange immer erst dann zu denken an, wenn ich die Feder in der Hand halte," sagte einmal ein Freund zu mir: „es ist mir unverständlich, wie man seine Gedanken zuerst an einen Schreiber weitergeben kann." Ein anderer äußerte sein Befremden darüber, daß ich mich unterbrechen könne, wenn meine Ideen bereits auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet sind.

Die Lösung dieses Rätsels ist viel einfacher, als sie auf den ersten Blick erscheint. Ich habe im I. Bande meiner Autobiographie zu erklären versucht, wie sich meine Konzeptionen entwickelt haben. Ich pflegte mich nicht mit der Absicht hinzusetzen, ein Problem zu lösen, indem ich darüber grübelte. Meine Anschauungen nahmen vielmehr nur ganz allmählich feste Gestalt an. Es konnte jahrelang dauern, bis sich ein solcher Prozeß vollzogen hatte. War die Zeit gekommen, da sich die Konzeption der Reife näherte, so verharrte ich natürlich länger dabei; sie gliederte sich alsdann in ihre verschiedenen Teile, und die Einteilung in Kapitel wurde festgestellt. Vor der Ausarbeitung der verschiedenen Teile jedoch mußte die ganze Konzeption schon

Bestimmtheit erlangt haben. Das Fixieren meiner Gedanken war für mich nicht mit so großer Anstrengung verbunden, wie für solche, deren Gedankengang sich erst während des Schreibens entwickelt. Auch war es mir ein Leichtes, nach einer Unterbrechung den Faden wieder aufzunehmen, da es sich in diesem Falle lediglich darum handelte, den Ausdruck für etwas geistig Abgeschlossenes zu finden, während solche, welche die Gedanken im Augenblick ihrer Erzeugung festzuhalten haben, dieselben während einer Unterbrechung nicht mehr gegenwärtig haben können.

Durch die vergleichende Gegenüberstellung dieser beiden Möglichkeiten kann ich mir auch die entsprechenden Eigenheiten des Stils erklären. Es bedarf keiner großen Erregung, um eine in sich geschlossene Gedankenreihe wiederzugeben; Gedankenarbeit während des Schreibens jedoch muß eine starke Nervenanstrengung bewirken. Im ersten Falle befindet man sich in einem Zustand völliger Ruhe, im zweiten dagegen entschieden im Feuereifer. Die Ruhe nun erzielt niemals eine lebendige, wuchtige Ausdrucksweise. Durch starke Erregung dagegen werden malerische Wendungen und lebendige Metaphern erzeugt. Oft habe ich meinen Freund beneidet, wenn ich mir seine bezeichnenden Worte vergegenwärtigte: „Ich denke nicht, solange ich nicht die Feder ansetze." Allerdings ist bei einem philosophischen Thema Klarheit wesentlicher als Schwung des Ausdrucks. Was indes einen Gegenstand anbetrifft, der weder rein philosophischer, noch überhaupt wissenschaftlicher Art ist, so erscheint eine Wiedergabe der Gedanken, welche der Gemütsbewegung entspringen und wiederum solche erzeugen, durchaus wünschenswert.

Um auf die besonderen Zwischenfälle des Jahres zurückzukommen, muß ich hier einen Brief vom 13. August an meinen alten Freund Lott wiedergeben. Er lautet:

Du hattest vollkommen recht, wenn Du G. Holme gegenüber behauptetest, daß ich mich nicht zum Abgeordneten von Derby wählen lassen würde. Selbst wenn man mir dafür meinen Unterhalt bestreiten und noch ein Honorar obendrein bieten würde, möchte ich nicht den Fuß ins

Parlament setzen. Ich könnte neben meiner sonstigen Arbeit diese Last nicht auf mich nehmen, und meine gegenwärtige Beschäftigung ist mir bei weitem wichtiger. Wenn einmal die Wahl mich treffen sollte, so würde ich den Wahlmännern (und geradeso dem Publikum) ein bißchen meine Meinung über den relativen Wert derjenigen sagen, welche im Unterhaus die öffentliche Meinung machen und über solche, die sie durch Bücher bilden.

Es vergingen Jahre, bevor ich Gelegenheit fand, die oben ausgedrückte Absicht zu verwirklichen, aber es bot sich schließlich doch eine Gelegenheit. Ich sah für meine politische Kundgebung allgemeine Mißbilligung voraus, fand jedoch in Wirklichkeit mannigfachen Beifall. Höchst wahrscheinlich war der Hauptgrund hierfür, daß sich im Unterhaus bereits ein Ton eingebürgert hatte, der ein offenbares Herabsinken des Parlamentsniveaus bedeutete.

Mitte August unternahm ich mit Lott eine Fußtour in das nördliche Yorkshire.

Ich habe, glaube ich, noch nicht von der Uebersiedelung der Familie Lewes nach North Bank, The Priory, erzählt. Ihre Wohnung lag nur etwa eine Meile von Queens Gardens entfernt, und dies führte zu einem engeren Verkehr zwischen uns. Es war vereinbart, daß ich stets bei ihnen frühstückte, wenn es mir paßte. Diese zwanglosen Zusammenkünfte gaben uns Anlaß zu interessanter Unterhaltung, wie man sie in Sonntagnachmittags-Gesellschaft nicht pflegen konnte. Unsere Gespräche waren bald ernster, bald heiterer Natur. Gar häufig wurden ernsthafte Diskussionen von einem Scherz unterbrochen: nie aber störte ein Mißklang unsere Harmonie, denn in den Hauptfragen waren wir einer Meinung. Nach dem Frühstück wurde gewöhnlich ein Spaziergang nach Regents Park unternommen, dem ich mich nicht entzog, da dieser abermals eine Gelegenheit zu angeregter Unterhaltung bot.

Waren auch meine Freunde in der Hauptsache Anhänger Comtes, so bezeugten sie doch keine übermäßige Hochachtung vor demjenigen, was bei Comte Gegenstand der Verehrung ist. Bei ihnen war die Achtung vor der Menschheit in ab-

stracto offenbar nicht gleichbedeutend mit der Ehrerbietung für die Menschheit in concreto. Es verging kaum ein Tag, an dem sie nicht auf den Unverstand hinwiesen, den Menschen täglich an den Tag legen. Bald war die Unvernunft der Erziehungsmethode (an welcher sie ebensoviel auszusetzen hatten, wie ich selbst), bald waren die Fehlgriffe der Gesetzgebung, die stets aufs neue die alten Torheiten zutage fördert, bald endlich der Widersinn der gesellschaftlichen Gewohnheiten Gegenstand ihrer Mißbilligung.

Ich vermag in meinem Gedächtnis keine Spur von Erinnerung an den Abschluß des Jahres und den Anfang des nächsten zu finden; auch ist gerade um diese Zeit in meinem Briefwechsel eine Lücke vorhanden. Eine einzige Tatsache von Interesse ist aus einem Briefe vom 19. September an Youmans ersichtlich. Auch diese Tatsache mag für den Leser weniger interessant sein als für mich selbst. Ich meine die Uebersetzung eines weiteren Werkes ins Französische. Es waren somit drei französische Uebersetzungen meiner Werke im Gange.

Inzwischen hatte sich der Absatz der zweiten Auflage meiner „Grundlagen" sowohl wie der „Biologie" vergrößert, sodaß die Zahl der verkauften Exemplare in England derjenigen in Amerika nicht mehr nachstand. Sicherlich hatte ich dies zum großen Teil dem tätigen Eingreifen meiner Freunde Mill, Huxley, Tyndall, Lubbock und Busk zu danken. Dazu kam noch, daß sich die Kunde von meinem Ehrengeschenk aus Amerika auch auf dem Kontinent verbreitete. Es sei hier gesagt, daß ich von der Zeit an nicht mehr mit äußeren Umständen zu kämpfen hatte. Meine fernere Lebensreise glitt nunmehr in ruhigem Fahrwasser dahin.

Ein Brief vom 14. April 1869 scheint mir erwähnenswert. Die bemerkenswerte Stelle lautet: —

> Das Merkwürdigste, was man sich denken kann, erfuhr ich neulich in Oxford. Ich fand zu meinem größten Erstaunen, daß meine „Grundlagen" und „Prinzipien der Biologie" dort auf den Colleges Verwendung finden und daß man sogar darnach examiniert. Dr. Rolleston hielt

in meiner Gegenwart einen Studenten an, um ihn zu fragen, ob er sich schon mit meinen Werken befaßt habe, worauf jener antwortete, er sei gerade im Begriff, sich daran zu machen.

Ich gebe diese Stelle nicht so sehr ihres unmittelbaren Interesses halber wieder, als vielmehr, um einen sonderbaren Widerspruch aufzudecken. Das Londoner University College wurde zum Unterschiede von Oxford und Cambridge im Hinblick auf eine von allem sektiererischen oder kirchlichen Einfluß freie Universität gegründet. Während jedoch in jenem Hauptsitz der Orthodoxie meine Werke von den Lehrern selbst empfohlen wurden, waren sie an der Londoner Universität, die wohl als Sitz der Heterodoxie bezeichnet werden darf, nicht einmal erhältlich. Ja, mehr als das: wiederholte Bittschriften der Studenten, meine Bücher möchten doch der Universitätsbibliothek einverleibt werden, blieben vom Hohen Rat unberücksichtigt. Noch im September 1871 war das Werk nicht an der Bibliothek zu haben.

Wieviel gibt es doch, was mit dem gesunden Menschenverstand im Widerspruch steht!

Durch einen Brief, den ich in meiner Abwesenheit von London erhielt, werde ich an ein denkwürdiges Ereignis erinnert, die Gründung der Metaphysischen Gesellschaft. Jener Brief ging von Sir John Lubbock aus und enthielt eine Aufforderung zum Beitritt.

Die Gesellschaft, teilte er mit, würde einen bemerkenswerten Charakter haben; denn die Mitglieder sollten Männer ganz verschiedener Richtung sein, bei Römisch-Katholischen, wie Kardinal Manning, angefangen bis zu Agnostikern, wie Huxley und Tyndall. Alle Fragen sollten rückhaltslos erörtert werden, ja selbst das Dasein Gottes; ein Vorhaben, das, wie ich glaube, auch befolgt wurde. Ich lehnte aus dem Grunde ab, daß ich damit meinen Nerven zu viel zumuten würde, und ich dachte bei mir, daß selbst etwaige Förderung eine schlaflose Nacht kaum aufwiegen könnte. Eine solche aber war gleichbedeutend mit einer Herabminderung meiner Arbeitskraft für den folgenden Tag. Nach-

dem die Gesellschaft begründet war, forderte mich der Sekretär, Knowles, abermals zum Beitritt auf. Mindestens sollte ich bei der ersten Zusammenkunft anwesend sein, da Richard Hutton meine Theorie von der Entstehung der moralischen Gefühle angreifen werde. Nichtsdestoweniger verharrte ich bei meinem Entschluß.

Außer den genannten zählte die Gesellschaft noch andere verdienstvolle Männer zu ihren Mitgliedern, darunter Gladstone, Tennyson (welcher, glaube ich, gemeinsam mit Knowles den Gedanken angeregt hatte), sodann Rev. James Martineau, Sir J. F. Stephen, Dekan Stanley u. s. f. In jeder Sitzung fand eine Diskussion über eine von einem der Mitglieder vorgelegten Abhandlung statt, die bereits vorher zirkuliert haben mußte. Nach etwa zwölfjährigem Bestehen löste sich die Gesellschaft auf.

In einem Briefe an Mill, den ich gegen Ende des Sommers an ihn richtete, fragte ich ihn, mehr scherzweise als im Ernste, ob er nicht mit mir nach Schottland kommen wolle, damit ich ihn in die Salmfischerei einweihe. Ich muß eine Stelle aus seiner Antwort folgen lassen: —

> Was meine mörderischen Gelüste anbetrifft, so beschränken sich diese auf die Pflanzenwelt. Mich entzückt pflanzliche Beute ebensosehr wie Sie ein reicher Fischfang. Ueberdies bieten meine botanischen Exkursionen einen trefflichen Anlaß zur Körperbewegung. In der Tat glaube ich mein ausgezeichnetes Befinden zum großen Teil dem Sport zuschreiben zu müssen und nicht zum wenigsten dem gesündesten aller Sports, den Fußwanderungen.

Ich kann im Anschluß hieran nur betonen, daß es für mich kein so ausruhendes Mittel gibt, wie Fischen. Durch keine andere Tätigkeit werde ich so durchaus vom Denken abgelenkt, und keines verhilft mir so unbedingt zur Wiederaufnahme meiner Arbeit.

In jenem Herbste gewann der Fischfang für mich noch besonders an Interesse, da ich eine von mir selbst konstruierte Angelrute mit Erfolg in Anwendung brachte.

Aus einem Briefe vom 9. März an Youmans mögen folgende Stellen Erwähnung finden: —

Leider (wenn es auch für ihn ein großes Glück sein mag) ist Duncan als Professor der Logik nach Madras berufen worden. In etwa sechs Wochen tritt er die Reise nach Indien an. Ich werde große Schwierigkeiten haben, jemand zu finden, der seine Arbeit übernehmen, d. h. die klassifizierten Materialien und tabellarischen Uebersichten für meine „Prinzipien der Soziologie" besorgen kann.

Ich glaube, mich Ihrer Aeußerung zu entsinnen, in Amerika würde sich mit Sicherheit jemand für diesen Posten finden. Ich denke daher daran, mit Ihrer gütigen Hilfe eher drüben einen zuverlässigen Menschen, der dazu befähigt ist, zu suchen, als hier in England. Sie wissen, daß das Honorar, das ich bieten kann, nicht allzu groß ist . . . .

Heute früh wurde ich mit der Zusendung eines Essays von Ray Lankester über „Langlebigkeit" überrascht. Es stellte sich heraus, daß der Essay sich offenkundig an meine „Prinzipien der Biologie" anschließt, ja, der Autor erklärt geradezu, es könnte seine Abhandlung als Anhang zu meinem Werke betrachtet werden. Die drollige Ueberraschung jedoch, von der ich Ihnen mitteilen will, besteht darin, daß dieser Arbeit von der Universität Oxford ein Preis erteilt wurde. Was sagen Sie dazu, daß die Oxforder Universitätsbehörden der Evolutionstheorie solchen Beifall zollen!

Trotz der Vereinbarung, nach welcher Duncan in meinem Dienst bleiben sollte, bis er die Arbeit vollendet haben würde, konnte ich ihn nicht zurückhalten. Er hatte sich verlobt und mir mitgeteilt, daß er, ungeachtet seiner beschränkten Mittel, in Bälde heiraten würde. Daß ich einen solchen Schritt in Anbetracht einer vielversprechenden Laufbahn durchaus verurteilte, kam hier nicht in Frage. Obwohl er in ein Innehalten unserer Vereinbarung gewilligt hätte, gab ich ihn frei. Er versprach, die Arbeit, sobald es seine Berufs-

pflicht in Indien zuließe, weiterzuführen. Er hat sein Versprechen treulich gehalten, indem er den begonnenen Teil ohne weitere Vergütung dort vollendete.

Ein Brief vom 26. April enthält eine erwähnenswerte Stelle: —

> In der demnächst erscheinenden Nummer der Fortnightly werden Sie einen Artikel von mir über den „Ursprung der Tierverehrung" finden. Vielleicht werden Sie anfangs darüber erstaunt sein, daß ich meine Arbeit unterbrochen habe, um dies zu schreiben. Ich tat es, weil das Thema mit meiner zukünftigen Arbeit im Zusammenhang steht und man sich gegenwärtig so angelegentlich damit befaßt. Ich fürchtete, es möchte mir bis zu der Zeit, da die „Soziologie" herauskommen wird, jemand mit derselben Deduktion zuvorkommen.

Ich hatte jenen Artikel während einer Bootfahrt in Regents Park diktiert.

Im Juli 1870 ging ich mit meinem Freunde Potter und zweien seiner Töchter nach seinem damals gerade erworbenen Landsitz südlich von Monmouth, den er zur Erholungsstätte für seine Kinder auserkoren hatte. Von hier aus wandte ich mich nach der Nordküste von Wales, um dort Lotts einzuholen. Im Mittelpunkt des Interesses standen während meines vierzehntägigen Aufenthalts die Zeitungsnachrichten über den deutsch-französischen Krieg, derentwegen wir allmorgendlich hinunter nach der Station stürzten. Die Tragweite dieses Krieges war so unabsehbar, daß man die verschiedenen Stadien mit wachsendem Interesse verfolgen mußte.

Mit diesem Aufenthalt waren meine Herbstferien jedoch noch nicht zu Ende. Es folgte eine Begebenheit, die allerdings noch in meine Ferien fiel, die für mich indes eine Anstrengung mit sich brachte, welche gleichbedeutend mit Arbeit war. Die British Association, der Huxley damals präsidierte, sollte im September tagen. Selbstverständlich blieb ich nicht aus, denn ich wollte wenigstens soviel zum Gelingen der Zusammenkunft beitragen, als es die Anwesenheit eines Einzelnen vermag. Wie gewöhnlich, wenn eines

der Mitglieder des X-Klub präsidierte, fand nach der Zusammenkunft noch eine gemütliche Vereinigung statt. Die meisten Mitglieder brachten ihre Frauen mit, und man suchte im größten Gasthof des Ortes Unterkunft, wo die ganze Gesellschaft zumeist einen sehr angeregten Abend verbrachte. Die Stimmung wurde durch die Gegenwart von eingeführten Mitgliedern der Association noch erhöht.

Im Gegensatz zu den sonstigen Zusammenkünften, deren Zweck war, eine Uebersicht über den Fortschritt der Wissenschaft zu bieten, stand die Präsidialrede Huxleys. Das Thema behandelte die Urzeugung, die gerade damals Gegenstand lebhafter Debatte war. Huxley berichtete darüber als von einer seinerzeit angenommenen, nunmehr aber gänzlich preisgegebenen Theorie. Es folgte dieser Behauptung eine lebhafte Kontroverse, insbesondere in der biologischen Sektion. Sonderbarerweise glaubten einige Biologen mit ihren Beweisführungen der alten Annahme recht geben zu müssen und, was noch befremdender ist, sie glaubten die Evolutionstheorie damit zu stützen. Wären den Evolutionisten die von jenen angeführten Beweise zu Ohren gekommen, so würden sie nicht wenig erstaunt gewesen sein. Daß mikroskopisch kleine Formen, welche, wie dort beschrieben, so verschieden an Struktur sind, durch Urzeugung entstanden sein sollen, steht zweifellos im Widerspruch mit ihrer Theorie, welche besagt, daß die Struktur der allerersten Lebewesen, wenn überhaupt unterscheidbar, doch nur in einem kaum wahrnehmbaren Unterschiede zwischen ihrem Aeußeren und Inneren bestanden haben müsse. Ueberdies stand bei den philosophisch orientierten Biologen von jeher fest, daß keinerlei Experimente, deren Objekte das Dasein einer organischen Materie voraussetzen, uns über die Entstehung der organischen Form aufzuklären vermögen. Angenommen, daß die Entstehung ursprünglich als einfacher Naturprozeß vor sich ging, so geschah dies unter heute nicht mehr vorhandenen Bedingungen, und es ist damit also noch nicht zu beweisen, daß auch jetzt noch Urzeugung stattfindet oder auch nur möglicherweise stattfinden könnte. Es möge diese Tatsache als Beweis dafür dienen, daß der wahre Forscher sich nicht mit der Wahrscheinlichkeit

begnügen soll, selbst wenn diese ihn in seiner Hypothese bestärkt.

Noch vor Schluß der Sitzungen machte ich mich mit Professor Tyndall nach den Seen auf. Indes erwies sich eine einzige Bergbesteigung mit ihm, ein einziger Tag allzu reger Diskussionen, als zu anstrengend für mich. Ich hatte eine schlaflose Nacht, und um einer möglichen Schwächung durch wiederholte Schlaflosigkeit vorzubeugen, trat ich alsbald den Heimweg an.

Und nun zu Ende des Jahres 1870 vollendete ich den ersten Band meiner „Psychologie". Daß dieses Werk, an welchem ich bereits seit dem Jahre 1867 arbeitete, erst im Dezember 1870 erscheinen konnte, lag hauptsächlich an meinem mangelhaften Gesundheitszustand. Nicht Ueberdruß trug schuld daran — ganz im Gegenteil: mit Freuden hatte ich das Thema, das mich bereits in den Jahren 1854—55 beschäftigte, wieder aufgenommen.

Wie schon bemerkt, war der Evolutionsgedanke der damaligen Zeit fremd, und es wurde wegwerfend darüber geurteilt. Man mußte daher bei Durchführung eines solchen Gesichtspunktes auf pekuniäre Verluste und überdies auf allseitige Angriffe gefaßt sein. Allerdings war nach dem Erscheinen von Darwins „Ursprung der Arten" das Publikum etwas anders gestimmt, und ich durfte für meine nunmehr ausgearbeitete Doktrin der geistigen Entwickelung eine günstigere Aufnahme erwarten.

Die Hauptfreude gewährte mir das Schaffen selbst, im Ausarbeiten der äußeren Form und Ausfüllen der Lücken. Auch hier gelangte ich durch die Einsicht, daß die Tatsachen und Induktionen vor dem Gesamtbau feststehen müssen, zu wichtigen Ergebnissen. Ich wäre niemals zu den im ersten und zweiten Teil niedergelegten allgemeinen Anschauungen gelangt, hätte ich mir nicht zuvor die Frage vorgelegt: Welche wesentlichen Tatsachen der Struktur und Funktion werden von der Biologie der Psychologie übermittelt? Ferner: Welche allgemeinen Gesetze machen sich bei geistigen Phänomenen geltend, unabhängig von irgendwelcher ihren Ursprung betreffenden Theorie? Es folgte am Schlusse des Bandes, in dem „Physikalische Synthese" betitelten Teile

die in der Vorrede der ersten Auflage bereits erwähnte Theorie, deren Ausarbeitung ich aus verschiedenen Gründen aufgeschoben hatte. Auch dies war ein erfreuliches Stück Arbeit. Wenn auch mit Recht der Nachweis geführt worden ist, daß die Theorie in ihrer ursprünglichen Form weder vom physikalischen noch vom physiologischen Standpunkt betrachtet, haltbar sei, so können, wie ich noch einmal zu beweisen hoffe, die nötigen Aenderungen ohne Aufhebung der Grundprinzipien vorgenommen werden.

Mich wollte bedünken, daß die Aufnahme dieses Bandes sehr flau war, da ich mich in keiner Weise daran erinnere. Indem ich jedoch meine aus jener Zeit stammenden Briefe durchsah, fand ich mich eines besseren belehrt. In einem Briefe vom 19. Dezember an meinen Verleger betone ich, daß auch fürderhin keine Rezensionsexemplare versandt werden sollen, weder an Tageszeitungen noch an Zeitschriften. Von der Zeit ab, da ich dieses Verfahren einführte, hatte sich der Absatz meiner Werke nahezu verdoppelt. Um eine Erklärung darüber abzugeben, weshalb ich mit dieser Taktik anläßlich späterer Erscheinungen gebrochen habe, müßte ich den Tatsachen vorgreifen. Aus nachfolgenden Geschehnissen wird der Grund hierfür erhellen.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Abschluß der „Psychologie".

1870—1872.

Mit der Vollendung des ersten und der Inangriffnahme des zweiten Bandes fing für mich eine neue Art geistiger Arbeit an. Während der erste Band, und insbesondere dessen konstruktiver Teil, eine synthetische Arbeit war, wog im zweiten die Analysis vor. Es handelte sich nunmehr darum, das Produkt unseres Denkens und Handelns bis auf seine letzten Bestandteile auseinanderzulegen. Sodann galt es zu

zeigen, daß die Struktur unseres fertigen Bewußtseins mit dem Aufbau seiner aufeinanderfolgenden Entwickelungsstadien wie dargetan übereinstimmt.

War dieser Uebergang freudig zu begrüßen? Mir war er jedenfalls sehr willkommen. Wenn es auch nicht des Stoffes halber der Fall war, so war mir doch der Gedanke an eine anders geartete geistige Tätigkeit ein erfreulicher. Es mag hier etwas über die Frage eingeschaltet werden, ob die Synthese oder die Analyse eher meiner Eigenart entspricht. Vor Jahren wurde einmal von mir behauptet, ich neige in gleicher Weise zur Synthese wie zur Analyse. Bis dahin glaubte ich allein dieses Merkmal meiner Gedankenrichtung erkannt zu haben.

Daß mein Gedankengang sich wirklich ebensowohl in analytischer als in synthetischer Richtung bewegt, wird wohl jeder, der einen Einblick in meine Werke gewonnen hat, mit Leichtigkeit erkennen. Auf der einen Seite ist eine große Vorliebe für Deduktionen und deren Zusammenfassen in ein zusammenhängendes Ganzes zu beobachten, — auf der anderen Seite ein Prüfen der Prämisse, auf welchen sich die Summe der Deduktionen aufbaut, ein Erforschen der Voraussetzungen dieser Deduktionen zum Zwecke der Erkenntnis der Gesetze, welche jenen zugrundeliegen. Ich begnüge mich nie mit den zunächstliegenden Prinzipien; es kommt mir vielmehr auf die grundlegenden und letzten Wahrheiten an. Gleichzeitig läßt sich bei mir das Bestreben erkennen, die zusammengesetztesten Phänomene als Ausfluß dieser letzten Gesetze darzustellen. Nach meiner Ansicht also bildet der Ausgleich zwischen diesen beiden Tendenzen das Wesen meiner Gedankenarbeit.

Im VI. Teil des Werkes (spezielle Analyse) fand ich wenig Gelegenheit zur Ausübung meiner Fähigkeit der Analyse. Der VII. Teil dagegen (generelle Analyse) bot den Anlaß zur Ausarbeitung und Vollendung meiner im Jahre 1853 im Universal Postulate niedergelegten Konzeption, die bereits in der ersten Auflage meiner „Prinzipien der Psychologie" im Jahre 1855 festgelegt war.

Zu Beginn des Jahres 1871 ereignete sich nichts, was

Erwähnung verdiente. Von einigem Intereſſe dürfte ein an Youmans gerichteter Brief vom 11. Mai ſein:

Die Nachricht, daß Sie in kurzem herüberkommen, hat mich nicht wenig erfreut. In welcher Hälfte Juni gedenken Sie zu reiſen? Ende Juni gehe ich auf vierzehn Tage aufs Land, bin indes im Juli zurück . . .

Vor acht Tagen erhielt ich die franzöſiſche Ueberſetzung meiner „Grundlagen". Die Einleitung von Dr. Cazelles iſt wunderbar gelungen und ganz dazu angetan, dem Uneingeweihten einen allgemeinen Ueberblick zu geben. Ich wünſchte mir ſchon lange eine ſolche Darſtellung, und keinem könnte ſie beſſer in die Feder fließen, als einem geſinnungsverwandten Franzoſen. Es wäre außerordentlich zu begrüßen, wenn die Einleitung überſetzt würde; ich weiß indes hier niemand, der ſich dazu eignete. Ich habe in Paris einen Sonderabdruck beſtellt und werde ihn Ihnen demnächſt zuſenden.

Der Anlaß, der Youmans bewog, nach England zu reiſen, iſt von allgemeinem Intereſſe. Er führte wieder einmal ein Projekt im Schilde. Es handelte ſich darum, mit den engliſchen, amerikaniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Verlegern ein Abkommen zu treffen, nach welchem die Autoren einer gewiſſen Gattung von Büchern beſtimmte Prozente von den Verlegern erhalten ſollten. Bereitwilligſt erbot ich mich, alles zu tun, was zur Förderung der Idee dienlich ſein konnte. Mein erſtes war, Youmans ein Einführungsſchreiben zu geben, um ſeine Unterhandlungen mit Autoren und Verlegern in England zu erleichtern.

Ich habe noch nichts bezüglich meines geſellſchaftlichen Verkehrs erwähnt, und in der Tat finde ich hier nicht viel zu berichten. Da ich kein großes Unterhaltungsbedürfnis hatte, vermied ich es, mich der „geſellſchaftlichen Tretmühle" einzuordnen. Ich beſchränkte daher meinen Umgang auf ſolche Menſchen, die mir in irgendeiner Richtung etwas zu bieten hatten, und ich habe niemals das Bedürfnis nach einer Vergrößerung meines Verkehrs empfunden.

Zwei Begebenheiten aus meinem geſelligen Verkehr

jenes Jahres sind mir erinnerlich. Die eine besteht in einer Bootfahrt am Hochzeitstage von Leslie Stephen mit der jüngeren Schwester Thackeray — eine Fahrt, an welcher außerdem deren ältere Schwester, einige Mitglieder der Familie Huth und die Kinder von Sir William Grove teilnahmen. Miß Thackeray, die nachmalige Mrs. Ritchie, pflegte zuweilen ihre Liebenswürdigkeiten in der Form von rhetorischem Feuerwerk auszugeben. Unser Ziel war Thames Ditton, wo wir ein Picknick veranstalteten. Alsdann wurde weiter nach Hampton Court gefahren, wo wir selbstverständlich die Runde durch die Galerien machten. Höchst wahrscheinlich war dies für mich wieder ein Anlaß zur Aeußerung ketzerischer Ansichten über Raphaels Kartons.

Im Oktober besuchte ich Henry Huth in Wykehurst, seinem neu erworbenen Besitztum in Sussex, wo späterhin sein prächtiges Wohnhaus stand. Hier übte ich mich mit Erfolg im Vogelschießen.

Zu Anfang des Jahres 1871 erlitt ich einen schweren Verlust durch das Hinscheiden meines innig verehrten Freundes Oktavius Smith. Trotz seines vorgerückten Alters war er noch sehr rüstig und hätte gewiß noch viele Jahre gelebt, hätte nicht seine beständige Selbstverleugnung seinen verfrühten Tod herbeigeführt. Sein Leben war ein Beweis für die Tatsache, daß es bei aller Vitalität und Begabung einer Abschätzung seiner selbst bedarf, damit man sich nicht Unmögliches zumute. Vor Jahren hatte Smith einmal anläßlich einer allzugroßen Anstrengung ernstlich Schaden genommen; es war damals etwas von seiner Krankheit zurückgeblieben. Jene kleine Schädigung des Organismus war der Anlaß zu einem bösartigen Leiden, das zu einem verhängnisvollen Ende führte. Sein Tod bildete eine große Lücke in meinem zur vorangegangenen Generation gehörenden Freundeskreise; diese Lücke aber war unausfüllbar.

Den Herbst dieses Jahres verlebte ich auf mannigfache Weise. Zuerst begab ich mich zum Fischen nach Inveroran. Sodann fuhr ich zur Sitzung der British Association nach Edinburgh. Es handelte sich diesmal darum, etwas zur Förderung des Youmansschen Projekts beizutragen. In der

Tat hatte sein Plan nach Schluß der Sitzung bereits feste Gestalt angenommen.

Huxleys hatten für den Herbst ein Haus in St. Andrews gemietet, und dies veranlaßte mich, einige Tage dort zu verweilen. Mir sind nur zwei Geschehnisse erinnerlich: einmal spielte ich mit Huxley eine Partie Golf (die einzige, die ich überhaupt je spielte), und ein andermal saßen wir am Ufer, und indem wir den badenden Knaben zuschauten, ließen wir uns angesichts der unbekleideten Gestalten darüber aus, wie wunderbar es doch sei, daß der Mensch alle Lebewesen beherrsche und sozusagen die Hauptrolle im Weltendasein spiele.

Einer Verabredung zufolge traf ich mich nach meinem Aufenthalt in St. Andrews mit Dr. Hirst, einem Jugendfreund von Professor Tyndall. Beide für den Ordonnanzdienst bestimmt, quittierten sie den Dienst, um in Marburg zu studieren. Hernach wurden sie Lehrer am Queenwood College; sodann zogen sie nach London: Tyndall wurde an der Royal Institution Assistent bei Faraday, dessen Nachfolger er gegenwärtig ist, während Hirst am University College Professor der Mathematik wurde. Späterhin gab er diesen Posten auf, um an der Londoner Universität das Sekretariat zu übernehmen, und die Endstation seiner Laufbahn bildete die Stellung eines Studiendirektors am Royal Naval College in Greenwich.

Meine Fußtour mit Hirst ins schottische Hochland erwies sich in jeder Beziehung als heilsam. Kaum hatte ich meine Arbeit wieder aufgenommen, als eine neue Unterbrechung eintrat. Schuld daran trug Youmans Projekt; zudem spielte zur selben Zeit eine Kontroverse, in die ich verwickelt wurde. Um in Frankreich die gewünschte Vereinbarung mit den Verlegern zu treffen, war es erforderlich, persönlich mit ihnen zu unterhandeln. Da indes Youmans des Französischen gänzlich unkundig war, erbot ich mich, ihn nach Paris zu begleiten. Nachdem die verschiedenen Abkommen festgelegt waren, begann auch schon die Kontroverse, die das gütige Schicksal über mich verhängt hatte. Youmans übernahm bereitwillig die Rolle des Sekretärs.

In der Novembernummer der Fortnightly Review war nämlich ein Artikel von Professor Huxley erschienen, betitelt „Administrativer Nihilismus", in dem er gegen meine Ansicht bezüglich der Beschränkung der Staatsfunktionen in der Form einer Fragestellung einen Einwand erhob. Ich konnte nicht umhin, darauf zu antworten. Hätte es doch sonst den Anschein gehabt, als ob die Frage nicht zu beantworten wäre.

Nach London zurückgekehrt, schloß ich meine Replik ab. Sie erschien in der Dezembernummer der Fortnightly unter dem Titel „Spezialisierte Administration".

Diese Polemik wurde durchaus innerhalb der freundschaftlichen Grenzen ausgefochten und ließ die Beziehungen zwischen uns unangetastet.

Zu Ende des Jahres ereigneten sich zwei Vorfälle, die ich nicht unerwähnt lassen möchte. Ein Brief an den Rektor von St. Andrews wird Aufschluß darüber geben.

20. November 1871.

Geehrter Dr. Tulloch,

Erst Freitag abend vernahm ich und gestern erst las ich in der Times, daß ich zum Rektor von St. Andrews gewählt werden soll.

Es tut mir leid, daß ich von einem solchen Schritt nicht früher in Kenntnis gesetzt wurde; es hätte dies sicherlich Mühe und eine voraussichtliche Durchkreuzung von Plänen verhüten können.

Ich müßte, falls ich für diesen Posten wirklich gewählt würde, demselben einen großen Teil meiner Zeit widmen. Wenn dieser Umstand auch bei Anderen nicht ins Gewicht fallen mag, so ist er doch für mich sehr wesentlich, zumal meine Arbeitskraft eine begrenzte ist. Ich habe bei meiner Arbeit, in der ich ohnehin nur langsam vorwärts schreite, mehr Unterbrechungen, als mir lieb ist. Ich sehe mich daher genötigt, Störungen auf das Unvermeidliche zu beschränken. Obwohl ich auch in der Stellung, für welche ich einigen Studenten erwünscht scheine, von einigem Nutzen sein könnte, glaube ich der Allgemeinheit doch einen

beſſeren Dienſt zu leiſten, indem ich den gleichen Kräfteaufwand der Vollführung meiner Aufgabe zuwende.

Indem ich diejenigen, die mich in Vorſchlag brachten, erſuche, mich von der Liſte zu ſtreichen, bitte ich Sie gleichzeitig, meinen freundlichen Wählern den Ausdruck meiner Genugtuung über ihre Sympathiebezeugung zu übermitteln.

Ihr ganz ergebener

Herbert Spencer.

Es ſei hier hinzugefügt, daß die enttäuſchten Studenten mich im März des darauffolgenden Jahres abermals in Vorſchlag brachten, da ſich die vorjährige Wahl als ungültig erwies. Ich blieb indes feſt und lehnte ein zweitesmal ab.

Kurz darauf, im Dezember desſelben Jahres, deutete mir Profeſſor Flint an, der Senat trage ſich mit dem Gedanken, mir einen akademiſchen Ehrentitel zu verleihen. Da meine Antwort hierauf einige allgemeine Anſichten über Titelweſen enthält, welche ich nicht verſchweigen möchte, gebe ich ſie hier unverkürzt wieder.

Dezember 1871.

Sir,

Ich kann mich vorläufig nicht ſehr über die Kunde freuen, die Sie mir übermitteln, daß nämlich „die Profeſſoren des United College von St. Andrews einſtimmig beſchloſſen haben, dem Univerſitätsſenat nahezulegen," mir „den Titel eines „L. L.D." beizulegen." In der Erinnerung wird mich der Gedanke an dieſen Beweis ihrer Hochſchätzung immerhin erfreuen.

Gewiſſe Ueberzeugungen in Bezug auf die Wirkungen von Ehrentiteln indeſſen werden meiner Annahme dieſes Grades, welchen mir zu verleihen die Profeſſoren gütigſt dem Senate nahelegen wollen, im Wege ſtehen. Ich bin nämlich zur Ueberzeugung gelangt, daß ſolche Ehrentitel, die in der Abſicht erteilt werden, zu geiſtiger Vervollkommnung anzuſpornen, in Wirklichkeit vermöge ihres indirekten Einfluſſes ſtatt anzuſpornen nur entmutigen.

Angenommen, eine genaue Unterſcheidung wäre

durchführbar und man ließe vielversprechenden Männern von einer gelehrten Körperschaft eine Ehrenbezeugung solcher Art zuteil werden, die die Aufmerksamkeit der großen Menge auf sich zöge, so glaube ich wohl, daß diesen damit geholfen wäre. Sie würden häufig vor dem Untergange im Kampfe gegen widrige Umstände bewahrt werden inmitten einer Gesellschaft, die ihre Gunst mit Vorliebe anerkannten Männern zuwendet. In der Regel aber wird uns eine solche Hilfe erst dann, wenn die Schwierigkeiten bereits überwunden sind — vorausgesetzt, daß dieselben inzwischen nicht schon den Untergang des Betreffenden herbeigeführt haben.

Wahrscheinlich wird man hier einwenden, wenn auch Ehrentitel bei einem gemachten Mann nicht das bedeuten, was sie ihm früher gewesen wären, damit noch nicht gesagt sei, daß sie nicht später auch eine große Wohltat sein können. Mein Standpunkt aber ist der: Ziehen wir, statt die unmittelbare Wirkung auf den gemachten Mann ins Auge zu fassen, die indirekten Wirkungen auf die Zurückstehenden in Frage, so müssen wir uns eingestehen, daß für diese zweifellos ein weiteres Hemmnis zum erfolgreichen Emporkommen daraus resultiert. Ohnehin sind die Hindernisse für jedermann groß, der im Wettbewerb mit allen denjenigen, die auf seinem Gebiete maßgebend sind, bestehen will. Die Wahrscheinlichkeit, daß er nichts zu sagen weiß, was das Lesen lohnte, ist so groß, daß er in der ersten Zeit niemals auf Beachtung rechnen kann, so sehr er sie auch verdiente. Diese unüberwindliche Schwierigkeit nun wird noch künstlich dadurch vergrößert, daß, wenn der Betreffende kein Kennzeichen seines Wertes trägt, er alle die zu Konkurrenten hat, welche außer ihren bekanntgewordenen Werken noch einen offiziellen Stempel tragen. Die große Mehrzahl der Leser und selbst die beschränktere Zahl der Kritiker aber ergreift gerne Partei für denjenigen, der von vorne herein ein gewisses Ansehen genießt. Wenn nun ein Ehrentitel den genannten Vorzug mit sich bringt, so bedeutet die Abwesenheit eines solchen sicherlich einen positiven Nachteil für den Unbekannteren.

Ich bin nicht a priori zu diesem Schlusse gekommen, sondern persönliche Erfahrungen haben ihn mir nahegelegt. Während meiner nun nahezu zwanzigjährigen schriftstellerischen Tätigkeit, die mir unabläßig Verluste brachte, hatte ich ausgiebige Gelegenheit, zu beobachten, wie nur solchen Männern jene künstliche Förderung zuteil wurde, die ihrer am wenigsten bedurften, was stets ein Hemmnis für jene Titellosen war, denen eine solche Hilfe dringend vonnöten gewesen wäre. So bin ich zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß der Fortschritt in der Wissenschaft dadurch am meisten gefördert wird, daß die einzige Ehrenbezeugung für einen Autor diejenige bleibt, die ihm durch den Beifall des unbeeinflußten Publikums, so weit dieses dazu fähig ist, zuteil wird.

Ich würde es sehr bedauern, wenn die Professoren vom St. Andrews meine Antwort auf ihre beabsichtigte Ehrenbezeugung als Geringschätzung ihrer Sympathiekundgebung auffaßten. Ich hoffe indes, aus dem Gesagten werde erhellen, daß mein Verhalten einem allgemeinen Prinzip entspringt und durchaus nicht auf diesen Spezialfall gemünzt ist u. s. f.

Um eine Wiederholung ähnlicher Vorfälle in späteren Kapiteln zu vermeiden, sei hier noch hinzugefügt, daß ich mich bei anderen Gelegenheiten ebenso verhielt und mich stets mit den genannten und noch anderen triftigen Gründen rechtfertigte.

Ein Auszug aus einem Briefe vom 2. Februar berichtet über Begebenheiten von einigem Interesse.

Haeckels Assistent, ein Dr. Vetter, von welchem ersterer sehr viel hält, will meine „Grundlagen" übersetzen und erbietet sich auch für die Zukunft zur Uebersetzung der „Biologie" und „Psychologie". Allem Anschein nach trägt Brockhaus Bedenken, die Publikation zu übernehmen; Haeckel meint indes, daß mit Leichtigkeit ein anderer Verleger zu finden sein wird, wenn Brockhaus nicht gewillt sein sollte, den Vertrag abzuschließen.

. . . Gestern abend fand ein Diner in unserem X-Klub

ſtatt. Lowe war unſer Gaſt. Er bewies viel Intereſſe für wiſſenſchaftliche Fragen.

Aus meinem Briefwechſel iſt erſichtlich, daß ich mich im Jahre 1871 auf Wunſch meines Verlegers in Amerika, der ſich gerade damals in England aufhielt, porträtieren ließ. Er beabſichtigte, das Bild in New York City auszuſtellen. Da er mir die Wahl des Malers überließ, willigte ich ein. Aus zweierlei Gründen entſchied ich mich für J. B. Burgeſſ, einen ſpaniſchen Künſtler. Erſtens war er kein Porträtiſt von Beruf, was mich annehmen ließ, daß er mehr Intereſſe für die Sache haben und eifriger dabei ſein würde, als einer, der das Porträtieren handwerksmäßig betreibt. Mein zweiter Grund war der, daß Burgeſſ in einem, den Stierkampf darſtellenden Gemälde, bewieſen hatte, daß er Meiſter in der Wiedergabe des Ausdrucks ſei. Ich weiß kein einziges Bild eines alten Meiſters, das in dieſer Beziehung auch nur annähernd eine ſolche Leiſtung bedeutete.

Nach einem wenig erfreulichen Aufenthalt in Schottland entſchloß ich mich, Familie Busk auf ihrer Reiſe nach der Schweiz zu begleiten. Wir machten nur kurze Station in Köln, Heidelberg und Bern und fuhren von dort aus geradewegs nach Mürren. Hier brachten wir — mit dem Ausblick auf Jungfrau und Silberhorn — gegen acht Tage zu. Auch diesmal mußte ich konſtatieren, daß die Schweizer Luft meiner Geſundheit unzuträglich iſt. Auf mich wirkte ſie durchaus nicht ſtärkend; zumal Mürren übte einen geradezu ſchädlichen Einfluß auf meine Nerven aus.

Ebenſowenig wohltätig wie die Höhe wirkte die Atmoſphäre des Tals auf mein Befinden. In Grindelwald fühlte ich mich ſo wenig wohl, daß ich mich genötigt ſah, mich von meinen Freunden zu trennen. Ich hielt mich noch einige Tage am Genfer See auf, zuerſt in Vevey, dann in Evian les Bains und Genf und kehrte Ende September nach London zurück.

Kurz nach meiner Rückkehr erſchien Darwins Werk über den „Ausdruck der Gemütsbewegungen". Da mein Dankſchreiben für ſeine gütige Zuſendung eines Exemplars eine Anſicht

entwickelt, die von der seinigen abweicht, will ich diesen Brief vollinhaltlich wiedergeben.

16. November 1872.

Dear Darwin,

Ich mußte leider meinen Dank für das Exemplar Ihres neuen Buches, das Sie so gütig waren, mir zu übersenden, bis heute aufschieben. Grund dieser Verzögerung war hauptsächlich meine Hoffnung, etwas weiter in der Lektüre desselben zu kommen, bis ich Ihnen schreiben würde. Aber es ist augenblicklich so schlecht um mich bestellt, daß meine geringe Arbeitskraft kaum ausreicht, auch nur das Material für die Arbeit, die ich unter der Feder habe, zu bewältigen. Ich habe immerhin soviel davon gelesen, daß ich die Fülle von Beweisen, die Sie zur Sicherung Ihrer These erbracht haben, vollauf zu würdigen vermag.

Ich möchte mich nun über einen Punkt auslassen, in welchem Sie, wie ich sehe, anderer Meinung sind als ich. Ich meine die Erklärung der musikalischen Empfindung, anläßlich deren Sie Litchfield zitieren. Mir will scheinen, daß beim Studium der Entstehung der Melodie, bei den Kadenzen schwach betonter Worte angefangen und bis zum Rezitativ fortschreitend, die von mir angeführten Prinzipien eine ganz verständliche Erklärung bieten. Die Tatsache, daß sich die eigentliche Melodie in verhältnismäßig jüngerer Zeit erst entwickelt hat, spricht deutlich dafür. Daß das Rezitativ den natürlichen Ausdruck der Gemütsbewegung darstellt, ist zur Genüge bewiesen worden. Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß Australneger eine Art von Rezitativ anwenden, wenn sie im Auf- und Abgehen mit sich selbst Dinge verhandeln, die sie bewegen. Ich habe ferner bei Kindern beobachtet, daß sie beim Blumenpflücken oder sonst irgendwelcher Beschäftigung, die sie in Spannung hält, im Gespräch mit sich selbst in Redegesang verfallen. Dazu kommt noch, daß es eine ganze Anzahl Völker (wie Chinesen und Hindu) gibt, die auf einer relativ niederen Kulturstufe stehen und deren Melodie sich nie über das

Rezitativ erhoben hat. Auch haben wir gute Gründe, von den Griechen anzunehmen, daß sich bei ihnen in früheren Zeiten die Melodie nicht erheblich vom Rezitativ unterschied. Ziehen Sie ferner in Betracht, daß selbst heute im Hochland gälische Gesänge zu vernehmen sind, die einen vornehmlich rezitativen Charakter tragen, so werden Sie wie ich die Melodie als idealisierte Form der natürlichen Kadenz durch Gemütsbewegung auffassen. Ich würde mich anheischig machen, musikalische Sätze herauszusuchen, welche Ihnen meine Behauptung deutlich beweisen würden. Bitten Sie Ihre Tochter, Ihnen „Robert, toi que j'aime" vorzuspielen, und Sie werden davon überzeugt sein.

Ich möchte dies keineswegs als einziges Entwickelungsmoment der Melodie hinstellen; denn es sind noch andere Elemente dabei wirksam. Nach meiner Ansicht jedoch ist darin das Grundelement der Melodie zu suchen.

Ihr aufrichtig ergebener

Herbert Spencer.

Ich wollte schon längst einmal zu dem Essay über „Ursprung und Funktion der Musik" einen Anhang hinzufügen, der allen Einwänden begegnen sollte. Erstens beabsichtigte ich damit die irrige Auffassung von Edmund Gurney zu zerstreuen und zweitens eine Kritik der Darwinschen Hypothese zu geben. Ich glaube indes nicht, daß ich angesichts meiner bescheidenen Kräfte noch dazu imstande sein werde.

Kurz bevor ich obigen Brief abschickte, kam mein Werk heraus, dem dieses Kapitel seinen Titel verdankt. Es ist hierüber nicht viel zu bemerken.

Die Veränderungen, die ich nahezu auf jeder Seite des VI. Teiles, „spezielle Analyse" vornahm, betrafen zumeist die Ausdrucksweise. Von den im Text vorgenommenen Einschaltungen verdient nur eine einzige Erwähnung. Ich stellte nämlich das Paradoxon auf, daß die Logik die Wissenschaft der objektiven und nicht, wie bis dahin

angenommen wurde, der subjektiven Phänomene, sei. Der in § 302 erbrachte Beweis hierfür scheint mir auch noch heute zutreffend. — Man ging über diese einen absoluten Umsturz bedeutende, Theorie stillschweigend hinweg, bis endlich ein Mitarbeiter des Mind seinem Erstaunen darüber Ausdruck gab, daß man dieser Auffassung so wenig Aufmerksamkeit schenke. Ich dächte doch, die gezogenen Schlüsse hätten entweder Beifall oder Mißbilligung hervorrufen müssen, denn unstreitig sind sie für die Philosophie von Belang. Berührt sich nicht einer dieser Schlüsse von Grund aus mit dem Hegelschen System? Ich stelle diese Frage aus dem Grunde, weil ich selber herzlich wenig von Hegelscher Philosophie weiß. Der Eindruck, den ich von Hegel empfangen habe, ist der, daß er seine Theorie mit einem ganz unverständlichen Postulat beginnt. Wenn dies ein legitimes Verfahren sein soll, so ist allerdings auch zu billigen, daß bei weiterer Argumentation ebenso verfahren werde. Auch kann man sich dann dabei bescheiden, wenn Hegel behauptet, eine These erscheine notwendig, die Antithesis undenkbar und dennoch sei die Antithesis richtig. Da ich indes gegen ein solches Vorgehen ein unbezwingliches Vorurteil habe, kann ich ein Buch, dessen erster Satz mich schon zum Widerspruch reizt, nie zu Ende lesen. Es wäre mir jedoch interessant, wenn jemand zwischen meiner Auffassung der Logik als einer objektiven Wissenschaft und der Hegelschen Philosophie eine Parallele zöge, um festzustellen, ob unsere Anschauungen nebeneinander bestehen können.

Um auf den VII. Teil meiner „Psychologie" zurückzukommen, sei hier noch bemerkt, daß dieser außerordentlich bezeichnend für meine ganze Denkart war. Einen Keim dazu enthielt schon mein Essay The Universal Postulate, der im Jahre 1853 in der Westminster Review erschienen war. In der ersten Ausgabe der „Prinzipien der Psychologie" war jener Essay zu vier Kapiteln angewachsen; in der zweiten Ausgabe nun hatte sich der Stoff in einer Weise angehäuft, daß ich mich veranlaßt sah, ihn in neunzehn Kapitel einzuteilen. Lange war ich unschlüssig, wie diese Einteilung

hatte ich oft auf meinem Morgenspaziergang darüber nachgedacht — vergebens. Erst im Jahre 1872 ordneten sich die Gedanken einander so an, daß sie ein zusammenhängendes Ganzes zu bilden vermochten.

Wie kam es, daß ich solange an diesem Bande arbeitete? Es liegen mehrere Gründe hierfür vor. Erstens erlitt die Arbeit mehrmals Unterbrechungen durch die Inangriffnahme späterer Werke. Dies war jedoch nicht der einzige Grund. Ich gab nämlich dem Werk noch einen Anhang bei. (IX. Teil „Zusätze".) Die Psychologie liegt der Soziologie zugrunde, und ich hatte eine Anzahl jener speziellen Einsichten, welche die Psychologie der Soziologie als Teil der gegebenen Tatsachen übermittelt, einzeln zu behandeln. Die Ermittelung dieser spezielleren aus den allgemeinen Erkenntnissen, welche ich in vorangegangenen Teilen des Werkes niedergelegt hatte, ergab eine interessante Aufgabe.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Ein eingeschobenes Buch.

1872—1873.

Ich muß hier — wie es schon zweimal geschehen ist — in meiner Erzählung zurückgreifen. Es wäre nicht gut angegangen, im vorigen Kapitel über eine schon in Angriff genommene Arbeit zu sprechen, die in die Zeit fiel, da ich noch an den „Prinzipien der Psychologie" arbeitete. Eben diese Zwischenarbeit aber war der Anlaß zu dem bereits erwähnten Aufschub des in der Vollendung begriffenen zweiten Bandes der „Prinzipien der Psychologie". Ich muß also um ein halbes Jahr etwa zurückgreifen, um einige Einzelheiten über die damals begonnene Arbeit zu geben.

„Weshalb denn ein besonderes Buch?" wird sich der Leser denken. „Die noch zu vollendenden Bände der „Synthetischen Philosophie" sind doch eine Aufgabe, die genügen

sollte; noch mehr zu übernehmen ist jedenfalls unklug, wenn nicht geradezu absurd!" Diese Bemerkung ist durchaus richtig, und ich kann das Urteil in keiner Weise mildern, es sei denn, indem ich bekenne, daß ich mich, wenn auch widerstrebend, gezwungen sah, mich diesem Werke zu widmen.

Ich habe bereits des Youmansschen Projekts bezüglich des Abkommens mit den Verlegern erwähnt. Es entstand die „Internationale wissenschaftliche Serie", eine Sammlung, an der ich mich Youmans zuliebe beteiligen wollte. Ich fand ebenso, wie wahrscheinlich mein Leser, daß ich mir gerade genug aufgebürdet hatte, und leistete zuerst der Aufforderung Widerstand. Mein Freund aber ließ nicht nach. Da ich mich nun ihm gegenüber für all die Dienste, die er mir geleistet, verpflichtet fühlte, konnte ich ihm auf die Dauer nicht mit einem so entschiedenen „Nein" antworten, wie ich es jedem anderen gegenüber getan hätte. Ich gab daher allmählich nach, stellte jedoch die Bedingung, daß es mir jederzeit überlassen bleiben müsse, zwischendurch soviel an meiner Hauptarbeit zu vollbringen, daß sie keine wesentliche Unterbrechung erleide. Es fiel mir ein, ich könnte zu diesem Behufe einen Mitarbeiter anstellen, der meinen skizzierten Gedanken die literarische Fassung geben würde. Es war dies entschieden ein ganz unbesonnenes Vorhaben, das nur dadurch erklärt werden kann, daß mich die Eile und Youmans Ungeduld dazu drängten. Hätte ich weiter über die Sache nachgedacht, so würde ich mir gesagt haben, daß es schwer halten müßte, jemanden zu finden, der gewillt wäre, diese untergeordnete Arbeit zu verrichten und zugleich jenen Schwung des Gedankens und der Ausdrucksweise besäße, die ich beanspruchte. Da erbot sich C. E. Appleton, der Begründer und Herausgeber der Academy, die Arbeit zu übernehmen. Eben durch dieses Anerbieten erst wurde mir klar, daß ich auf eine Mitarbeiterschaft überhaupt werde Verzicht leisten müssen. Ich sah ein, daß schon das erste Kapitel zu Uneinigkeiten führen würde und wußte nun ein für allemal, daß weder die gedankliche Fassung, noch die Ausdrucksweise eines Anderen mich befriedigen könnte.

Vor seiner Rückkehr nach Amerika traf Youmans An-

stalten, mein neues Buch, welches den Titel „Einleitung in das Studium der Soziologie" führen sollte, vor seinem Erscheinen in Buchform sowohl in England als auch in Amerika kapitelweise in einer Zeitschrift zu veröffentlichen. Für England kam die Contemporary Review in Betracht, die damals Strahan gehörte und von Knowles herausgegeben wurde; zu Hause angelangt, wollte Youmans sich dieserhalb auch mit einem amerikanischen Verleger in Verbindung setzen. Ueber den Fortgang meiner Arbeit berichtet ein Brief vom 6. Februar 1872: —

Ich bin mit meinen „Serien" bereits bei Nr. 32 angelangt und bin im Begriff, das erste Kapitel für die Contemporary zu schreiben. Es erscheint am 1. April . . .

Die einzelnen Kapitel werden möglichst unabhängig voneinander sein — ich werde sie sowohl was die Fassung als auch den Gegenstand anbetrifft, sehr populär halten. Ich gedenke darin eine große Anzahl interessanter anziehender Beispiele, die ich bereits zusammengestellt habe, zu verarbeiten.

Wie aus einem Brief von Youmans (vom 3. April) hervorgeht, zeitigte unser Uebereinkommen bezüglich der gleichzeitigen Publikation meiner „Serien" in Amerika überraschende Früchte. Der Brief lautet: —

Tausend Dank für Ihre Zusendung vom 13. März und die beigegebene Abhandlung, „Einleitung in das Studium der Soziologie". Ich machte mir Sorge darüber, wo ich sie unterbringen sollte und wollte Sie gerade telegraphisch um Rat fragen. Sie taten gut daran, die Arbeit gleich einzuschicken, denn zehn Minuten, nachdem ich sie empfangen, hatte ich mich auch schon entschieden, was zu tun sei. Ich habe beschlossen, ein „Monatsheft" zu begründen und es damit einzuleiten; es soll 128 Seiten umfassen. Der erste Teil ist schon im Druck; morgen wird der Rest gedruckt, und in einigen Tagen kann das Heft erscheinen. Natürlich mußten wir uns nach geeigneten Artikeln umtun. Mit Ihrer Originalarbeit, einer

Ueberſetzung meiner Schweſter aus dem Franzöſiſchen, einem kurzen Artikel von meiner Wenigkeit und einem von meinem Bruder, werden wir, meine ich, beſtehen . . .

Es fällt nie etwas ſo aus, wie man es erwartet, und gar oft iſt das Unerwartete das Beſte. Ich bin durchaus zufrieden, daß die Sache dieſe Wendung genommen hat. Schon lange wünſchte ich mir, ein Organ für mich zu haben, und dieſer Wunſch iſt hiermit in Erfüllung gegangen.

Die ſo plötzlich begründete Zeitſchrift trug den Titel The Popular Science Monthly, die unter der Herausgeberſchaft meines Freundes ſehr gut ging und viel Erſprießliches geleiſtet hat. Zur Zeit iſt ſein Bruder, Dr. W. J. Youmans, ein langjähriger Mitarbeiter, alleiniger Herausgeber.

Ich muß hier nochmals abſchweifen, um an dieſer Stelle eines in der Contemporary Review veröffentlichten Artikels, betitelt „Martineau über Evolution" zu erwähnen. Den Anlaß hierzu gab eine kritiſche Auslaſſung Martineaus in einem kurz zuvor erſchienenen Vortrag. In einem Briefe vom 8. April an Youmans hatte ich des Vorfalls mit folgenden Worten erwähnt: —

Martineau hat den Eſſay, über welchen Sie mir eine Beſprechung einſandten, in der Contemporary publiziert. Er macht große Konzeſſionen, und ſeine Kritik iſt ſchwach. Es erbringt dieſer Eſſay ſo recht den Beweis, wie es Parteien zu ergehen pflegt, die beharrlich am Alten feſthalten. Wenn ſie nicht mit der Zeit gehen, wendet ſich alles gegen ſie; rühren ſie ſich aber, ſo geht es erſt recht ſchief.

Wie aus obigem hervorgeht, legte ich kein großes Gewicht auf dieſen Angriff. Ich wurde indes zu einer Erwiderung genötigt. Knowles hat als Herausgeber ſtets Takt bewieſen; auch in dieſem Falle bewährte ſich ſeine Korrektheit. Nach einem Diner bei Huxleys wurde Martineaus Kritik erwähnt, worauf Knowles bemerkte: „Die allgemeine Meinung geht dahin, daß Sie, meine Herren, den Kürzeren

ziehen." Diese Aeußerung verfehlte ihre Wirkung nicht. Ich hatte den hingeworfenen Handschuh aufzunehmen und ließ vorderhand meine übrige Arbeit beiseite.

Es war mir ein leichtes, Martineaus Argumente zu widerlegen. Innerhalb der Grenzen der abstrakten und höheren Wissenschaften wie Logik, Metaphysik und Psychologie blieb seine Kompetenz unangefochten; was dagegen seine Kenntnisse in der Molekularphysik, in Chemie und Biologie anbetraf, so waren dieselben nicht dazu geartet, ihn zu einem Urteil über die allgemeine Evolutionsfrage zu befähigen. Daß Martineau dies dennoch tat, stellte ihn in fataler Weise bloß.

Das Ausbleiben einer Erwiderung seinerseits muß ich seiner Krankheit zuschreiben. Als er sich erholt hatte, war die Sache bereits der Vergessenheit anheimgefallen. Sicherlich hätte er sich sonst zu rechtfertigen gesucht, und ein fähiger Mensch weiß immer etwas zu seiner Verteidigung vorzubringen. Die große Mehrzahl der Leser aber nimmt sich zumeist nicht die Mühe, nachzuforschen, ob das Gesagte auch die Hauptpunkte trifft, und nimmt die Rechtfertigung ohne weiteres als gültig hin. „Er hat sich ja verteidigt," sagt man, und die bloße Tatsache der Erwiderung ist in den Augen des Publikums eine Rechtfertigung.

In einem Briefe vom 8. Februar finde ich folgende Stelle: —

> Es hat sich herausgestellt, daß meine Nachgiebigkeit gegenüber Ihrer Aufforderung in jeder Beziehung glücklich war. Seit dem Erscheinen meiner „Einleitung in das Studium der Soziologie" finden meine Werke größeren Absatz. Merkwürdigerweise fange ich an, bei Frauen populär zu werden.

Ein weiterer erwähnenswerter Passus lautet wie folgt:

> Tyndall bemerkte gestern im X-Klub, der religiöse Liberalismus habe bei uns schon größere Verbreitung gefunden als bei Ihnen in Amerika. In der Tat bezeugen dies eine Reihe von Vorfällen. Während nach Ihrer eigenen Aeußerung amerikanische Blätter es vermeiden, etwas über

das Kapitel „Vorurteil der Erziehung" zu bringen, so hat hier gerade dieses Kapitel offenkundig Beifall gefunden. Einen ganz erstaunlichen Beweis des theologischen Auftauens liefert die nächste Nummer des Nonconformist, die ich Ihnen einsende. In einer Kritik über das jüngst erschienene metaphysische Werk „Idealismus" von Graham werden Sie eine Stelle finden, worin der Rezensent mit der Doktrin des Unknowable sympathisiert und dieselbe die mutmaßliche Theologie der Zukunft nennt. Was sagen Sie zu so einem Ausspruch von dem führenden Organ der Dissenters!

Im Mai des Jahres 1873 erlitt ich einen tiefgehenden Verlust. Ein jahrelanger Freundschaftsbund, von dem ich mir noch viel Freude und Förderung versprach, war plötzlich zerrissen. Am 10. Mai erreichte mich die Nachricht vom Tode John Stuart Mills. Eine Gesichtsrose, möglicherweise die Folge von Ueberanstrengung infolge allzu starken Hervortretens raffte ihn plötzlich dahin, während er noch körperlich und geistig frisch war.

Seit vielen Jahren war Mill die bemerkenswerteste Figur unter denjenigen gewesen, die sich in den höheren Regionen des Gedankens bewegen. Sein Einfluß auf die ganze Geistesrichtung war so groß, daß in den Jahren 1840 bis 1860 nur Wenige es wagten, seine Ansichten anzuzweifeln. Abgesehen von den inneren Gründen für diesen vorwiegenden Einfluß spielten hierbei zwei äußere Gründe mit. Zu jener Zeit nämlich war die deduktive Methode dermaßen in der wissenschaftlichen Achtung gesunken, daß in der exakten Wissenschaft nur noch Anhäufung und Eingliedernug von Tatsachen geduldet wurde. Somit vertrat Mills „System der Logik", das — wenn es auch die deduktive Methode nicht verneinte — doch ausschließlich auf Argumente der Induktion gestellt war, das maßgebliche System und zugleich die Rechtfertigung der Theorie und Praxis innerhalb der Vorgeschrittensten unter den Gebildeten. Zu jener Zeit nahm man infolge der Freihandelsbewegung viel größeres Interesse an nationalökonomischen Fragen denn je zuvor. Diesem Umstand zufolge

fand seine „Nationalökonomie", welche den Anhängern des Freihandels die Waffen in die Hand gab, ungewöhnliche Verbreitung. Ein weiterer Umstand zu seinen Gunsten bestand darin, daß die experimentelle Philosophie, deren führender Geist er war, zu jener Zeit noch nicht so sehr von den spekulativen Philosophen angegriffen wurde, wie heutzutage.

Insoweit als ich an einigen Wahlversammlungen teilnahm, war ich an Mills Wahl zum Abgeordneten von Westminster mitbeteiligt: es erschien mir wünschenswert, daß seine Ansichten im Unterhaus gehört würden. Sein Auftreten im Parlament jedoch bedeutete für mich, wie für manchen Anderen, eine Enttäuschung. Wer in Büchern einen starken unpersönlichen Eindruck hervorruft, der wirkt selten ebenso eindrucksvoll durch das Wort. Was die Ueberlegenheit eines Schriftstellers ausmacht, sind nicht diejenigen Qualitäten, welche im persönlichen Verkehr, in der Debatte, wirken. Jene Eigenschaften konnten bei Mill umso weniger im Parlament zur Geltung kommen, als er es mit der einfältigen, ihm unsympathischen Rangordnung unserer Gesetzgeber zu tun hatte. Als er bei der folgenden Wahl seinen Sitz verlor, schrieb ich ihm gelegentlich, er fülle meines Erachtens seinen Platz besser außerhalb des Hauses aus, worauf er mir antwortete, er sehe es ebenso an.

Hätte Mill länger gelebt, so würde er, abgesehen von schriftstellerischen Werken von Bedeutung, unzweifelhaft noch mehr zur Förderung allgemeiner Wohlfahrt beigetragen haben. Er mochte sich nicht daran genügen lassen, nur durch das Wort zu wirken, sondern suchte stets, seine Bestrebungen zu verwirklichen. Ich wünschte, es würde jemand eine Parallele zwischen Mill als dem typischen Utilitarier und Carlyle als dem ebenso typischen Anti-Utilitarier ziehen. Wenn man beider häusliche Qualitäten und öffentliche Wirksamkeit in die Wagschale fallen ließe, so dürfte der Vergleich durchaus zugunsten des Utilitariers ausfallen. Carlyles Verhalten als Gatte und Bürger würde einen sarkastischen Kommentar zu den bitteren Anklagen abgeben, die er gegen das ethische Kredo des Utilitarismus erhoben hat.

In einem an Youmans gerichteten Brief vom 16. Mai finde ich folgende Stelle: —

> In wenigen Tagen erhalten Sie ein Exemplar des Examiner, in welchem sich unter anderen Berichten über John Mills Leben und Werke auch einer von mir befindet.*

Ende Juli besuchte ich eine nunmehr an Robert Holm verheiratete Tochter meines Freundes Potter, die einen Besitz in Strath Spey bewohnte. Hier bot sich mir gute Gelegenheit zum Fischen.

Martineau hatte zur Erholung ein Haus in Aviemore gemietet, wo er seither stets den Sommer zubrachte. Der kurz zuvor ausgefochtene Kampf zwischen uns änderte nichts an unseren freundschaftlichen Beziehungen.

Den Rückweg machte ich der Ostküste entlang, die ich bis dahin noch nicht kannte. Ich verbrachte einen Tag bei Bain und lernte gleichzeitig Aberdeen und die Umgebung kennen.

Anfangs September hatte ich meine Tätigkeit in London schon wieder aufgenommen.

Erst als ich nahe der Vollendung des zweiten Drittels meiner „Einleitung in das Studium der Soziologie" war, kam mir so recht zum Bewußtsein, wie wertvoll, abgesehen von den Youmans gegenüber angeführten Gründen, diese Arbeit für mich war. Ein Hauptvorzug bestand in dem Zwang, mit der Ausarbeitung der projektierten „Prinzipien der Psychologie" noch ungefähr anderthalb Jahre zu warten. Hatte ich auch schon einen großen Teil des Materials zusammenstellen lassen, so war doch die nunmehrige Möglichkeit, mich besser auszurüsten, ehe ich an das größere Unternehmen herantrat, kein geringer Vorzug.

Ein weiteres günstiges Moment stellte sich sehr bald ein. Durch jene Arbeit war es mir möglich, gewisse Präliminarien, die mir zu einer wissenschaftlichen Erörterung unentbehrlich schienen, welche jedoch, den „Prinzipien der Soziologie" vorausgeschickt, dieses Werk allzu umfangreich ge-

---

* Der oben genannte Nachruf erschien am 17. Mai 1873 im Examiner.

staltet haben würden, in diesem kleineren Werke unterzubringen.

Ein weiteres Motiv ließ diese Einführung wünschenswert erscheinen: damals hatte das Lesepublikum zum größten Teil noch keinen rechten Begriff von einer „Gesellschaftswissenschaft". Nicht nur, daß die Historiker nicht mit der Möglichkeit einer Soziologie rechneten; sie sprachen ihr geradezu das Daseinsrecht ab. In der Schilderung der „Zustände" innerhalb der sozialen Gruppen befangen, übersahen sie zumeist gänzlich die Entwickelung dieser Gebilde. Ein Biograph, welcher angesichts der Unmöglichkeit, das Leben seines Helden aus den gegebenen Bedingungen vorherzubestimmen, eine Wissenschaft vom Menschen überhaupt für unzulässig hält, weil er in völliger Unkenntnis seiner körperlichen Gestaltung und Funktion befangen ist, könnte in eine Linie mit jenen Historikern gestellt werden, welche in der Geschichte ihrer Könige, Hofintriguen, internationalen Kämpfe, Siege und Niederlagen, die allerdings nicht vorherzubestimmen waren, befangen, das Dasein einer Gesellschaftswissenschaft in Abrede stellen: dabei übersehen sie die wechselseitigen Beziehungen in den Strukturen, welche sich während der von ihnen beschriebenen Vorgänge unmerklich vollzogen haben. Die bloße Tatsache, daß sowohl Historiker als auch Leser all die vergangenen Jahrhunderte hindurch fast ausnahmslos das allgemeingültige Merkmal sozialer Evolution, die zunehmende Arbeitsteilung nämlich, unbeachtet gelassen haben, beweist zur Genüge, wie groß die Notwendigkeit war, eine Aufklärung über Zweck und Wesen der Gesellschaftswissenschaft zu geben.

Doch es machte sich ein noch wichtigeres Motiv zugunsten dieser Einführung geltend. Während ich die verschiedenen Fehlerquellen aufdeckte, gegen die sich derjenige, welcher sich mit Soziologie zu befassen gedenkt, zu wappnen hat, wurde mir klar, daß ich diese Warnung zuallererst auf mich selbst anzuwenden hatte. Demzufolge hielt ich noch etwas mit meinen sozialen Idealen zurück und gelangte zu der Erkenntnis, daß die bereits überwundenen Gesellschaftsformen doch auch ihre guten Seiten hatten; auch vermochte ich dadurch

vorurteilsfreier an die verschiedenen Faktoren der sozialen Entwickelung heranzugehen. Ohne meine Abneigung gegen gewisse barbarische Institutionen, Gefühle und Anschauungen — abstrakt genommen — aufzugeben, machte ich es mir zur Gewohnheit, sie ruhig unter dem Gesichtswinkel zu betrachten, daß sie zu ihrer Zeit und unter den damals obwaltenden Bedingungen die bestmöglichen waren, und daß die fortschreitende Evolution unausweichlich jene Uebergangsstadien durchlaufen mußte.

Das letzte Kapitel der „Einleitung in das Studium der Soziologie" erschien am 1. Oktober in der Contemporary Review. Der ganze Band wurde am 1. November veröffentlicht. Ich kann mich nicht erinnern, welche Aufnahme das Buch gefunden hat. In einem Brief vom 2. Dezember 1873 indessen finde ich eine diesbezügliche Stelle. Der Brief lautet wie folgt: —

> Gladstone, der sich höchst wahrscheinlich über meine ihn betreffende Bemerkung geärgert hat — ich führte ihn als den Typus eines antiwissenschaftlichen Publikums an — hat eine Erklärung in der neuesten Nummer der Contemporary Review gebracht. Ich füge seinen Brief mit einigen Glossen meinem Buche bei. In einigen Tagen werden Sie ein Exemplar erhalten.
>
> Inliegend sende ich Ihnen eine ganz wohlwollende Anzeige meiner „Einleitung" aus der neuesten Nummer der Saturday Review. Sollte der Rezensent recht haben, dann tragen Sie eine gewaltige Verantwortung, indem Sie mich verleitet haben, meine Zeit darauf zu verwenden! Ich meinerseits halte das Buch für durchaus geeignet, meinem großen Werke die Wege zu ebnen. Abgesehen davon wäre ich ohne die großen Einkünfte, die ich hierdurch bezogen habe, nicht in der Lage gewesen, die „Deskriptive Soziologie" weiterzuführen.

Dieser letztere Satz veranlaßt mich, hinzuzufügen, daß die „Einleitung in das Studium der Soziologie" vom pekuniären Gesichtspunkt einen ungewöhnlichen Erfolg bedeutete. Wenn ich zu den Einkünften, die mir aus Amerika

und England für die periodisch erscheinenden Kapitel zukamen, diejenigen dazu rechne, die ich bei jeder neuen Buchauflage erhielt, beläuft sich meine Einnahme auf 1300 bis 1400 Pfund. Rechne ich hierzu noch die Einkünfte der voraussichtlich noch erscheinenden Neuauflagen, so komme ich auf etwa 1500 Pfund Gesamteinnahme aus diesem Buch. Für ein ernstes Werk im Preise von fünf Shillings war ein solcher Bucherfolg kaum zu erwarten. Wie schon erwähnt, wurde durch das vorherige Erscheinen einiger Kapitel in der Contemporary Review der Absatz des Werkes bedeutend erhöht, und die Nachfrage hielt sich fortan auf gleicher Höhe.

Um auf den ersten Abschnitt des zitierten Briefauszugs zurückzukommen, sei noch bemerkt, daß die kleine Kontroverse zwischen Gladstone und mir zu einer Privatkorrespondenz führte, welche den Anlaß zu freundschaftlichen Beziehungen zwischen uns ergab.

Fünfzigstes Kapitel.

Kleinere Vorfälle.

1873.

Seit dem Erscheinen meiner Essaysammlung im Jahre 1864 hatte sich wieder eine genügende Anzahl von Abhandlungen angehäuft, um für einen neuen Band auszureichen. Da die betreffenden Essays nicht aktuelles Interesse besaßen, sondern so geschrieben waren, daß sie unabhängig von der Zeit ihre Fassung bleibend behalten konnten, beschloß ich, sie in gesammelter Form wiederzuveröffentlichen. Nicht selten wird ein solches Verfahren getadelt. Ich darf jedoch annehmen, daß die mehrfachen Auflagen, welche auch dieser zweite Band erlebt hat, mein Vorgehen zur Genüge rechtfertigen wird.

Meine im Jahre 1862 veröffentlichten „Grundlagen" sowie andere meiner Werke hatten von ihrem Erscheinen an

mannigfache Kritik erfahren. Daß ich auf diese Rezensionen hier nicht eingehe, hat seinen Grund darin, daß sie entweder nichts Wertvolles brachten oder anonym erschienen waren. Einige jedoch verdienten Erwähnung, teils ihrer unmittelbaren Bedeutung halber, teils auch, weil sie von Männern von Ruf kamen wie Rev. H. L. Mansel (der nachmalige Dekan in St. Pauls), alsdann Caird, ferner Rev. James Martineau, H. Sidgwick und Shadworth Hodgson. Erst im November 1873 entschloß ich mich, den mannigfachen Einwürfen zu begegnen; ich veröffentlichte meine „Entgegnungen auf Kritiken" alsbald in der November- und Dezembernummer der Fortnightly Review.

Dieses Entgegnungsschreiben zog eine unerwartete Folge nach sich, welche für mich viel Mühe und Aerger mit sich brachte. Noch vor der Veröffentlichung meiner gesammelten Repliken erschienen nämlich zwei ausführliche Kritiken meiner „Grundlagen", die eine in der Quarterly Review, die andere in der British Quarterly Review. Die erstere war, wenn sie auch Meinungsverschiedenheiten äußerte, doch wohlwollend und durchaus würdig gehalten. In der zweiten Kritik jedoch wurden einige Stellen herangezogen, die für die eigentlichen Schlüsse ganz belanglos waren; der Ton ermangelte der Mäßigung, und es sprach offenbare Feindseligkeit daraus. Unter normalen Umständen hätte ich beides unbeachtet gelassen. Da ich aber gerade Entgegnungen auf Kritiken herausgab, hätte Stillschweigen meinerseits Veranlassung gegeben, anzunehmen, daß ich auf jene Kritik keinen Einwand zu erheben hatte. Ich antwortete daher auf beide Kritiken — auf die letztere sogar ziemlich ausführlich.

In der Nummer der British Quarterly Review erschien alsdann eine Erwiderung auf meine Ausführungen (wie sich herausstellte, von einem Erzzänker), in welchem er seine Behauptungen zu rechtfertigen suchte. Da einige derselben, welche auf das Wesen unseres mathematisch-physikalischen Erkennens Bezug hatten, stillschweigend die von von mir angewandte philosophische Methode in Frage stellten, sah ich mich veranlaßt, näher auf die Sache einzugehen. Ich verteidigte meine Stellungnahme und griff diejenige des

Rezensenten an. Hierauf verfaßte ich eine Flugschrift, die ich den namhaftesten Vertretern der Wissenschaft zusandte.

Mit dieser Flugschrift, so glaubte ich, würde die Sache erledigt sein; aber dem war nicht so. Eine Kontroverse (hauptsächlich die Grundlagen der mechanischen Axiome betreffend) entspann sich, an welcher sich noch andere beteiligten. Wie alle Kontroversen, so dehnte sich auch diese in die Länge, sodaß es darüber Frühling wurde. Da die schließliche Wendung der Dinge in der Nature nicht zu meiner Zufriedenheit ausfiel, sah ich mich genötigt, ein zweites Flugblatt, in welchem ich mich über die wahre Sachlage auseinandersetzte, zu versenden. Wie aus einem Brief an Youmans hervorgeht, nahm die Angelegenheit schließlich einen befriedigenden Abschluß.

Dienstag gab ich eine kleine Gesellschaft, um Autoren und Komitee der International Series miteinander bekannt zu machen. Kings und Appletons scheinen sehr freundschaftlich zueinander zu stehen — man merkte nichts von Differenzen zwischen ihnen.

Gestern abend machte mir Hirst die erfreuliche Mitteilung, daß Cayley, eine erste Größe unter den Mathematikern, bezüglich der Kontroverse mit M. ganz mit mir übereinstimmt und findet, M. verdiene die Behandlung, die ihm zuteil wurde.

Da auch Professor Sylvester (der, wenn Professor Cayley als Ia unter den Mathematikern gilt, mit IIa bezeichnet werden kann) auf meiner Seite stand, ebenso Professor Tyndall und Dr. Hirst (der damalige Präsident der Mathematischen Gesellschaft), konnte ich mit dem Ausgang ganz zufrieden sein.

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Die „Descriptive Soziologie".

1867—1874.

Im vorletzten Kapitel mußte ich bereits weit ausholen; das Werk aber, das ich nunmehr zu ſchildern gedenke, liegt zeitlich noch weiter zurück. Ich hätte indes nicht früher darauf eingehen können, ohne den Faden meiner Erzählung fortwährend fallen zu laſſen.

Im 45. Kapitel erwähnte ich in Kürze meine Vorbereitungen zu den „Prinzipien der Soziologie". Ich führte dort aus, wie ich die über die verſchiedenen Raſſen geſammelten Tatſachen zuſammenſtellen und rubrizieren ließ, Tatſachen, welche die geſellſchaftliche Evolution unter ihren mannigfaltigen Geſichtspunkten illuſtrieren. Wenn ich auch urſprünglich dieſe Zuſammenſtellung des Materials ausſchließlich zur Erleichterung meiner eigenen Arbeit hatte beſorgen laſſen, ſo entſchloß ich mich, nachdem die Form der Klaſſifikation zu meiner Zufriedenheit ausgefallen und einige Tabellen ſchon ausgefüllt waren, das Schema im Hinblick auf eine Publikation auszuführen. Es ſchien mir dieſe Aufſtellung von Tatſachen, ganz unabhängig von den darauf gegründeten Hypotheſen, ſo geartet, daß ſie jedem, der ſoziologiſch zu arbeiten gedenkt, als Prüfungsmaterial für ſein Schlußverfahren und vor allem als Probe dienen könne. Dieſe Arbeit war vom Jahre 1867 bis zum Jahre 1874 langſam vorgeſchritten. Es mögen hier die Hauptetappen kurz Erwähnung finden.

Es dauerte mehrere Monate, bis ich als Erſatz für Duncan in der Perſon von James Collier einen tauglichen Sekretär gefunden hatte.

Einem Briefe an Youmans vom 27. April 1871 entnehme ich, daß mir der Koſtenaufwand für das Werk, deſſen erſter Teil bereits im Druck begriffen war, ernſtliche Sorge machte. Ich ſchätzte die bloßen Druckkoſten auf rund 600 Pfund

— bevor ich irgend eine Einnahme hätte. Es hing nunmehr von den Eingängen aus Amerika ab, welche Fortschritte in der Drucklegung gemacht werden konnten.

Die Arbeit war bereits so weit gediehen, daß die klassifizierten Tabellen über die soziale Struktur einiger unzivilisierter Völker sich schon im Satz befanden. Als Youmans im Juli 1871 nach England kam, konnte ich ihm bereits eine Anzahl Druckbogen vorlegen. Ganz im Gegensatz zu jenen, die sich der Vorurteile ihrer Bildungsschablone nicht zu entledigen vermögen, hatte er sogleich das richtige Verständnis für den relativen Wert von Erkenntnissen, welche außerhalb des ausgefahrenen Geleises lagen. Es stand von vorne herein bei ihm fest, daß die vergleichende Methode in der Darstellung der soziologischen Phänomene sowohl nach Koexistenz wie nach Succession bei den verschiedenen Völkern und deren ungleichartigen Entwickelungsstadien die Entdeckung soziologischer Tatsachen unendlich zu fördern geeignet sei. Er sah ein, daß es eine viel größere Förderung menschlicher Wohlfahrt bedeutet, die Beziehungen zwischen dem ausgeprägten kriegerischen Typus und der untergeordneten Stellung der Frau, zwischen einer despotischen Regierungsform und einem Ueberwiegen des Zeremoniells im gesellschaftlichen Verkehr, ferner die innere Beziehung zwischen verhältnismäßig friedlicher sozialer Betätigung und der Milderung von Zwangseinrichtungen festzustellen — als all das historische Gerümpel kennen zu lernen, welches nicht im mindesten den Zusammenhang der sozialen Phänomene berührt und noch weniger zur Erkenntnis der bestmöglichen allgemeinen Lebensführung beitragen kann. Ohne daß Youmans diese soziologischen Wechselbeziehungen je vorher aufgefallen wären, was vor der Zusammenstellung jener Tabellen wahrlich nicht so leicht der Fall sein konnte, hatte er in dieser Hinsicht bereits manches praktisch vorweggenommen, indem er dazu beitrug, das allgemeine Verständnis für die wahren Ziele der Zivilisation zu wecken und sich stets bestrebte, die Politik in dieser Richtung zu beeinflussen.

Youmans bemühte sich angesichts dieser Umstände darum, meinem Werke zum rascheren Druck zu verhelfen. Der erste

(über die unziviliſierten Völker) ſowohl wie der dritte (die ziviliſierten Völker behandelnde) Teil waren bereits im Druck; was dagegen die Fertigſtellung des zweiten (die erloſchenen und in Verfall begriffenen Völker behandelnden) Teil anbetraf, ſo hatte es damit noch ſeine guten Wege. Als Youmans hiervon Kenntnis nahm, veranlaßte er mich, auch dieſen Teil in Angriff zu nehmen. Ich erklärte ihm, daß ein raſcheres Fortſchreiten bei meinen ſchon ohnehin ſo geſchwächten Finanzen ein Ding der Unmöglichkeit wäre. In ſeinem Beſtreben, jedes das Gemeinwohl fördernde Unternehmen nach Kräften zu unterſtützen, machte er mir einen ausgezeichneten Vorſchlag. Ich ſollte die Beſorgung des zweiten Teils unter meiner Ueberwachung ihm überlaſſen. In Amerika würde er mit Leichtigkeit die erforderliche Summe aufbringen. Wie ich dieſen Vorſchlag entgegennahm, kann ich mich nicht entſinnen. Aus nachfolgenden Geſchehniſſen indes geht hervor, daß ich ſchließlich einwilligte. Denn, nachdem wir in Paris mit Ballière eine Vereinbarung bezüglich der Publikation der „Internationalen wiſſenſchaftlichen Serie" getroffen hatten, trennten wir uns, da er nach Deutſchland reiſte, um ſich nach jemand umzutun, dem er die Zuſammenſtellung des Materials übertragen könnte.

Während in der Mehrzahl aller Fälle die Offerten, welche man auf Anzeigen hin erhält, nichts weniger als brauchbar ſind, zogen wir diesmal keine Niete. Der einzige, der ſich meldete, war Dr. Richard Scheppig, der bis dahin am Inſtitut in Hofwil eine Lehrerſtelle bekleidete. Er nahm die Anſtellung ſofort an und folgte mir Ende des Jahres nach London. Am 2. Februar 1872 ſchrieb ich über ihn an Youmans:

> Scheppig hat ſich nun ſo ziemlich hineingearbeitet, und ſoviel ich ſehe, ſagt ihm ſeine neue Tätigkeit zu. Er ſcheint ein klarer Kopf zu ſein, und ich zweifle nicht, daß ihm die Arbeit gelingen wird.

Ich hatte mich in dieſer Erwartung keineswegs getäuſcht. Es ſtellte ſich heraus, daß ſich Scheppig vorzüglich zu der Aufgabe eignete, die er unternommen hatte.

Die finanzielle Vereinbarung dagegen, die ich mit Youmans getroffen hatte, wurde nicht ausgeführt. In Amerika nämlich hatte sich das Gerücht verbreitet, die Vollführung meines Werkes wäre mir ausschließlich durch jenes Ehrengeschenk ermöglicht worden, und dies bestärkte mich in dem widerstrebenden Gefühl, das ich gleich zu Anfang gelegentlich Youmans' großmütigem Anerbieten empfand. Ich schrieb daher meinem Freunde in diesem Sinne und drückte ihm gleichzeitig meine Befriedigung darüber aus, daß ich nunmehr dank dem größeren Absatz meiner soziologischen Publikationen imstande sei, Scheppig selbst zu honorieren.

Ein Brief vom 10. August an Youmans beweist, daß dieser auf meinen Wunsch eine Erklärung in der Tribune veröffentlicht hatte, um die irrige Auffassung meiner Lage zu zerstreuen.

Am 27. September indes, nachdem die erste Lieferung der „Deskriptiven Soziologie" erschienen war, sandte ich einen trostlosen Bericht über meine Ausgaben für Druck und Hilfsarbeit an Youmans. Der Brief schließt mit den Worten:

> Wie Sie sehen, hat mich das Werk über 1300 Pfund gekostet, wovon ich auch noch nicht einen Penny zurückerhalte. Ich muß vorerst den ersten Teil der „ausgestorbenen zivilisierten Völker", sowie den ersten Teil der „Wilden" vollenden, da ich nun schon begonnen habe. Bis dahin werden sich die Kosten wohl auf über 2000 Pfund belaufen, und es wird an der Zeit sein, innezuhalten, denn, soviel ich jetzt sehen kann, ist die Wahrscheinlichkeit sehr gering, daß die Einnahmen auch nur annähernd die Ausgaben zu decken vermöchten.

Ein Briefabschnitt vom darauffolgenden März lautet ziemlich mutlos: —

> Nummer 2 meiner „Deskriptiven Soziologie" ist nun erschienen, und ich gab Auftrag, Ihnen ein Exemplar zuzusenden. Der Teil soll eine wertvolle Einführung für alle diejenigen sein, die ihn zu würdigen wissen; leider gibt es deren so wenige. Vom 3. Bande von Forsters

„Leben Dickens" wurden 10 000 Exemplare innerhalb zehn Tagen abgesetzt. Vom ersten Teile der „Deskriptiven Soziologie" sind in acht Monaten vom Lesepublikum nicht ganz zweihundert Exemplare verlangt worden.

Es ist hieraus zu schließen, daß ich das Bedürfnis nach wissenschaftlichen Untersuchungen über soziale Tatsachen bei weitem überschätzt hatte; Unterhaltungslektüre zieht die Menge unvergleichlich mehr an.

Wie aus einem Briefe erhellt, hatte ein Unternehmer in St. Louis, Edwin W. Bryant, für die Vollendung meines Werkes ungewöhnliches Interesse bewiesen. Er bot mir an, alles zu tun, was zur rascheren Vollführung meiner Arbeit dienlich sein könnte.

Nachdem ich ihm meinerseits einen diesbezüglichen Gegenvorschlag gemacht hatte, schrieb ich drei Wochen später einen Brief an Youmans, aus welchem hervorgeht, daß die Sache doch eine andere Wendung nahm. Der Brief lautet wie folgt: —

Nachdem ich wieder und wieder über den großmütigen Vorschlag des Herrn Bryant nachgedacht habe, muß ich mich entschließen, selbst jene Hilfe, wie ich sie selber in Vorschlag brachte, abzulehnen. Als ich die Bilanz zwischen meiner Rechnung und den mutmaßlichen Einnahmen zog, gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß die Verluste doch nicht größer sein werden, als ich zu tragen imstande bin. Sicherlich sieht das Unternehmen günstiger als zu Anfang aus; abgesehen von dem zunehmenden Absatz meiner Bücher überhaupt, werde ich nun bald eine Einnahme von der „Deskriptiven Soziologie" haben, welche, wenn auch nicht alle Kosten, so doch wenigstens die Unkosten für den folgenden Band decken wird. Da ich bis dahin das Nötige zu begleichen vermochte (die Druckerrechnung ist nunmehr bezahlt), darf ich hoffen, daß es auch in Zukunft gehen wird — zumal die einzelnen Teile nun wohl in längeren Zwischenpausen erscheinen werden als die beiden des letzten halben Jahres. Da ich also annehmen darf, daß ich die Arbeit durch mein eigenes Einkommen, soweit dieses nicht

durch persönliche Bedürfnisse in Anspruch genommen ist, aufrechterhalten kann, ziehe ich vor, auf fremde Hilfe zu verzichten. Ich sehe keine Veranlassung, Vermögen zu häufen.

Dabei blieb es auch. Alle Pläne zur Erleichterung meiner selbstauferlegten Bürde schlug ich auch hinfort aus.

Es wäre mir aus vielen Gründen unmöglich gewesen, meine Arbeit fallen zu lassen. Abgesehen von den Verträgen, die ich sowohl mit dem Drucker als auch mit Scheppig abgeschlossen hatte, hielt mich der unleidliche Gedanke davon zurück, daß all das bereits gesammelte Material, welches schon klassifiziert und verarbeitet war, und das mir zur Einführung in die Soziologie außerordentlich wertvoll erschien, sonst vergeblich zusammengestellt sein würde. Ich wäre das quälende Bewußtsein nicht losgeworden, den Ertrag jahrelanger Arbeit, die für die Sozialwissenschaft unstreitig von Wert sein konnte, ungenützt zu lassen.

Ich hatte mich somit mir selbst gegenüber zu einer größeren Aufgabe, als ich ursprünglich beabsichtigte, verpflichtet. Doch ich nahm die Folgen gerne auf mich; und so ungünstig das Unternehmen — vom pekuniären Gesichtspunkte aus — auch sein mochte, führte ich es noch volle sieben Jahre weiter.

Elfter Teil.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Ein Rückblick.

1874.

Bevor ich mit der Schilderung meines nächstfolgenden Buches oder vielmehr meines Lebens in jener Periode, da ich daran arbeitete, beginne, wird es geboten sein, einen Blick auf die vergangenen Stadien meiner Lebensarbeit zu werfen. Durch einen solchen Rückblick erschließt sich ein bis dahin noch nicht offenbar gewordener Zug meines Wesens.

Es war der Moment gekommen, da ich nach kleineren und größeren Umwegen zum ersten Thema meiner schriftstellerischen Laufbahn zurückkehrte. Ums Jahr 1842, also mit 22 Jahren, bildete den Mittelpunkt des Interesses — von meinen Interessen innerhalb des Ingenieurfaches abgesehen — die politisch-ethische Frage: „Welches sind die Aufgaben des Staates und was steht außerhalb seines Pflichtenkreises?" Ergebnis dieser Frage waren die Briefe über die eigentliche Grenze der Staatsgewalt, die ich später zu einer Abhandlung erweiterte. In den Jahren 1842 bis 1848 veranlaßte mich das Bewußtsein, daß die in jener Abhandlung niedergelegten Anschauungen unausgegoren und unvollkommen waren, auf ein weiteres Arbeitsfeld und Forschungsgebiet einzugehen. Mancherlei Lektüre politischer und ethischer Art, ferner einige Bereicherung meiner biologischen und psychologischen Kenntnisse bedeuteten für meine Anschauungen größere Vertiefung und damit sicherere Begründung. Dem Wunsche, meine ethischen

Prinzipien sowie die Ansichten über die richtigen Grenzen staatlicher Einmischung niederzulegen, entsprangen im Jahre 1848 meine Social Statics. Ende 1850 erst erschienen die Ergebnisse dieser erweiterten Untersuchung; mit diesem Umwege gelangte ich — in den letzten Kapiteln jenes Werkes — zu meinem Ausgangspunkt zurück.

Während der darauffolgenden sieben Jahre beschrieb ich, weniger aus vorgefaßter Absicht als aus innerem Drang, nochmals denselben Prozeß. Gegenstände, die in enger oder entfernterer Beziehung zu politisch-ethischen Problemen standen, beschäftigten mich und wurden in verschiedenen Essays verarbeitet. Eben diese Erweiterung meines Forschungsgebietes, die zu Schlüssen allgemeiner Art führte, mündete in jene weitestgehenden Schlußfolgerungen, die alsdann in das Programm meiner „Synthetischen Philosophie" aufgenommen wurden, welches ich zu Anfang des Jahres 1858 vollendete. Durch die Aufeinanderfolge der Bände, in denen ich zunächst die Doktrinen der sozialen Organisation, alsdann aber die ethischen Theorien behandelte, stellten sich die letztgenannten als Ergebnis der „Biologie" und „Psychologie" dar, die ihrerseits auf meinen „Grundlagen" basierten. Mit anderen Worten: es bildeten die politisch-ethischen Folgerungen den Abschluß eines Systems, dessen vorangegangene Teile den Weg dazu geebnet hatten. Vom Jahre 1858 an bis 1874 hatte ich die elementaren Wissenschaften, welche die wahre Grundlage zu jenen komplexeren liefern, in mehreren Bänden behandelt. Im Jahre 1874 endlich vollbrachte ich meine zweite umfassendere Aufgabe, und abermals bin ich zu dem Thema zurückgelangt, auf welches ich von Anbeginn zusteuerte, wenn ich es auch zu Anfang noch nicht in jener wissenschaftlichen Form der Soziologie, auf die sich das ganze System zuspitzte, ins Auge gefaßt hatte.

Im Gegensatz zu dieser sorgfältig angelegten Vorbereitung, an welcher ich während sechzehn Jahren ohne bestimmtes Endziel fortgesetzt tätig war, hatte ich eine zweite Aufgabe im Hinblick auf eine im Plan gleich zu Anfang festgelegte Arbeit unternommen. Schon sieben Jahre lang war die „Deskriptive Soziologie" in Vorbereitung. Ganz

allmählich wurde ich mit einer Anzahl verschiedenartiger Gruppen sozialer Phänomene vertraut, welche mir durchaus unvorhergesehene Erkenntnisse erschlossen und mich gelegentlich auch bewogen, vorgefaßte Meinungen preiszugeben. Schließlich wurde ich zu einer Arbeit veranlaßt, welche ihrer Anlage nach zur Belehrung Anderer dienen sollte, gleichzeitig aber meine Selbstorientierung förderte — die „Einleitung in das Studium der Soziologie". Indem ich auf die Schwierigkeiten hinwies, denen man unausweichlich begegnet, und vor den verschiedenen Irrungen warnte, rüstete ich mich selbst zu einer zuverlässigeren Durchführung meiner Aufgabe.

Diese zweite Wiederaufnahme meiner Arbeit scheint mir einen Abschnitt für sich zu bilden; ich habe mich daher entschlossen, hier mit einem besonderen Teil (Teil XI) einzusetzen.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Der I. Band der „Soziologie".

1874—1877.

Mit diesem Werke gestaltete sich die Gruppierung in der Beweisführung zu einer ausgedehnteren und verwickelteren Aufgabe, als es bisher der Fall war. Die Tatsachen, die hier zu klassifizieren waren, erwiesen sich als so grundverschieden an Zahl, Artung und Quellen und bildeten ein so heterogenes Aggregat, daß nur mit großer Schwierigkeit klare und übersichtliche Einordnung des Beweismaterials zu erzielen war. Ich fühlte mich dabei als Divisionsgeneral, der zugleich die Funktion des Generalfeldmarschalls übernimmt, d. h. wie einer, der zu seiner allerhöchsten Funktion noch die seiner Untergeordneten ersten, zweiten und dritten Grades mitversieht. Es bedurfte der reiflichen Ueberlegung und einer beharrlich durchgeführten Methode, um allerhand Verwirrungen vorzubeugen.

Es war nun an der Zeit, das in der „Deskriptiven Soziologie" angehäufte Material zu verwerten. Um mir für später die Zusammenstellung zu erleichtern, strich ich die heranzuziehenden Stellen an. Mein Sekretär schnitt sie dann aus, und sie wurden bis auf weiteres in einer Schublade verwahrt. Bevor ich sie alsdann dem Text einverleibte, mußten die Ausschnitte nochmals gesondert werden. Schon lange hatten mich die einzelnen Teile des Kapitels „Primitive Vorstellungen" beschäftigt, und ich hatte bereits einige Untertitel festgesetzt: „Ideen von Schlaf und Traum", „Ideen von Tod und Auferstehung", „Ideen von einem anderen Leben", „Vorstellungen über das Leben im Jenseits" 2c. Das Material hierzu legte ich, nach Abschnitten geordnet, vor mich hin, und während des Diktierens reichte ich meinem Sekretär jeweilen die einzuschaltenden Auszüge hin.

In einem Briefe vom 5. März 1874 finde ich einige Stellen, welche von Interesse sein dürften.

> Heute früh erhielt ich von einem Professor aus Messina eine Anfrage, ob er in Gemeinschaft mit seinem Bruder meine Werke ins Italienische übersetzen dürfe. Er scheint sich dafür zu eignen, und ich habe meine Zustimmung gegeben . . .
>
> Ich werde von Appletons wohl sogleich nach ihrer Ankunft hören. Ich muß sie mit Huxley, Tyndall und King zusammen einladen. Ich hoffe, heute abend Präsident Eliot von der Harvard Universität zu sprechen, da er im Klub speisen wird.

Ich finde in meinem Tagebuch einige Aufzeichnungen über Besuche außerhalb Londons, so z. B. bei Burrs in Aldermaston. Ein anderer meiner Besuche aufs Land galt Spottiswoode (einem Mitglied des X-Klub), welcher auf seiner Besitzung Coombe Bank wohnte. Hier brachte ich zuweilen die Tage vom Samstag bis zum Montag zu, gewöhnlich gemeinsam mit noch anderen Freunden. Das Hauptinteresse neben der Mathematik war für Spottiswoode die Elektrizität; er war

einer der ersten, der elektrisches Licht in seiner Privatwohnung einführte.

Ich muß hier der aus Briefen entnommenen Tatsache erwähnen, daß ich schon damals Gesellschaften offizieller Art zu meiden suchte. Im Jahre 1865 nahm ich zum letztenmal an einem öffentlichen Diner teil. Die einzigen geselligen Zusammenkünfte, von denen ich mich auch fürderhin nicht zurückzog, waren die der Royal Academy. An solchen teilzunehmen, konnte ich mich zuweilen entschließen, wenn ich auch sonst fast jedesmal meinen Entschluß fallen ließ, sobald die Stunde der Toilette nahte.

Im Mai 1874 wurde ich zum Komiteemitglied des Athenaeum Klubs gewählt. Während vieler Jahre waltete ich meines Amtes, indem ich den Komiteesitzungen regelmäßig beiwohnte. Ich erinnere mich nur ein einzigesmal gefehlt zu haben, und auch dies aus bloßer Vergeßlichkeit. Ich war verreist und versäumte es, zu dem festgesetzten Datum zurückzukehren.

Ich muß hier einiges bezüglich meiner Qualifikation zum Vorstandsmitglied bemerken. Mein hervorstechendster Zug ist wohl Mangel an gesellschaftlichem Takt. Dieser Fehler ist ein Familienerbteil. Alle Spencers der vorangegangenen Generation zeichneten sich durch mangelnde Zurückhaltung aus. Gar häufig fiel ein solches Verhalten zu meinem eigenen Schaden aus. Man sagt, durch Erfahrung werde man klug; Erfahrung aber ist einfach machtlos, wo es sich um einen eingefleischten — ja organischen — Fehler handelt. Ich möchte nicht verschweigen, daß ich, was mir durch mangelnde Zurückhaltung abging, oftmals durch Ausdauer ersetzte.

Da hier gerade die Rede von Komitees ist, mag auch meine Mitgliedschaft am London Library Committee Erwähnung finden. An jenen Sitzungen nahm ich viel seltener teil, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil die Verwaltung, die sich hier auf ein viel engeres und weniger mannigfaltiges Gebiet erstreckte, mich minder interessierte.

Ich verweilte diesmal nur vierzehn Tage in Ardtornish, da ich am 19. August in Belfast sein mußte. Es war der

diesjährige Versammlungsort der British Association. Tyndall war Präsident, und da fühlte ich mich verpflichtet, anwesend zu sein.

Es wird vielen noch erinnerlich sein, wie kühn Tyndall in seinem Vortrag jene Gesichtspunkte der Naturwissenschaft hervorhob, die mit der Theologie kollidieren. Es machte dies böses Blut, und es schloß sich an seine Worte eine lebhafte Diskussion. Für mich ist die Erinnerung an seinen Vortrag noch mit einem Interesse persönlicher Art verknüpft. Tyndall spielte mehrmals auf den evolutionistischen Charakter meiner „Prinzipien der Psychologie" an, in dem Bestreben, die irrige Auffassung bezüglich des Ursprunges der Evolutionsdoktrin — auf den Verstand angewendet — zu zerstreuen. Ich habe schon früher einmal auf den für Tyndall bezeichnenden ritterlichen Zug hingewiesen, Denen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die nach seiner Ansicht nicht gebührend gewürdigt werden. Diesen Hang betätigte er hier zu meinen Gunsten. Er hat indes damit nicht viel ausgerichtet. Wenn in der Auffassung des Publikums erst einmal ein Eindruck festhaftet, so läßt es sich, sei der Standpunkt nun richtig oder nicht, schwer davon abbringen, ja, es empfindet jeden dahin zielenden Versuch geradezu unangenehm.

Mein Aufenthalt in Belfast gewann viel an Reiz durch die Anwesenheit meines Freundes Lott. Auf dem Rückweg hielten wir uns acht Tage in Llandudno auf, worauf ich noch meine Freunde in Standish besuchte.

Bis zu Ende des Jahres weist sowohl meine Erinnerung als auch meine Korrespondenz eine Lücke auf. Am 8. Dezember schrieb ich an Youmans: —

> Ich werde furchtbar viel mit Geschäfts- und Privatkorrespondenz aufgehalten; zudem gehen mir beständig Bücher zu. Ich muß mich nunmehr dazu entschließen, die Korrespondenz, wo nur irgend möglich, durch meinen Sekretär erledigen zu lassen. Neuerdings bringe ich sonst damit ein Drittel, wenn nicht die Hälfte des Vormittags hin.

Im übrigen kann ich mit dem Fortschritt meiner Arbeit sehr zufrieden sein. Der II. Band der französischen Uebersetzung der „Psychologie" ist nun erschienen und neulich ging mir auch die deutsche Ausgabe meiner „Erziehung" zu. Ich erwarte demnächst die Uebersetzung der „Grundlagen".

Der Winter und das darauffolgende Frühjahr verflossen ohne weitere bemerkenswerten Vorfälle. Ich zitiere einen am 10. April 1875 an Youmans gerichteten Brief: —

Tausend Dank für Ihr unermüdliches Eintreten zu meinen Gunsten — Dank auch für Ihre Verteidigungsschrift in der letzten Nummer der Monthly. Es scheint mir sonderbar, wenn man mir nachsagt, ich sei nicht induktiv, während andere mich dafür tadeln, daß ich ein Uebermaß von Tatsachenmaterial für meine Argumente bringe.

Ein Auszug aus einem Brief an Youmans vom 14. April lautet wie folgt:

Obwohl erst vor einigen Tagen ein Brief an Sie abging, muß ich Ihnen auf Ihren Brief hin nochmals schreiben. Ich werde bis Ende Juli in London bleiben, sodaß wir, wenn Sie im Mai kommen, doch gute sechs Wochen zusammen verleben können (selbstverständlich wohnen Sie bei mir in Queens Gardens), und hoffentlich sehen wir uns noch bei meiner Rückkehr.

Ueber den Verlauf des Sommers ist nicht viel zu berichten. Wie gewöhnlich erfolgten auch dieses Jahr mehrere Unterbrechungen in meiner Arbeit infolge meines wechselnden Gesundheitszustands. Ich pflegte anläßlich solcher Störungen auf acht Tage über Land zu gehen, um mir in der frischeren Luft neue Arbeitskraft zu holen und durch Einwirkung der Ruhe ungestörte Nächte zu ermöglichen. Aus Briefen ersehe ich, daß ich im Februar und Mai in Brighton und zu Ostern in Clifton mit Lott Erholung suchte.

Was jedoch hier am meisten interessieren dürfte, ist, daß ich im Mai jenes Jahres anfing, einen Entwurf dieser Autobiographie zu diktieren. Wie kam ich dazu, in verhält-

nismäßig jungen Jahren einen solchen Schritt zu tun? wird man mich fragen. Die Veranlassung hierzu war folgende: Kurz zuvor erinnerte mich ein Freund an einen nicht ganz belanglosen Plan, welchen ich ihm zur Förderung einer damals in der Entwicklung begriffenen Bewegung nahegelegt hatte. Nur dadurch, daß mir mein Freund diesen Vorfall in die Erinnerung zurückrief, vermag ich mich dessen zu entsinnen. Da wurde ich mir des Umstandes bewußt, daß weiter zurückliegende Tatsachen, wenn sie nicht durch eine besondere Veranlassung wieder in mir auftauchten, gänzlich der Vergessenheit anheimfallen können. Diese Gedächtnisschwäche nun gab mir zu denken, und ich gelangte alsbald zu der Ueberzeugung, daß, sollte ich oder irgend jemand meine Biographie schreiben, ich mit der Aufzeichnung des Materials hierzu nicht länger warten dürfe, falls ich bedeutende Lücken vermeiden wolle.

„Wozu denn überhaupt eine Biographie?" wird der Leser mich vielleicht fragen. Diese Frage entbehrt der Begründung nicht, zumal ich mich selbst wiederholt absprechend über Biographien geäußert habe. Dennoch liegt hier eine Rechtfertigung vor: in unseren Tagen eifriger Buchschreiberei, da so viele, wenn kaum eines ihrer Werke gedruckt und verkauft ist, auch sogleich Stoff zu einem neuen suchen, kann jemand, dessen Name bei seinen Lebzeiten in aller Munde war, dem Schicksal der Biographie schwerlich entgehen. Falls man nicht selbst die Initiative dazu ergreift, kann man mit Sicherheit annehmen, daß ein Anderer es tun wird. Zu diesem Schlusse gelangt, sagte ich mir weiter, daß nur eine zusammenhängende Darstellung der aufeinanderfolgenden Geschehnisse, wie ich allein sie mit annähernder Vollkommenheit zu geben vermochte, von etwelchem Wert sein könnte, und daß zugleich das illustrierende und bestätigende Material gegeben werden müsse.

Lange stand ich vor der Frage, wie ich am besten dieser Aufgabe nachkommen könnte. Es war nicht daran zu denken, mein Hauptwerk dieserhalb aufzuschieben, dem verhältnismäßig unwichtigen das wertvollere zu opfern. Entschloß ich mich jedoch, auf die Vollendung der „Synthetischen Philo-

ſophie" zu warten, ſo konnte ich ziemlich ſicher ſein, die biographiſchen Skizzen werden ungeſchrieben bleiben. Ich entſchloß mich daher zu einem Kompromiß. Nach Ablauf jeder Woche arbeitete ich einen Tag an dem geplanten Buche: Ich ſtellte meine Korreſpondenz und andere auf die betreffende Zeit bezüglichen Dokumente zuſammen, und am Samstag Nachmittag diktierte ich meinem Stenographen ein Stündchen; ich gab in Kürze eine Schilderung der Hauptereigniſſe, fügte das eine- oder das anderemal auch allgemeine Betrachtungen hinzu, ohne jedoch auf die literariſche Faſſung und Ausdrucksweiſe zu achten. Im Laufe der Woche arbeitete mein Sekretär dieſe Aufzeichnungen aus und überreichte mir jeden Samstag ein zwanzig bis dreißig Seiten ſtarkes Heft zur Durchſicht.

Dieſer Rohentwurf blieb jahrelang liegen. Er würde wohl bis auf den heutigen Tag keine Erweiterung erfahren haben, hätte nicht meine körperliche Gebrechlichkeit mir Arbeit ernſterer Art unterſagt; eben jenem Umſtand habe ich es zu verdanken, daß ich die Aufgabe wieder aufnahm.

Im Spätherbſt, nach Youmans Rückreiſe nach Amerika, ſandte er mir einen ſehr betrüblichen Brief. Mein Antwortſchreiben mag hier Raum finden. Einmal, weil es vielen zur Lehre dienen kann, andererſeits, weil es Youmans Weſen charakteriſiert, mag auch meine Ausdrucksweiſe wie immer allzu offenherzig ſein: —

Um auf Ihren Brief zurückzukommen, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß mich der Bericht über Ihr Befinden ſehr betrübt hat, und zwar beunruhigt mich ſein Inhalt ſelbſt nicht ſo ſehr als das, worauf er ſchließen läßt. Der Gedanke geht mir ſtets nach, daß Sie nun von Ihrer Reiſe nach England, deren Zweck Erholung ſein ſollte, dieſen Erfolg davontragen. Ihr Befinden iſt offenbar noch ſchlechter als vor der Reiſe und alles das nur, weil Sie in einem fort arbeiten und ſich abplagen, ſtatt ſich Ruhe zu gönnen! Wenn Sie ſich jetzt vornehmen, ſich zu pflegen, iſt das ein eitler Wahn: vorgenommen haben Sie es ſich immer, und doch taten Sie das Gegenteil. Man kann nicht umhin,

daraus den Schluß zu ziehen, daß Sie sich so entweder gänzlich zugrunde richten oder zum mindesten arbeitsunfähig machen: Es scheint, daß man sich in diesem wie in unzähligen anderen Fällen nicht von der Erfahrung belehren läßt. Es ist dies gleichsam eine Arbeitstrunkenheit; Sie können sich der Versuchung ebenso wenig enthalten wie der Alkoholiker des Trinkens. Verzeihen Sie die Schärfe meiner Sprache: ich gebrauche sie in der Hoffnung, daß sie etwas nützen möchte, wenn auch diese Hoffnung wohl eine vergebliche ist. Die einzige Maßnahme, die mir die Ueberzeugung verleihen könnte, daß Sie Ihrer segensreichen Tätigkeit nicht ein frühzeitiges Ende machen, würde sein, daß Sie sich unter die despotische Kontrolle Ihrer Schwester begeben; aber wenn Sie selbst diesen Schritt zu tun gewillt wären, so würden Sie Ihr Versprechen bald brechen, indem Sie irgendwelche eingebildete Notwendigkeit vorschützen würden. Wie wenn die Erfüllung irgendwelchen Zweckes vorginge und die Erhaltung des eigenen Lebens Nebensache wäre! Wozu all die Wissensförderung, wenn sie zu solchen Resultaten führen soll?

Leider hat sich meine Voraussagung, Youmans würde durch die Vernachlässigung seiner Gesundheit sein Leben kürzen, bewahrheitet. Obwohl er sechsundsechzig Jahre alt wurde, war doch sein Tod entschieden ein vorzeitiger. Dies beweist am besten der Umstand, daß seine Eltern zu jener Zeit noch am Leben waren.

Zehn Tage später machte ich Youmans folgende Mitteilung: —

Seit ich Ihnen schrieb, erhielt ich aus Rußland eine Nachricht, die Sie interessieren wird. Ein Professor in Kiew will mit seinen Kollegen und Schülern zusammen die „Deskriptive Soziologie" übersetzen. Zu meinem Erstaunen erfahre ich, daß sonst alle meine Werke schon ins Russische übersetzt sind. Alsdann teilt er mir mit, daß er der Historischen Gesellschaft in Kiew den Vorschlag gemacht hat, die russische Geschichte nach dem Modell

meiner Tabellen zu klassifizieren. Der Russe heißt Soutchitzici. (?)

Ich konnte mich zuerst nicht entsinnen, ob das Vorhaben wirklich ausgeführt wurde; ich habe indessen neuerdings eine Bestätigung der Vollführung erhalten.

Der erste Band der „Prinzipien der Soziologie" hätte schon im Sommer 1876 erscheinen können, wäre ich nicht einer ernstlichen Lücke in meinem ursprünglichen Plan auf die Spur gekommen. Bis dahin konnte ich mich streng an das im Jahre 1860 aufgestellte Programm halten; hier zeigte sich jedoch, daß eine Erweiterung vonnöten war. Ich hatte, wie dies zumeist geschieht, die Soziologie von der politischen Seite angepackt; obwohl bei der Aufstellung der einzelnen Teile auch eine kirchliche und industrielle Seite vorgesehen waren, so bedeutete doch der politische Gesichtspunkt für mich den springenden Punkt meines eigentlichen Themas. Die Soziologie behandelt in der Tat, wie man dies gewöhnlich aufzufassen pflegt, ausschließlich die Phänomene, welche sich aus dem Zusammenwirken der Bürger ergeben. Nun wurde mir indes klar, daß auch die „Häuslichen Einrichtungen" einzubegreifen sind. Nicht, daß ich mich mit den Ansichten des Sir Henry Maine in allem und jedem einverstanden erklärte; denn durch das Studium der primitiven Gesellschaftsformen war ich zu der Erkenntnis gelangt, daß die patriarchalische Form nicht die Urform der Gesellschaft sei, daß vielmehr die Beziehungen der Eltern zueinander und zu ihren Kindern vor jener schon etliche Veränderungen durchgemacht haben. Es wurde mir ferner klar, daß jene älteren Formen sowie die nunmehr erlangte Gesellschaftsgliederung, die Maine als allgemeingültig hinstellt, einen großen Einfluß auf den Typus der sozialen Organisation ausüben. Durch weitere Betrachtung kam ich dahin, daß die Merkmale des Familienlebens sowohl äußerlich wie innerlich begriffen für den jeweiligen Gesellschaftstypus äußerst wesentlich sind. Die Nichtbeachtung dieses Moments bedeutete ein grobes Versehen.

Im Frühjahr 1876 machte ich mich an die Ausarbeitung

dieses Themas. Ich schob daher die Veröffentlichung des I. Bandes der Soziologie noch hinaus, um jenen neu hinzutretenden Teil zuvor einzuschalten. Ich habe später dieses Beginnen bereut; heute bin ich der Ansicht, daß der I. Band ausschließlich die Tatsachen und Induktionen hätte umfassen sollen.

Von der Sommerreise zurückgekehrt, traf ich eine andere Anordnung meiner Arbeitsverteilung, um Mr. Collier von der größtenteils mechanischen Arbeit zu entlasten. Er arbeitete schon seit geraumer Zeit an dem Kapitel über die französische Zivilisation. Nun schien es mir sowohl in seinem wie in meinem eigenen Interesse wünschenswert, daß er seine geistige Kraft ungeteilt dieser Aufgabe widme, zu welcher ihn sein Können und seine Bildung befähigten. Da ich nunmehr imstande war, mir außerdem einen Sekretär zu halten, beeilte ich mich, Collier seiner Sekretärpflichten zu entheben.

Indem ich den Anfang der Autobiographie in kurzen Zügen einem Stenographen diktierte, erkannte ich, daß es für mich eine geringere Anstrengung bedeutete, dieses Verfahren immer anzuwenden. Ich überzeugte mich, daß dem in Wirklichkeit so war, und bediente mich von nun ab dieser Erleichterung.

Während der ersten zwei Monate nach meiner Sommerreise machte ich erhebliche Fortschritte an dem „Häusliche Einrichtungen" behandelnden Teil, der den Abschluß des I. Bandes bilden sollte. War es nun die Verletzung meines Fußes, die ich mir während meines Herbstaufenthalts zugezogen hatte und die mich am Spazierengehen hinderte, oder war es Ueberarbeitung — ich mußte eine Zeitlang aussetzen. Mitte November trat eine Verschlimmerung meines Befindens ein, und ich erhoffte bei Potters in Standish Erholung. Mein Zustand besserte sich indes keineswegs, wie folgender Brief zeigt: —

Unglücklicherweise hatten meine Freunde gerade das Haus voller Gäste, sodaß während meines Aufenthalts fast jeden Abend größere Gesellschaft war. Demzufolge stellte sich statt der ersehnten Ruhe das Gegenteil ein: ich kam

weniger wohl zurück als ich ging. Den Höhepunkt meines Mißgeschicks bildete eine Unterhaltung mit dem Bischof von Gloucester, welcher mich in eine metaphysische Kontroverse verwickeln wollte.

Mit diesem letzteren Vorfall hatte es seine eigene Bewandtnis. Während einer Nachmittagsunterhaltung im Billardzimmer bei Potters erwähnte jemand, ich wäre zur Erholung nach Standish gefahren, da ich augenblicklich unfähig sei, zu arbeiten.

„So," bemerkte der Bischof, zum Gastgeber gewendet, „wer weiß, wozu es gut ist; sonst hätte er wieder irgendwelche unheilbringende Lehre verkündet!" Da der Bischof meine Theorie auf alle Fälle für so unheilbringend halte, erwiderte ich, würde er gewiß bereit sein, die gegenteilige Ansicht zu verfechten. Als er bejahte, erklärte ich ihm, daß ich eben im Begriff sei, für die großen Vorzüge der Monogamie einzutreten, daß er also verpflichtet sei, die Polygamie zu befürworten. Nun der Bischof sich so festgelegt sah, ging er humorvoll auf die Situation ein, indem er erklärte, er würde die Patriarchen zur Rechtfertigung anführen.

Im April suchte ich nach einem ziemlich ungünstigen Winter Erholung in Schottland. Das anhaltend schlechte Wetter jedoch veranlaßte mich, bald zurückzukehren. Wie ein Brief vom 16. April an Lott besagt, bereute ich meine Rückkunft nicht: —

> Donnerstag fand ich im Athenaeum-Klub einen Brief von Gladstone vor, in dem er mich zu Samstag mit Dr. Schliemann zusammen einlädt. Du kannst Dir denken, daß ich diese Gelegenheit nicht gerne verpaßt hätte. Die Gesellschaft war sehr anregend. Außer Schliemann waren noch Lowe, Lubbock, Forsyth (der Abgeordnete von Marylebone), der Herzog von Argyll, Hayward u. a. zugegen.

Das einzige Ereignis des Sommers, das ich nicht unerwähnt lassen möchte, waren für mich die Wagnerkonzerte in der Albert Hall, die man zum besseren Verständnis seiner Musikdramen gab. Einer meiner Bekannten saß mit Freunden zusammen in einer Loge. Als wir die Treppe hinunter-

stiegen, richtete einer der Herren an die Dame, in deren Gesellschaft sie gingen, die Frage: „Nun, wie hat es Ihnen gefallen?" worauf sie zur Antwort gab: „Ach, ich habe es ganz gut ertragen." Diese Antwort entspricht ungefähr meinem Empfinden.

Heutzutage gehört es zum guten Ton, Wagner zu bewundern, und wer modern sein will, darf nichts Ungünstiges über ihn sagen. Man wird bereits zur Genüge beobachtet haben, daß ich mich nicht enthalten kann, zu sagen, was ich denke, sollte auch mein Urteil das der Minderheit sein, ja sollte es selbst vereinzelt dastehen. In diesem Falle stehen immerhin eine ganze Anzahl von Urteilen abseits von der Mode. Ich erörterte die Frage mit Lewes', welche dem Konzert ebenfalls beigewohnt hatten; und obwohl George Eliot, die doch selber eine gute Musikerin und eine berufene Richterin war, behauptete, die Musik gefalle ihr, so mußte sie doch zugeben, daß sie des dramatischen Charakters entbehre, den Wagner ja vornehmlich anstrebt; die Gefühle, die der Text zum Ausdruck bringt, ermangeln der entsprechenden musikalischen Form. Ich erinnere mich zweier Lieder, deren Melodie ganz verschiedene Gefühle wiedergeben sollen, die jedoch ebensogut vertauscht werden können. Ich machte ferner die Beobachtung, daß die musikalischen Sätze gewöhnlich so gefügt waren, wie selbst der Laie es erwarten konnte. Man vermochte keine wahre musikalische Eingebung herauszufühlen, wie dies bei gewissen sich unverhofft offenbarenden musikalischen Verbindungen der Fall ist; diese schienen mir vielmehr von der herkömmlichen Art.

Auch diesmal, wie schon früher gelegentlich Wagnerscher Konzerte, mußte ich mir sagen, daß Wagner wohl ein großer Künstler, nicht aber ein entsprechend großer Musiker war: Künstler war er in jener Beziehung, daß er es besser als andere Komponisten verstand, die Effekte zu meistern. Um ein schönes Kunstwerk herzustellen, müssen die verschiedenen musikalischen Figuren und Sätze derart angeordnet sein, daß sie Mannigfaltigkeit der Kontraste bieten: und zwar große Kontraste in der Gegenüberstellung der Sätze und kleinere zur Kontrastierung zwischen den kleineren und kleinsten musi-

kalischen Figuren. Wagner hat für dies Moment größeres Einsehen bewiesen als seine Vorgänger. Schwere Musik wird zumeist nicht genügend differenziert. Orchesterkomponisten bringen gewöhnlich alle möglichen Instrumente zusammen, deren Timbre oft sehr ungleich ist und deren Tonfarbe meistens zu wenig übereinstimmt, als daß sich völlige Harmonie ergeben könnte. Durch den Umstand, daß die Zusammenstellung der Instrumente immer dieselbe ist, wird eine Gleichförmigkeit des Eindrucks hervorgebracht, welche vermieden werden könnte, wenn man bald diese, bald eine andere Tonfarbe vorherrschen ließe. Wagner ist es an vielen Stellen — (worin dies der Fall ist, entzieht sich meiner Beurteilung) — gelungen, die Instrumente besser zu differenzieren, als es die meisten Tonkünstler verstanden. Er hat dadurch markantere Wirkungen von ganz besonderem Charakter erzielt, die in ihrer Zusammensetzung ein heterogenes Ganzes bilden. Hoffentlich wird man seinem Beispiel folgen und diese Methode weiter einschlagen.

Zu meiner großen Befriedigung erfolgte Ende Mai die Vollendung und Herausgabe des I. Bandes der „Prinzipien der Soziologie". Dieser Band war der Ertrag dreier Arbeitsjahre. Meine Gesundheit hatte mir nicht gestattet, schneller vorzugehen, und durch wiederholte Unterbrechungen war eine wesentliche Verzögerung eingetreten. Der Publikationstermin fiel eigentlich schon in den Dezember 1873; bei dieser ursprünglichen Veröffentlichung jedoch waren die Schlußkapitel, welche an und für sich einen selbständigen Teil ausmachen, noch nicht enthalten. Ich kann mich nicht entsinnen, was den Anlaß zu diesem verfrühten Erscheinen meiner „Prinzipien" bildete.

Längere Vorbereitung erforderte der Band schon deshalb, weil er viel umfangreicher war als die vorangegangenen. Er umfaßte nahezu achthundert Seiten und enthielt ein ungeheures Tatsachenmaterial, welches zusammenzustellen keine geringe Arbeit war. Tedder, der Bibliothekar des Athenaeumklubs, stellte, als sich die dritte Auflage in Vorbereitung befand und er sämtliche Zitate zu prüfen hatte,

fest, daß in jener ersten Auflage „2192 Stellen aus 379 Werken" zitiert waren, und die neue Ausgabe enthielt sogar „2500 Zitate aus 455 Werken". Ich möchte hier nicht unerwähnt lassen, wie groß die Hilfe war, die mir die „Deskriptive Soziologie" bot. Hätte ich nicht schon diese Vorarbeit zuhanden gehabt, so wäre sicherlich die Zusammenstellung eines so großen Beweismaterials ein Ding der Unmöglichkeit gewesen.

Mit diesem Bande änderte sich mein bisheriges Publikationsverfahren. Es waren bereits vierundvierzig Lieferungen erschienen, sodaß ich auf diese Weise (inklusive der eingeschobenen Nummern) dreitausendsechshundert Seiten publiziert hatte. Es lag nun nicht mehr dieselbe Veranlassung zu einer solchen Art des Publizierens wie zu Anfang vor. Allerdings bedeutete das Aufgeben meiner Lieferungen an Subskribenten einen Verlust von etwa fünfzig Pfund jährlich. Dem Zeitverlust und der Anstrengung gegenüber, die diese Lieferungen erforderten, konnte dieses pekuniäre Opfer indes nur wenig bedeuten. Jede neue Lieferung hatte naturgemäß mannigfache Unterhandlungen mit dem Drucker, dem Buchbinder und dem Verleger mit sich gebracht, und zur Zeit des Erscheinens stellten sich jeweilen nochmals langwierige Verhandlungen ein.

Wie ich schon in einem vorangegangenen Kapitel andeutete, gab ich mein Vorhaben auf, der Presse nie wieder Exemplare zugehen zu lassen. Ich konnte indes die Gründe hierfür nicht früher angeben, ohne den Tatsachen vorzugreifen. Es geschah nämlich erstens deshalb, weil der Verleger, der sich alle Rechte vorbehalten hatte, seiner Gewohnheit gemäß schon die „Einleitung in das Studium der Soziologie" der Presse hatte zugehen lassen. Daß mit der „Deskriptiven Soziologie" gleicherweise verfahren wurde, lag im Interesse derjenigen, welche mir bei der Zusammenstellung des Materials behilflich waren. Hätte ich nun einen Teil meiner Werke der Besprechung entzogen, während andere zur Rezension versandt worden waren, so hätte dies sicherlich Anlaß zu Mißdeutungen gegeben. Infolgedessen sah ich mich genötigt, das übliche Verfahren wieder einzuschlagen.

Vierundfünfzigſtes Kapitel.

Eine Reihe von Abhandlungen.

1877—1878.

Mögen Worte auch ein notwendiger Denkbehelf ſein, ſoweit die Gedanken ſich über das Alltägliche erheben, ſo ſtehen ſie doch ſicherlich dem korrekten Denken hindernd im Wege. Jedes Wort führt ein Bündel von Aſſoziationen mit ſich, das durch die gebräuchlichſte Art ſeiner Anwendung beſtimmt worden iſt. Da dieſe Aſſoziationen häufig dem Spezialfall, für welchen das Wort angewandt wird, nur ungenau entſprechen, ſo wird das Bild, das es hervorrufen ſoll, mehr oder weniger entſtellt. Ein Zwiſchenfall gelegentlich der Inangriffnahme meines nächſten Bandes brachte mir dieſen Umſtand beſonders ſcharf zum Bewußtſein.

Der Staat, unabhängig von einer beſonderen Regierungsform betrachtet, ſtellt eine Art öffentlicher Kontrolle dar. Wenn wir uns jedoch einen Staat vorſtellen, ſo denken wir unwillkürlich ſofort an ein Miniſterium, an eine Geſetzgebung, an Geſetze und Polizei; wir denken an jene beſondere Regierungsform, welche in unſerem Bewußtſein — durch Zeitung und Unterhaltung bei Tiſch — vorwiegt. Wenn wir jedoch gelegentlich den Staatsbegriff auf die von der Geiſtlichkeit ausgeübte Kontrolle, auf Kredo und religiöſe Gebräuche ausdehnen, ſo geſchieht dies weit eher aus dem Bedürfnis nach Analyſe heraus, denn aus ſpontaner Aſſoziation. Was nun vollends den regulativen Einfluß von Sitten, Gebräuchen und Zeremoniell anbetrifft, ſo ſchließen wir dieſe Momente nicht einmal nach längerer Ueberlegung in unſeren Staatsbegriff ein, geſchweige denn unwillkürlich. Und doch ſind gerade dieſe Momente von größter Wirkſamkeit in einem Staat, und zwar von weit größerer Bedeutung für menſchliches Handeln als die früher aufgezählten Faktoren. War ich auch nicht ſo ſehr in den geläufigen Ideen befangen, als daß ich das Weſen des Zeremoniells in einem

Staat völlig verkannt hätte, so war ich doch insoweit verblendet, daß ich dessen vergleichsweise Bedeutung unterschätzt hatte. Im Plan für die „Synthetische Philosophie" lautete die Reihenfolge für die Anordnung der „Prinzipien der Soziologie" (also Tl. III, IV und V): 1. Politische, 2. Kirchliche und 3. Zeremonielle Einrichtungen und in dieser Aufeinanderfolge gedachte ich die einzelnen Teile auszuarbeiten.

Als ich die Durchsicht und Einteilung meiner Aufzeichnungen vornahm, wurde mir vieles klar; die Erkenntnis dämmerte mir auf, daß die politische Seite des Staates weder die primäre noch die allgemeinste sei, daß vielmehr in der staatlichen Entwickelung im Durchschnitt die Herrschaft des Zeremoniells der politischen vorangehe. Es gibt kleine soziale Gruppen ohne irgendwelche politische Kontrolle; soziale Gebilde jedoch ohne festgelegte Verhaltungsmaßregeln dem Nebenmenschen gegenüber gibt es nicht. Selbst die primitivsten Wilden haben feste Regeln der Lebensführung, die ihnen sogar noch unumstößlicher gelten als dies bei zivilisierten Völkern der Fall ist. Somit gelangte ich zur Erkenntnis, daß der Herrschaft des Zeremoniells der Vortritt gebühre; diese Einsicht aber führte eine Aenderung in der Einteilung meines Werkes herbei.

Wie sollte ich nun diesen Band herausgeben? Da ich die Herausgabe in Lieferungen verworfen hatte, blieb mir nur noch die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: Ich konnte entweder auf die Vollendung des zweiten Bandes warten und dann das Werk vollständig publizieren oder den fertigen Band in der Form von Zeitschriftenaufsätzen vorausschicken.

An diese zweite Möglichkeit würde ich wohl kaum gedacht haben, hätte eine frühere Erfahrung sie mir nicht nahegelegt. War doch die „Einführung in das Studium der Soziologie" auf diese Weise in der Contemporary Review erschienen; weshalb sollte nicht auch die „Herrschaft des Zeremoniells" kapitelweise veröffentlicht werden?

Bevor ich noch feste Bestimmungen getroffen hatte, legte ich mir eine weitere Frage vor: Weshalb sollte ich diese Publikation auf England und Amerika beschränken? Warum konnten dieselben Kapitel nicht gleichzeitig in Zeit-

ſchriften auf dem Kontinent erſcheinen? Durch die Ueberſetzungen meiner Werke war mein Name im Ausland bekannt, und es war daher anzunehmen, es möchten ſich wohl Herausgeber finden, welche in ihren Zeitſchriften eine Ueberſetzung der jeweilen erſcheinenden Abhandlungen bringen würden. Meine Erwartungen waren nicht unbegründet. Ich ſchloß alsbald Verträge ab, nach welchen gleichzeitig mit dem Erſcheinen der einzelnen Kapitel in England und Amerika auch in Frankreich, Deutſchland, Italien, Ungarn und Rußland die betreffenden Kapitel in der Ueberſetzung veröffentlicht werden ſollten.

Nach Verlauf von etwa ſechs Monaten erſt konnte die Publikation in der angedeuteten Weiſe beginnen.

Im Sommer jenes Jahres beſchloß ich, eine Vergnügungspartie mit Freunden und deren Damen zu veranſtalten. Als Ziel hatte ich St. Georges Hill — Weybridge — im Auge. Nachdem ich mir bei dem zuſtändigen Admiral Egerton die Erlaubnis hierzu erwirkt hatte, lud ich meine Freunde — es mochten gegen zwanzig ſein — dazu ein. Der Ausflug nahm einen ſehr befriedigenden Verlauf. Eine der Damen gab, wie ich mich erinnere, ihrem Erſtaunen über ein ſolches Unternehmen meinerſeits mit folgenden Worten Ausdruck: „Ein Philoſoph — und ein Picknick veranſtalten!“ Es war dies ein weiterer Beweis für die Richtigkeit der Beobachtung, die ich ſo oft ſchon gemacht habe: man identifiziert Philoſophie mit der Nichtachtung aller Mühſale und der Geringſchätzung jeglichen Vergnügens. — Die Stimmung blieb übrigens bis zuletzt ſehr angeregt. Die darauffolgenden Jahre — bis mein körperliches Befinden es mir unterſagte — veranſtaltete ich ähnliche Landpartien.

Einige Wochen vor jenem Picknick hatte ich die Familie Lewes in Witley beſucht, wo ſie eben ein Landhaus angekauft hatten. Durch die erfriſchende Luft, nicht zum mindeſten aber durch den Sport, den ſie auf meinen Rat hin pflegten, fühlten ſie ſich durchweg viel wohler. Es iſt ein großer Irrtum, wenn Erwachſene, beſonders wenn ſie ſich geiſtig betätigen, glauben, ſie müſſen Spiel und Sport auf-

geben. Meine Maxime war stets (und wie oft habe ich sie meinen Freunden wiederholt): Jung bleiben, so lange es irgend angeht!

Als ich mich damals im Jahre 1861 genötigt sah, aus Gesundheitsrücksichten die Veröffentlichung meiner nächsten Lieferung hinauszuschieben, und zugleich ankündigte, daß künftig meine Serien nicht mehr regelmäßig erscheinen werden, erhielt ich einen Brief von Professor Goldwin, in welchem er mir sein Bedauern hierüber ausdrückte. Er war von den 450 Subskribenten der einzige, der mir auf diese Weise seine Sympathie bezeugte, was mich umso freudiger überraschte, als er theologisch zu meinen Gegnern gehörte. Als Goldwin jedoch beim Erscheinen der „Tatsachen der Ethik" eine Rezension in der Contemporary Review publizierte, machte er sich so grober Mißdeutungen schuldig, daß ich mich genötigt sah, in der nächstfolgenden Nummer eine Abwehr zu veröffentlichen. Es ist mir stets ein Rätsel geblieben, wie ein Mensch zwei so grundverschiedene Züge dokumentieren konnte. Die einzige Erklärung, die ich dafür zu geben vermag, ist die, daß er sich der ganzen Tragweite seiner Behauptungen nicht bewußt war.

Nach einem Aufenthalt in Buxton begab ich mich nach Whitby, wo ich den Herbst in Gesellschaft von Huxleys zuzubringen gedachte. Der größte Teil meines Aufenthalts floß leider dahin, ehe sie sich einstellten, und das eifrige Sammeln von Ammoniten, deren es dort viele gab, konnte mich nicht über ihr Fortbleiben trösten. Eine einzige Begebenheit aus der Zeit, die ich dort verlebte, ist mir erinnerlich und verdient Erwähnung. Ich saß einst bei Tisch mit einem Geistlichen in hohen Jahren beisammen, und während der Unterhaltung stellte sich heraus, daß er meinen Vater gekannt hatte. Daraufhin unterhielten wir uns öfters freundschaftlich, und einmal brachte der Geistliche das Gespräch auf die Veränderung des Geisteszustandes seiner Zeitgenossen, die er während seines Lebens beobachtet habe. Während in seiner Jugend der Durchschnittsmensch den allgemeinen Fragen gleichgültig gegenüberstand, so bezeugt doch heutzu-

tage jedermann irgend ein ernſtliches Intereſſe. Dieſe Beobachtung erſchien mir ſehr bemerkenswert.

Ich habe noch nicht über einen neuen Sport berichtet, der mir zum Lieblingsvergnügen wurde. Mein Freund Valentin Smith hatte nach dem Tode ſeines Vaters deſſen Güter geerbt. Im Sommer 1877 ließ er ſich eine glänzend ausgeſtattete Jacht bauen, und anläßlich meines Aufenthalts in Ardtorniſh begleitete ich ihn häufig auf ſeinen Fahrten. In einem Briefe an Lott vom 9. September finde ich die Beſchreibung einer Waſſerfahrt, wobei die Jacht auf einer Klippe aufſtieß und das Schiff Schaden nahm, ſodaß wir froh ſein mußten, mit heiler Haut davonzukommen.

Ein Brief vom 17. Dezember des Jahres, welcher auf die ruſſiſche Ueberſetzung meiner „Deſkriptiven Soziologie" Bezug hat, erinnert mich an die Aeußerung eines Ruſſen, daß nämlich in Rußland die jungen Leute ſich das Geld für Bücher am Munde abſparen: dieſer Umſtand erklärte mir auch den Eifer, den die Profeſſoren für die Ueberſetzung meiner Werke an den Tag legten. Die dortige Wertſchätzung der „Deſkriptiven Soziologie" ſteht in merkwürdigem Gegenſatz zu ihrer Aufnahme in der Heimat.

Das Jahr 1878 fing mit einer ernſtlichen Krankheit für mich an. Zur Erholung begab ich mich für einige Tage nach Brighton, fand jedoch auch hier nicht die erhoffte Beſſerung.

Einige Auszüge aus Briefen vom 10. und 15. Mai dürften von Intereſſe ſein. In dem erſten dieſer Auszüge erwähne ich einer Aufgabe, die mich während einiger Jahre beſchäftigt hat: —

Ich habe neuerdings den I. Band meiner Soziologie durchgenommen, und beim Durchleſen des erſten Teils ſah ich, daß hier manches kürzer gefaßt werden könnte. Nicht, daß ich irgendetwas fortfallen laſſen möchte, ſondern nur, indem ich überflüſſige Umſchreibungen und Satzteile, die mir ganz wertlos ſcheinen, wegfallen laſſe. Ich habe bereits einige Kapitel daraufhin durchgeſehen und werde wohl durchſchnittlich pro Seite drei Zeilen ſparen können, was

auf den ganzen Band eine Kürzung von sechzig bis siebzig Seiten ausmachen wird. Ich bin zufrieden und zugleich ärgerlich über diese Arbeit. Es befriedigt mich, daß ich noch daran verbessern kann, andererseits aber ärgert es mich, daß es der Verbesserung bedarf.

Der zweite Briefauszug betrifft eine Angelegenheit von weit größerer Bedeutung — wenn auch vielleicht nicht für den Leser, so doch sicherlich für mich selbst: —

Ich nehme an, Sie kennen die Revue Scientifique. Werfen Sie einen Blick in Nr. 45 vom 11. Mai 1878, die mir eben zuging. Sie werden einen Artikel von Mr. Paulhan darin finden, betitelt „Le Progrès d'après Mr. Herbert Spencer". Es ist dies eine Kritik, welche sich auf die Burdeausche Uebersetzung der Abhandlung stützt. Sie hat für mich ein gewisses Interesse (und wird es vielleicht auch für Sie haben), indem nämlich darauf hingewiesen wird (was mir nicht mehr so gegenwärtig war), in welchem Maße die allgemeine Theorie der Evolution, wie sie in den „Grundlagen" niedergelegt ist, in meiner Abhandlung über „Gesetz und Ursache des Fortschritts", wenn auch nach anderer Richtung hin, doch in großen Zügen schon enthalten war — außer dem Hinweis auf die Umwandlung vom Homogenen zum Heterogenen; wie auch dort schon Integration, Differenzierung und Zusammenhang leise angedeutet waren, ebenso dasjenige, was er als metaphysisches Manko bezeichnet.

Ich hatte mir bis dahin keine Rechenschaft darüber gegeben, daß die Rudimente der Evolutionstheorie schon dort im Keime vorlagen, und es war mir interessant, dies festgestellt zu sehen.

Sicherlich wird es sonderbar erscheinen, daß es eines Kritikers bedurfte, um mich auf diese Tatsache aufmerksam zu machen. Aber ich glaubte wirklich, jene Gedanken, welche ich schon im Jahre 1857 angedeutet hatte, wären das Produkt späterer Jahre.

Das Hauptereignis des Sommers bestand in einem

zehntägigen Aufenthalt in Paris. Ein Brief vom 30. Mai wird am beſten über die Folgen dieſer Reiſe orientieren: —

Ich bin eben aus Paris zurückgekehrt und fühlte mich zuerſt noch weniger wohl als vor der Reiſe. Das Allzuviel von Sehenswürdigkeiten und Anregung hat mich dermaßen heruntergebracht, daß ich nichts weniger als in Arbeitsſtimmung bin. Heute früh jedoch fühle ich mich beſſer, und ich hoffe, morgen etwas arbeiten zu können. Mit gleicher Poſt ſchicke ich Ihnen ein franzöſiſches Blatt, Le Temps, aus welchem Sie erſehen werden, daß ich mich meinen Pariſer Freunden, wie ich es beabſichtigt hatte, nicht ganz entziehen konnte. Um Geſellſchaft jeglicher Art zu vermeiden, gedachte ich Bailliére erſt acht Tage nach meiner Ankunft zu beſuchen. Er kam mir jedoch zuvor, und innerhalb vierundzwanzig Stunden hatte er, wie Sie hieraus erſehen werden, ein Diner veranſtaltet. Da war kein Entrinnen mehr für mich möglich.

Es tat mir leid, durch mein Inkognito in Paris verſäumt zu haben, Dr. Cazelles beizeiten aufzuſuchen, meinen erſten und Hauptüberſetzer, welcher damals gerade zur Weltausſtellung gefahren war; ich hätte ihm gerne mündlich meinen Dank für ſeine gewiſſenhafte Arbeit abgeſtattet.

Während des letzten halben Jahres war meine Arbeit kapitelweiſe in Zeitſchriften, darunter der Fortnightly Review, von Januar bis Juli erſchienen. Damit war die Kapitelſerie nicht etwa erſchöpft; es erſchienen nur keine weiteren Teile der Arbeit mehr in Zeitſchriften.

Der Grund der Unterbrechung war der, daß die Abhandlungen nicht, wie ich gehofft hatte, allgemeines Intereſſe weckten. Ich hatte erwartet, der Urſprung des Zeremoniells würde mehr oder weniger intereſſieren, zumal ſchon das Beweismaterial an ſich merkwürdig und anziehend genug war. Nach der Preſſe zu urteilen war dies indes keineswegs der Fall. Allerdings beſaß das Tatſachenmaterial, mochte es auch ſonderbar und amüſant ſcheinen, inneren Zuſammenhang: die verbindende Theorie. Gerade dieſem Umſtande

hatten die Abhandlungen wohl ihre abstoßende Wirkung zu verdanken. Die große Mehrheit des Lesepublikums zieht es allem Anschein nach vor, Erheiterung ohne die Zutat von Gedanken zu genießen. Die Folge dieser Beobachtung erhellt aus einem Briefe vom 15. Mai 1878, in welchem ich mitteilte, ich habe dem Verleger gegenüber geäußert, daß eine weitere Publikation in Zeitschriften nicht zur Erhöhung meiner Popularität beitrage: —

> Morley hat mir für meinen Vorschlag gedankt, und obwohl er ihm nicht ganz zusagt, geht er darauf ein. Er bittet mich jedoch, noch das nächste Kapitel über „Anredeformen" in der Juninummer veröffentlichen zu dürfen.

So kam es, daß weitere fünf Kapitel ausblieben, die teilweise schon bearbeitet waren, zum Teil aber noch im Rohentwurf dalagen. Nach Aufzeichnungen meines Tagebuchs beschäftigte mich die Fertigstellung derselben, bevor ich mich einer anderen zuwandte.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

„Die Tatsachen der Ethik".

1878—1879.

Durch die Verschlimmerung meines Zustands während des letzten Winters sah ich mich veranlaßt, ernstlich an meine Zukunft zu denken; ich entschloß mich demzufolge zu einem vorbeugenden Schritt. Als ich am 9. Januar an einer bösen Erkältung darniederlag, schickte ich nach meinem Sekretär, und nachdem ich ihm verschiedene Weisungen erteilt hatte, begann ich ihm Aufzeichnungen zu den „Tatsachen der Ethik" zu diktieren. Die Gründe hierfür sind aus einem Brief vom 16. Februar 1878 ersichtlich: —

Als ich kürzlich eine Durchsicht der Kapitel über „Herrschaft des Zeremoniells" und „Herrschaft der Kirche" vornahm, womit ich mich nächstens noch (wenn auch in anderer Weise) zu befassen haben werde, kam mir der Gedanke, den ersten Teil der „Prinzipien der Moral" so zu verarbeiten, wie ich ihn nunmehr in der Fortnightly Review herausgeben werde: ich zeigte darin, wie die Moral vom Standpunkt der Evolution als das Ergebnis aller vorangegangenen Untersuchungen angesehen werden muß. Ich fange nun an zu zweifeln, ob ich mich jemals werde durch die zwei anderen Bände Soziologie hindurcharbeiten können, und glaube fast, daß, falls ich erst nach deren Vollendung mit den „Prinzipien der Moral" beginne, die letzteren überhaupt ungeschrieben bleiben sollten. Da nun mein ganzes System nichts anderes sein soll und von Anbeginn war als eine Einleitung zur richtigen Lebensführung — sowohl in individueller als auch in sozialer Beziehung — so würde es eine große Lücke bedeuten, wenn das Endergebnis meiner Untersuchungen ungeschrieben bliebe. Ich gedenke daher ungefähr zehn Kapitel hierüber unter dem Titel „Tatsachen der Moral" zu schreiben. Ich hoffe darin die evolutionistische Konzeption soweit darzustellen, daß ich die Ausarbeitung ruhig Anderen überlassen kann, falls ich selbst nicht mehr dazu imstande sein sollte.

Selbstverständlich konnte ich mit dem Diktieren dieser „Tatsachen der Ethik" nur schrittweise vorgehen. Da ich gleichzeitig an der im vorigen Kapitel beschriebenen Serie arbeitete, war meine Zeit schon ohnehin sehr in Anspruch genommen.

Meine Arbeit war während des Frühjahrs so weit vorgeschritten, daß ich im Juni nach Vollendung des Teiles über „Zeremonielle Einrichtungen" sogleich mit dem ethischen Teil beginnen konnte. Den Teil über „Kirchliche Einrichtungen" schob ich vorderhand noch hinaus.

Einmal geschah es, daß ich eines der Hefte, in welchem die Aufzeichnungen zu je einem Kapitel niedergelegt waren,

verlegte, und so sah ich mich genötigt, den Inhalt aus dem Gedächtnis ohne Anhaltspunkt von neuem zu diktieren. Einige Zeit nach der Veröffentlichung des Werkes fand ich den vermißten Entwurf wieder. Ein Vergleich ergab, daß, abgesehen von der anders ausgefallenen Argumentation, in der endgültigen Fassung des Kapitels ein Teil des Beweismaterials, das ich in jenem Heft aufgezeichnet hatte, fehlte. Ich hatte hieran Gelegenheit zu beobachten, daß, obwohl dieser Rohentwurf aus dem Stegreif diktiert war, die Ideen doch in eine ganz annehmbare Form gekleidet waren. Als sich die zweite Auflage in Vorbereitung befand, beschloß ich daher, diesen ersten Entwurf in seiner ursprünglichen Fassung anzufügen, natürlich mit der richtigen Interpunktion und der Verbesserung der Unachtsamkeitsfehler des Sekretärs. Es dient dieses Kapitel als Dokument meiner Ausdrucksweise, wie sie sich ohne Durchsicht und Feile darbietet.

Ich habe zu wiederholten Malen versucht, es beim ersten Diktat bewenden zu lassen — vergebens. Der Rohentwurf wurde stets in der Absicht diktiert, vorläufig einen bloßen Entwurf zu schaffen, der nicht für den Druck bestimmt war; und diesem Gedanken entsprang die Leichtigkeit der Fassung. Sobald ich jedoch im Hinblick auf den Druck diktiere, wird der Gedankenfluß durch Selbstkritik gehemmt. Geht das Diktieren zu Anfang auch fließend von statten, so unterbreche ich mich doch bald, um diesen Satz oder jenen Ausdruck zu prüfen, ehe ich fortfahre. Es ist dies eine Schwierigkeit, deren Ueberwindung mir nicht gelingen will.

Mein Sommeraufenthalt dieses Jahres im Norden Englands bietet nicht viel Erzählenswertes.

Ich verließ London am 25. Juli, um zunächst einige Tage in Liverpool bei Holts zuzubringen. Meine Haupterinnerung an jenen Aufenthalt besteht in Wanderungen im Sefton-Park, an welchem Holts Wohnung liegt. Ich trug stets Bains Mental and Moral Science bei mir und setzte mich ab und zu auf eine Bank, um darin zu blättern. Aus einem Brief vom 5. Juli geht hervor, zu welchem Behufe ich dieses Buch brauchte: —

Ich habe während des Frühjahrs und besonders neuerdings an einem neuen Werk, das ich wahrscheinlich schon nannte, gearbeitet — den „Tatsachen der Ethik", welches ich vor der Vollendung der „Soziologie" zu publizieren gedenke. Der Rohentwurf hierzu ist nunmehr so weit gediehen, daß die Kapitel und deren Unterabteilungen kurz skizziert sind. Vor meiner Abreise werde ich damit zu Ende kommen, und unterwegs gedenke ich an der Hand einiger einschlägiger Werke die Durchsicht und Ausarbeitung vorzunehmen.

Im August schon befand ich mich wieder in London — aber offenbar hatte mich der kurze Sommeraufenthalt nicht befriedigt. Aus einem Brief vom 27. September ersehe ich, daß ich im Herbst in Lyme Regis Erholung suchte, nachdem ich mich für die Dauer meiner Abwesenheit mit Manuskript zur Durchsicht versorgt hatte.

Ich wohnte von jeher nur sehr ungern Beerdigungen bei, zumal meine Anschauungen ganz im Widerspruch zu jenen stehen, die in Grabreden zum Ausdruck gelangen, und man mit seiner bloßen Anwesenheit immerhin eine stillschweigende Zustimmung bekundet. Es können jedoch Ausnahmefälle vorkommen. Eine solche Ausnahme machte ich zu Ende des Jahres. Es geschah dies zum Teil deshalb, weil mein Ausbleiben mißdeutet werden konnte, andererseits aus dem Grunde, weil ich möglicherweise damit jemanden verletzt hätte, den ich zuallerletzt hätte kränken mögen, obwohl ich glaube, die Betreffende hätte die Gründe meines Fernbleibens verstanden. Mein Freund Lewes wurde zu Grabe getragen; sein Tod war am 4. Dezember erfolgt.

Ein Ehebund von nahezu fünfundzwanzigjähriger Dauer hatte damit sein Ende gefunden. Man hätte erwarten dürfen, daß die in George Eliots Schriften ihm gewidmeten Worte genügende Beweise seiner Hingebung darbieten. Es gibt jedoch viele, welche trotz alledem Gelegenheit suchen, jedem etwas nachzusagen, oder, wenn die Anhaltspunkte mangeln, wenigstens Vermutungen aufstellen. Die

große Mehrheit aber macht sich keine Skrupel daraus, ungünstige Urteile ohne irgendwelche Beweise für deren Richtigkeit herumzubieten. Soweit ich die beiden beurteilen kann (und ich hatte ausgiebige Gelegenheit, sie zu beobachten), übertrafen sie alle Ehen, die ich je kannte, an Beständigkeit der gegenseitigen Zuneigung; daß er stets eifrig um sie bemüht war, konnte man auf den ersten Blick erkennen. Ich erinnere mich ihnen gegenüber einmal geäußert zu haben, daß ich das Leben trotz der vielen schönen Seiten, die ich ihm abgewinne, nur wenig schätze, worauf sie einstimmig erklärten, dieser Gemütszustand sei dem mangelnden Sinn für eine Häuslichkeit zuzuschreiben. Als ich entgegnete, mein einziger Lebenszweck gehe dahin, meine Werke zu vollführen, klagten sie beide, es sei ihre größte Sorge, daß der Tod sie bald von einander trennen könnte.

In der kurzen Charakteristik Lewes', welche ich in einem früheren Kapitel gegeben habe, vergaß ich zwei verwandte Charakterzüge hervorzuheben, die nicht ohne Belang für die Beurteilung seiner Persönlichkeit sind: Lewes bekundete stets noble Gesinnung, galt seine Kritik nun Freunden oder Gegnern. Wollte er ein günstiges Urteil über jemand abgeben, so hinderte ihn dies noch nicht, auch auf die Fehler hinzuweisen; ebenso war seine Gegnerschaft kein Hindernis für die Wertschätzung von Verdiensten, wofern solche existierten. Ein anderer bemerkenswerter Zug von Lewes war, daß er sich in der Diskussion äußerst aufrichtig zeigte. Es ist mir bei ihm mehr als bei irgend jemand sonst aufgefallen, daß er, wenn sich in der Erörterung eines Themas sein Standpunkt als unhaltbar erwies, ihn rückhaltlos aufgab und seinen Irrtum offen eingestand. Obwohl es ihm nicht an „amour propre" fehlte, so hinderte ihn dies doch nicht, vor der einleuchtenden Beweisführung eines Anderen zu kapitulieren. Er stritt niemals weiter, wie so viele andere tun, wenn er einmal zur Erkenntnis der Unhaltbarkeit seines Standpunktes gelangt war.

Ein Briefauszug vom 27. September gibt über meine Reisepläne Aufschluß: —

Ich bin glücklich, daß mein Plan, einen Teil des

Winters im Süden von Europa zuzubringen, Sie dazu angeregt hat, ein Gleiches zu tun; und ich möchte Sie nur bestärken, den Gedanken auch auszuführen.

Auf Verabredung traf mein Freund Youmans am 17. Dezember in London ein, um am 20. mit mir nach Paris zu reisen. Hier brachten wir zwei Tage zu, um ein Uebereinkommen bezüglich der französischen Uebersetzung meiner „Tatsachen der Ethik" zu treffen. Nach eintägigem Aufenthalt in Lyon langten wir am Heiligen Abend in Hyères an.

Es war ein köstliches Gefühl für uns, die wir eben aus dem düsteren unfreundlichen London kamen, nun am Weihnachtsmorgen im Hotelgarten der Iles d'Or beim Summen der Bienen im Sonnenschein auf und ab zu wandeln, bei einem Gesumme, das für uns nur mit der Sonnenglut eines Sommertags verbunden ist. Herzerfreuend war es, nach den düsteren kahlen Bäumen Englands hier die Vegetation in dichtem Blätterschmuck zu sehen — den Eukalyptus, die Palmen, die Aloe endlich, welche an der Riviera so üppig gedeiht, daß die Stellen dürftiger Vegetation davon verdeckt werden.

Ich will auf Einzelbegebenheiten unseres Aufenthalts nicht eingehen. Während der sieben Wochen, die wir an der Riviera zubrachten, unterwarf ich einen großen Teil meines Manuskripts einer nochmaligen Durchsicht; der erste Teil befand sich bereits im Druck. Bei günstiger Witterung benutzten wir die Nachmittage zu Fußwanderungen in der Umgebung.

Am Neujahrstage verließen wir Hyères und begaben uns nach Cannes; nach weiteren acht Tagen reisten wir weiter nach Nizza oder vielmehr dem benachbarten Cimiez, das etwa drei Meilen weiter im Innern liegt. Eine Postkarte vom 15. Januar an Lott berichtet über die wechselnden Witterungsverhältnisse, denen wir dort ausgesetzt waren.

Am besten gefiel es uns in Mentone, vornehmlich der mannigfaltigen Spaziergänge wegen. Von hier aus machten wir einen Abstecher nach Monako und Monte Carlo, wo wir uns die Spielhölle ansahen. Die Physiognomien der Spieler

schienen mir nicht ganz so abschreckend, wie ich es erwartet hatte. Nach einem eintägigen Aufenthalt in Ventimiglia besuchten wir noch Bordighera und San Remo. Ueber eine Klettertour nach Eza, die ich ohne Youmans unternahm (denn er mußte sich vor Ueberanstrengung hüten), möchte ich kurz berichten. Der Ort ist auf der Spitze einer felsigen Höhe gelegen, wohl eine Stunde zu Fuß. Doch der Aufstieg lohnte wohl der Mühe. Zu oberst erhebt sich zwischen verstreut liegenden Wohnhäusern die Ruine einer ehemaligen Festung. Hier setzte ich mich nieder, und nachdem ich das herrliche Panorama bewundert hatte, zog ich einige Bogen meiner Arbeit hervor und revidierte ein halbes Stündchen. Da kam mir der Gedanke, daß der Ort gewiß vor Zeiten als Zufluchtsstätte der Bewohner jener Gegend gedient haben mochte, daß später die Sarazenen hier gehaust hatten, und ich malte mir den sonderbaren Kontrast aus zwischen den Zwecken, denen der Ort damals diente und demjenigen, für welchen ich ihn mir auserkor.

Mitte Februar entschlossen wir uns zur Heimreise: ich hatte die Durchsicht des mitgebrachten Manuskripts beendet, und Youmans sehnte sich nach Hause. Am 17. Februar langten wir in London an; mein Freund blieb noch etwa vierzehn Tage bei mir und trat alsdann die Reise nach Amerika an. Am 19. Februar schrieb ich an Lott: —

> Die Reise war eine Wohltat, indem man hier dem abscheulichen Winter entrann, aber an und für sich hatte sie nicht den erhofften Erfolg. Trotz der zum Teil sehr ungünstigen Witterung war die Abwechselung entschieden heilsam für mich, und da ich mit den Kürzungen an meiner Arbeit zu stande kam und mich wohler fühle als zuvor, kann ich alles in allem ganz zufrieden sein.

Außer einem achttägigen Osteraufenthalt in Quore verstrich das Frühjahr in gewohnter Gleichförmigkeit.

Am 17. Juni lautet eine Aufzeichnung: „Die ‚Tatsachen der Ethik' — vollendet!" Das ganze Frühjahr hindurch waren mir die Drucker auf den Fersen gewesen; nun blieb

mir nichts weiter übrig, als die letzten Bogen einer Durchsicht zu unterwerfen.

Ich besorgte dies indes nicht in London, sondern in der Nähe von Salisbury. Ich folgte einer Einladung nach dem Wilton House, wo ich mich zu erholen gedachte. Wenn ich daran gedacht hätte, so hätte ich die letzten Bogen der „Tatsachen der Ethik" an gleicher Stelle durchsehen können, wo einst Sir Philip Sidney seine „Arkadia" dichtete. Hat auch die Gegend ihre ganz besonderen Reize, so kam mir doch damals nicht der Gedanke, im Freien zu arbeiten.

Kurz nach meiner Rückkunft nach London erschienen die „Tatsachen der Ethik". Die Aufnahme war eine günstigere als ich es gewohnt war. Die Kritik hatte sich diesmal bemüht, einen Begriff von dem Inhalt des Werkes zu geben, und vornehmlich über einen Teil der Beweisführung war in gedrängtem Auszug klar berichtet worden. Es war ein sonderbarer Kommentar zu meinem Urteil über Kritik, daß nach 30jähriger gegenteiliger Erfahrung ein Kritiker einmal so handelt, wie es sich gehört.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

„Die Herrschaft des Zeremoniells".

1879.

Da die im letzten Kapitel besprochenen Abhandlungen bis auf eine einzige vollendet waren, bevor ich noch ernstlich mit den „Tatsachen der Ethik" begonnen hatte, lag es nahe, sie sogleich gesammelt in einem Bande „Die Herrschaft des Zeremoniells" herauszugeben. Hatte ich es mit der Zusammenstellung der „Tatsachen der Ethik" so eilig, daß ich mir nicht einmal die Zeit nehmen konnte, den fertigen Band in Druck zu geben? Diese Frage beschäftigte mich lange Zeit hindurch, bis ich mir schließlich über die ganze Sachlage Rechenschaft zu geben vermochte.

Zur Zeit, da ich den Entschluß faßte, die Bearbeitung der „Tatsachen der Ethik" zunächst vorzunehmen, weil ich befürchtete, sie möchten sonst ungeschrieben bleiben, beabsichtigte ich, die „Prinzipien der Soziologie", wie im Programm vorgesehen, als Ganzes herauszugeben. Da nun die Kapitel über „Die Herrschaft des Zeremoniells" nur den ersten Teil ausmachten, hatte ich sie vorderhand beiseite gelegt. Erst später, als ich auf den Gegenstand zurückkam, überlegte ich, daß der Band, falls er noch die politischen, beruflichen und industriellen Einrichtungen behandeln sollte, allzu umfangreich werden würde und sicherlich erst in einigen Jahren der Oeffentlichkeit übergeben werden könnte. Es tauchte demzufolge der Gedanke auf: weshalb nicht jeden Band besonders publizieren? Wenn auch die verschiedenen Teile ihrem Ursprung nach in engem Zusammenhang zu einander standen, so bildete doch jeder dieser Teile ein in sich geschlossenes Ganzes, und konnte füglich gesondert figurieren. Auch war jeder Teil an und für sich umfangreich genug, um in einem besonderen Bande zu erscheinen. Ueberdies war anzunehmen, der Einzelband würde größeren Absatz finden als ein großes kostspieliges Werk. Abgesehen davon ist, überlegte ich, wenn die Seitenzahl fortlaufend gegeben wird, immer noch die Möglichkeit vorhanden, die Einzelbände zu einer Gesamtausgabe zu vereinigen.

Bald setzte ich diese Programmänderung in die Tat um. Nachdem ich die „Tatsachen der Ethik" der Presse übergeben hatte, tat ich hierzu die nötigen Schritte.

Ende Juni ging mir folgender Brief von Ribot zu, den ich nicht unerwähnt lassen möchte: —

> Es gereicht mir zur Freude, Ihnen mitteilen zu dürfen, daß Ihre Hauptwerke (die „Grundlagen", die „Prinzipien der Biologie" 2c.) auf offizielle Verfügung des Unterrichtsministers künftig den Schülern der Gymnasien zur Verfügung stehen werden und auch als Prämien dienen sollen. Es ist dies das Ergebnis langer Anstrengungen seitens einiger Freunde (Marion, Maspero 2c., die

zur Ministerialkommission, der die Wahl der Bücher obliegt, gehören). Es fanden bei diesem Anlaß angeregte Erörterungen über jedes Ihrer Werke statt. Schließlich waren wir doch in der Majorität (die Kommission besteht aus etwa vierzig Mitgliedern), außer in der Bestimmung über Ihr Werk „Erziehung", welches als vermeintliches „Abschreckungsmittel gegen klassische Studien" von der Liste gestrichen wurde. Gleichzeitig aber wurde beschlossen, daß dieses Werk an Schüler, die das Lyceum absolviert haben, verabfolgt werden könne. Diese Bestimmungen gelten für ganz Frankreich.

Ich habe die Empfindung, als sei die Erwähnung dieses Passus von etwas fragwürdigem Feingefühl. Andererseits konnte ich die Tatsache nicht übergehen, ohne ein bedeutsames Symptom unerwähnt zu lassen.

Meinem Tagebuch entnehme ich, daß ich während der Ferien an meiner Arbeit erhebliche Fortschritte gemacht hatte. Das Ergebnis erhellt aus folgenden Zeilen, die von Laidlawstiel datiert sind: —

Ich habe die Kapitel „Herrschaft des Zeremoniells" durchgelesen und werde sie, sobald ich zurück bin, dem Druck übergeben. Wahrscheinlich wird der Band schon Ende November erscheinen.

Ein Brief vom 10. Oktober enthält eine Stelle, deren Bedeutung erst aus folgendem ersichtlich sein wird: —

Während meines diesmaligen Aufenthalts auf dem Lande habe ich so viel über die Frage des Militarismus bezw. „Industrialismus" nachgedacht, deren tiefgehender Antagonismus bei jedem Schritt in meinen soziologischen Untersuchungen deutlicher zutage tritt. Durch die Rückkehr zum Militarismus, der einen offenbaren Rückfall in den Zustand der Barbarei bedeutet, bin ich so stark beeindruckt, daß ich den Versuch machen will, eine Gegenagitation zu organisieren.

Wir haben in England verschiedene Elemente und Klassen, die sehr bestimmt gegen den Militarismus auf-

treten würden; doch fehlt das einigende Moment, um sie zu einer tatkräftigen Macht auszugestalten, die als solche sehr viel zur Bekämpfung dieses Rückfalls beitragen könnte. Die Partei der Nonkonformisten hat durch ihre Geistlichkeit bereits starke antimilitaristische Tendenzen bekundet; die Arbeiterführer empfinden, wie sich kürzlich am Sheffielder Kongreß erwiesen hat, den Uebelstand ganz entschieden; ebenso werden sich Sekularisten verhalten, und ebenso werden die Komtisten denken; gewiß wird eine große Anzahl von Rationalisten auf unserer Seite stehen, sicher auch einige wenige Liberale; dann werden sich uns eine beträchtliche Zahl der vorgeschrittenen Geistlichen anschließen, wie beispielsweise Hughes, vielleicht auch einige Anhänger der klerikalen Partei. Ich habe schon mit mehreren Sachkundigen darüber Rücksprache genommen, darunter mit Rathbone, dem Abgeordneten von Liverpool, Harrison, Morley u. a.., und ich bin im Begriff, weitere Schritte zu tun. Die Genannten haben entschiedene Sympathien für den Gedanken; es scheint mir nun wesentlich, einen Anfang zu machen.

Hätte ich mir damals das allgemeine Prinzip von der Spezialisierung der Funktionen gegenwärtig gehalten, so würde ich mir gleich gesagt haben, daß meine Funktion im Denken, nicht aber im tätigen Eingreifen bestehe. Ich hätte alsdann sogleich von dem hier geäußerten Vorhaben Abstand genommen.

Während des kurzen Zeitraums, der in diesem Kapitel wiedergegeben ist, geschah nichts Erwähnenswertes mehr.

Dank der ungewöhnlichen Pünktlichkeit der Drucker konnte die Herausgabe der „Herrschaft des Zeremoniells" schon Ende November erfolgen.

Als ich noch mit der Korrektur der letzten Druckbogen beschäftigt war, ereignete sich ein Vorfall, der den entscheidenden Ausschlag für mein Tun während der nächsten drei Monate gab. Für ein so einschneidendes Ereignis aber sei ein besonderer Abschnitt vorbehalten.

Zwölfter Teil.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Nilreise.

1879—1880.

Eines Morgens gegen Ende Oktober erhielt ich von einer jungen Dame eine Karte des Inhalts:

Wollen Sie sich nicht von mir verabschieden, bevor ich meine Reise nach Aegypten antrete?

Selbstverständlich kam ich der Aufforderung sogleich nach. Ich hatte bereits meinen Freunden gegenüber geäußert, ich hätte große Lust, den Winter wieder im Süden zuzubringen, wenn ich nur geeignete Gesellschaft fände. Der Gedanke an Aegypten schien mir nicht übel, und da ich nunmehr mein neunundfünfzigstes Lebensjahr zurückgelegt hatte, war keine Zeit zu verlieren, wenn ich das Land überhaupt je sehen wollte. Wie wäre es, wenn ich statt Abschied zu nehmen, mich als Reisegefährten anmeldete!

Die Gesellschaft bestand aus einem Pfarrer, dessen Gattin und jener jungen Dame. Man war übereingekommen, daß jede Dame sich einen Herrn wählen sollte, sodaß man sich in die Kosten einer Dahabeyah teilen könne; die Auswahl sollte im Hotel in Kairo getroffen werden. Wie die Sache zustande kam, kann ich mich nicht entsinnen; jedenfalls hatte man gar bald herausgefunden, daß ich mich mit dem Gedanken trug, mitzureisen, und so wurde mir zugeredet. Auf

das Drängen des Vaters jenes jungen Mädchens hin sah ich mich veranlaßt, zuzustimmen. Ich gab indes mein Wort nicht, bevor ich mir reiflich überlegt hatte, ob eine solche Reise ohne allzu große Unterbrechung meiner Arbeit unternommen werden könne. Am nächsten Tag gab ich meine Zustimmung. Da ich jedoch noch die letzten Korrekturen meiner Arbeit durchzusehen hatte, konnte ich nicht sogleich mitreisen. Meine Reisegefährten machten inzwischen die Seereise, während ich vorzog, bis Brindisi die Fahrt zu Lande zu machen; somit konnte ich zur selben Zeit in Kairo anlangen, selbst wenn ich acht Tage später von London abreiste. Mit dieser Vereinbarung nahmen wir Abschied von einander.

Auf meine Anregung hin reiste die Schwester jenes jungen Mädchens mit mir nach. Mir konnte nichts erwünschter sein, als eine solche Reisegefährtin. Der Ankunft meines Schützlings in London folgte eine geschäftige Zeit. Unsere Abreise war auf den 11. November festgesetzt.

Ich gedenke unsere Reise nicht in allen Einzelheiten zu beschreiben.

Während der Ueberfahrt machten wir Bekanntschaft mit einem Ehepaar, das ebenfalls nach Kairo reiste. Zu meiner großen Befriedigung durfte ich meine Gefährtin dem Schutz der Dame anvertrauen und ihr also einen Teil meiner Verantwortung übertragen. Wir hielten uns in Paris, Turin, Bologna (zwei Tage) und schließlich in Brindisi auf. Von hier aus fuhren wir mit dem P. und O. Dampfer ab, langten am 20. November in Alexandrien und noch am selben Abend in Kairo an.

Ein Brief vom 23. November berichtet über unsere Ankunft: —

H. und ich sind nach glücklicher Reise vor drei Tagen hier angelangt. Wir kamen zwei Tage vor ihrer Schwester an, die wir einzuholen gedachten. Sie aber ahnte nicht, daß ihre Schwester mitgereist war. Gestern abend — zum Empfang der anderen — machten wir uns einen gelungenen Scherz. H. hatte sich als Türkin verkleidet — ein schwarzer

Schleier bedeckte das Gesicht bis auf die Augen. Ich führte E. nach ihrem Zimmer; und als wir schon im Vorzimmer standen, erklärte ich ihr, daß sie für diese Nacht das Doppelzimmer mit einer türkischen Dame teilen müsse, die sie sicherlich sehr nett finden würde. Ich stellte sie einander vor. H. stammelte einige französische Brocken, und ich hatte den Hauptspaß, indem ich zuerst den Widerwillen beobachtete, den E. angesichts dieser Perspektive bezeugte — und dann ihre Ueberraschung, als sie den Sachverhalt erkannte.

Das heitere Wetter ist entzückend, aber vorderhand hat sich mein Schlaf eher verschlechtert. Hoffentlich kommt es bald besser.

Ich fühle mich von der hiesigen Bevölkerung ganz abgestoßen. Sehr malerisch, aber arm, zerlumpt, elend. Ich freue mich weiter nach dem Nil zu kommen und hoffe dort weniger konzentriertes Elend einer schon lange im Verfall begriffenen Zivilisation anzutreffen.

Leider fühlte ich mich nicht wohl genug, um an der Besteigung der Pyramiden teilzunehmen; ich mußte mich darauf beschränken, am Fuße derselben herumzustreifen und die Ruinen der Umgebung zu betrachten. In meinem Tagebuch finde ich die Aufzeichnung „ein starker Eindruck". Noch mächtigeren Eindruck als die große Pyramide machte mir das Grabmal, worin wir frühstückten. Die massigen polierten Granitblöcke sind so haarscharf zusammengefügt, daß es keines Mörtels bedurfte. Die Aegyptologen behaupten, jener Tempel reiche weiter zurück als die Pyramiden selbst. Dieser antike Bau ließ mich mehr als irgend ein anderer, den ich dort sah, das Geheimnis jener ältesten ägyptischen Zivilisation ahnen, die auf uns gekommen ist.

Es wäre zwecklos, unsere Besuche in den Moscheen des Sultan Hassan und Mohammed Ali zu beschreiben, die Königsgräber und den Friedhof, die Moschee von Talu, die arabische Universität, die heulenden und die tanzenden Derwische oder endlich unseren Mondscheinritt nach den Kalifengräbern.

Mittlerweile ließen sich unsere Damen der Sultanin vorstellen; und man legte mir nahe, dem Khedive meine Aufwartung zu machen. Ich kann mich nicht erinnern, wer den Vorschlag machte; jedenfalls aber versetzte ich die Herren in großes Erstaunen, als ich darauf mit dem Bedeuten verzichtete, es läge mir nichts daran, Bekanntschaften zu machen, die doch zu nichts führten. Unterredungen rein zeremoniellen Charakters bin ich von Grund aus abgeneigt.

Mein mangelnder Sinn für all das, was in orientalischen Bazaren feilgeboten wird (ich brachte nichts als Photographien mit), war der Anlaß zu häufigem Alleinsein. Um die Zeit zu vertreiben, besuchte ich das etwa zwölf Meilen von Kairo entfernte Heluan, welches der frühere Sultan der schwefelhaltigen Quellen wegen versucht hatte, zu einem Badeort einzurichten. Der Ort eignete sich indes nicht hierzu, da er jeglichen Reizes ermangelt.

Die Vorstellung, die ich mir von der Wüste gemacht hatte, war nicht ganz zutreffend. Was mir von Aegyptens Naturschönheiten am deutlichsten erinnerlich ist, sind die wunderbaren Sonnenuntergänge mit ihrem „Nachglühen". Die Erklärung ergibt sich aus folgender Beobachtung: Wenn die Sonne am westlichen Horizont untergegangen ist, läßt sich am östlichen (durch die Flachheit der Wüste ist dieser in Aegypten sichtbar) ein graues Band beobachten, welches von dem im Osten liegenden Dunste gebildet wird, der keine roten Strahlen aus Westen mehr erhält. Je weiter nun die Sonne am westlichen Horizont herabsinkt, desto breiter wird im Osten der graue Nebelstreif. Gleichzeitig aber steigt darüber ein rötlicher Schein auf, der nach obenhin ständig zunimmt, bis er sich schließlich hoch oben am Himmel verliert. Denn in der Höhe ist die Dicke der erleuchteten Dunstschicht zu gering, um eine merkliche Färbung hervorzurufen. Am westlichen Himmel läßt sich der umgekehrte Prozeß beobachten: das schwache rote Licht reicht zunächst hoch hinauf, sinkt dann nach und nach, wird schmäler und heller und erlischt in einem „Nachglühen".

Am Morgen des 12. Dezember gab der Dragoman unserer Dahabeyah durch einen Schuß aus einer Pistole,

die einzige Waffe, die wir an Bord mit uns führten, das Zeichen zur Abfahrt.

Wir wurden auf dieſer Fahrt von unſerem Vorurteil bezüglich des Klimas in Aegypten gründlich geheilt. Wie kalt es gelegentlich werden kann, iſt am beſten aus der Tatſache zu erſehen, daß die Fellachen, die den ganzen Tag über am Fluſſesrand zur Bewäſſerung der Ländereien Waſſer heben, ſich durch beſondere Vorrichtungen vor dem Wind ſchützen müſſen. Und fernerhin kann ich bezeugen, daß ſich noch zehn Tagereiſen ſüdlich von Kairo während der Fahrt zweimal Eis auf Deck unſerer Dahabeyah gebildet hatte.

Da ich gerade von Naturbeobachtungen ſpreche, möchte ich ein merkwürdiges Bild beſchreiben, das ſich uns im Vorüberfahren darbot. Auf einer Sandbank befand ſich ein ganzer Zug Pelikane, die wir hier zum erſtenmal (nach den melancholiſch dreinſchauenden Exemplaren im Zoologiſchen Garten) in ihrer natürlichen Verfaſſung beobachten konnten. Ich zerbrach mir den Kopf darüber, wie dieſe in dem ſchmutzigen Waſſer des Nil ihre Beute finden können, wo die Fiſche nur dann ſichtbar werden, wenn ſie ſich nahe an der Oberfläche aufhalten. Es war mir unbegreiflich, wie die Tiere mit ihrem großen Beutebedürfnis durch bloßes Tauchen genügend Nahrung aufzufangen vermögen.

Höchſt wahrſcheinlich halten ſich die Fiſche größtenteils auf dem Grunde auf. Soviel ich mich erinnere, waren bei allen Fiſchen, ſo verſchieden ſie ſonſt ihrer Art nach ſein mochten, hängende Taſtorgane ausgebildet; es iſt dies ein Beweis dafür, daß ihr Taſtſinn beim Nahrungſuchen eine große Rolle ſpielt. Das Nilwaſſer iſt ſo ſchlammig, daß das Licht ſicherlich nur bis zu ganz geringer Tiefe durchzudringen vermag, und, da nun bei ſo geringem Licht dem Auge der Fiſche nichts erkennbar iſt, kann das Auffinden von Beute nur durch Wühlen auf dem Grunde möglich ſein: daher auch die ſtarke Entwickelung der Taſtorgane.

Wie aber brachten wir unſere Tage auf dem Nil dahin? Ich will nicht auf Schilderung der Eindrücke eingehen, die zur Genüge in Reiſebeſchreibungen und in den Werken von Aegyptologen feſtgehalten ſind. Abgeſehen davon aber habe

ich noch einen weiteren Grund, auf die Einzelbegebenheiten unserer Reise nicht zurückzukommen. Schon in Alexandrien hatte ich mir eine Magenverstimmung und demzufolge elende Nächte zugezogen; dieser Umstand nun hinderte mich daran, die Eindrücke ganz in mich aufzunehmen; ich fürchte daher, was ich auch von meinen Erlebnissen wiedererzählen würde, möchte jenes Reizes ermangeln, der nur durch das eigene intensive Interesse an der Sache erzeugt werden kann.

Bis dahin hatten meine Nervenanfälle noch nie irgendwelchen Einfluß auf meinen Gemütszustand gehabt; dieser blieb vielmehr stets auf gleicher Höhe: ein Uebermaß gab es weder nach unten noch nach oben. Während jener Reise jedoch wurde ich, wie dies bei Nervenleidenden häufig vorkommt, zuweilen von Stimmungen heimgesucht, die sich alsdann als krankhaft erwiesen und die zu unüberlegter Beurteilung und unvernünftiger Einschätzung des Gesehenen führten.

Schon war ich einmal zur Rückkehr nach Hause entschlossen, als ich mich eines anderen besann. Am ersten Katarakt angelangt, kehrte ich dennoch um. Wir wollten — wie üblich — auch den zweiten Katarakt sehen; in Philae jedoch verabschiedete ich mich von meinen Freunden. Es waren für mich erhebliche Kosten mit dieser plötzlichen Rückkehr verbunden. Nicht nur dadurch, daß ich die Reise nach dem zweiten Katarakt doch bezahlen mußte: ich hatte nunmehr auch die Rückreise nach Kairo alleine zu bestreiten.

Als meine Freunde nach dem zweiten Katarakt weiterfuhren, kam gerade ein Dampfer von dort zurück, der volle drei Tage in Philae bleiben mußte. Unter den Reisenden befand sich Professor Sayce; mit ihm verbrachte ich jene drei Tage, die wir an Bord zu warten hatten, und wir führten manch angeregte Unterhaltung. Einmal drehte sich unser Gespräch um eine allgemeine Annahme der Philologen, die ich beanstandete. Vielleicht ist mir dieser Moment deshalb erinnerlich, weil wir damals gerade an der südlichen Peripherie eines Palmenhains auf und ab gingen, um uns gegen den scharfen Nordwind zu schützen.

Während der Fahrt flußabwärts sah ich durch die Be-

gleitung von Professor Sayce vieles unter anderem Gesichtswinkel, als ich es wohl sonst angesehen haben würde, insbesondere den Tempel von Abydos.

In welchem Maße ich meine Eindrücke auf die geschauten Dinge selbst zurückzuführen habe und inwieweit sie durch meine Verfassung bedingt waren, kann ich nicht entscheiden, aber ich hatte von Aegypten den Eindruck eines melancholischen Landes. Stuart Glennie hat seinem Werke über Aegypten den Titel „Das Morgenland" gegeben, womit er offenbar andeuten wollte, es sei dies das Land der aufdämmernden Zivilisation. Mir dagegen erscheint Aegypten — nicht wenn ich in die Zukunft sehe, sondern wenn ich zurückblicke — als das Land des Verfalls und des Todes: — trostlose Menschen, ausgestorbene Rassen, gewesene Glaubensformen.

Ueberall sind alte Friedhöfe zu besichtigen; ebensowenig verfehlt das moderne Aegypten, uns an Tod und Verfall zu mahnen. Die vor nicht allzulanger Zeit dicht bevölkerten Ortschaften um Kairo herum bieten nunmehr den Anblick von chaotischen Steinhaufen. Wiederum sind es Gräber von Kalifen, die die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich lenken. Daneben sind die heutigen Begräbnisstätten zu sehen: uneingezäunte Plätze, mit Steintrümmern und Denkmälern bedeckt, Löcher, die in Gräber hineinzuführen scheinen. Hier treiben sich Hunde und Kinder herum. Diese Plätze sind so abstoßend, daß jeder, der dem Tod noch so kalt gegenübersteht, mit Schaudern an die Möglichkeit denken muß, hier beerdigt zu werden.

Zudem verfolgt uns der Gedanke an das Elend der Leute, die im Niltal leben und sterben müssen; dasselbe Unglück von der Zeit an, da die große Menge die Sklaven der Kriegs- und Priesterkaste waren — bis heutigentags, da die unglücklichen Fellachen von den Steuereinnehmern geprügelt werden, damit letztere für ihre korrumpierte Regierung das Geld zu erpressen vermögen. Die Leiden, die Millionen von Menschen Tausende von Jahren hindurch an den Ufern des Nil ertrugen, sind ein Bild des Jammers.

Eng verbunden mit dieser Erinnerung steht der merkwürdige Kontrast zwischen zwei Grabmälern in meinem Gedächtnis eingeschrieben: das Grabmal von Ghizeh und eines in Elefantine.

Das erstere ist zum Andenken an Cheops — oder wie er heute genannt wird — Chufu — errichtet, an einen König, der, wenn wir Herodoth glauben dürfen, hunderttausend Menschen während zwanzig Jahren an seinem Grabmal bauen ließ. Sollte auch diese Behauptung nicht zutreffend sein, so muß doch jedenfalls ein ungeheures Menschenmaterial zu jener Zwangsarbeit verurteilt worden sein und manches Zehntausend hatte sicherlich die Schmerzen zu erdulden, an denen Tausende und Abertausende in der Folge dahinsiechten. Nimmt man all das Elend und Verderben, das jener König heraufbeschwor, zum Maßstab, so gehört er, den spätere Generationen bis zur Verunstaltung seiner Denkmäler haßten, zu den Fluchwürdigsten aller Menschen.

Das andere Erinnerungsbild, das gleichzeitig in mir auftaucht, ist eine Grabstätte in Assuan auf der Insel Elefantine. Ein frisch aufgeschüttetes Grab fiel uns auf. War es das Grab eines Mannes, der durch die unerträglichen Lasten der Staatserpressung einen frühzeitigen Tod fand? War es ein Sohn, der sein Leben der Erhaltung betagter Eltern widmete oder eine Witwe, die sich um die vaterlosen Kinder gesorgt hatte? Was mir einen solchen Eindruck machte, war, daß als einziges Gedenkzeichen ein sonngedörrter Lehmziegel aufrecht in dem Grabe stak.

Es war ein krasser Gegensatz, den diese beiden Gräber bildeten. Dem Urheber eines unermeßlichen Verbrechens war das größte Grabmal, das die Erde trägt, erbaut worden, und das Grab eines harmlosen, ja vielleicht verdienstvollen Menschen, schmückte ein armseliger Backstein!

Ein Tag wurde noch in Kairo zur Erholung zugebracht, und dann ging's weiter nach Alexandrien. Am folgenden Morgen machte ich einen Abstecher nach Ramleh, um der Aufforderung Mr. Hills, des internationalen Schiedsrichters (sein offizieller Titel ist mir nicht bekannt) nachzukommen,

ihn in der Vorstadt zu besuchen. Nachmittags begab ich mich an Bord des „Ceylon".

Drei Tagereisen — und wir gelangten nach Brindisi; am nächsten Tage fuhren wir nach Ancona weiter, und am folgenden Morgen kamen wir in Venedig an. Hier hätte ich mich etwas länger aufhalten sollen; zu meinem Erstaunen jedoch ersehe ich aus meinem Tagebuch, daß ich nur drei Tage Station machte. Zweifellos war es die Ungeduld, die mich zu jener beschleunigten Weiterreise veranlaßte. Vielleicht spielte auch der Grund mit, daß Ruskin's Stones of Venice mich nichts weniger als begeistert hatten. Ich will nicht sagen, daß nicht auch ich an vielem in Venedig Freude hatte; es war jedoch nicht dieselbe Freude, welche die meisten, die Venedig sehen, empfinden oder zu empfinden behaupten. Dies erhellt aus den Aufzeichnungen in meinem Tagebuch:

> Venedig, 8.—9.; Daniellis besucht; St. Markuskirche und -Platz, den Canale Grande und noch einige Kirchen gesehen: schöner Tag — sehr malerisch — Gesamteindruck wundervoll — an Details nichts.

Ein ganz gewöhnlicher, verlassener Steinbruch bietet oft einen malerischen Anblick; künstliche Felsgruppen dagegen, die im Hinblick auf malerische Wirkung aufgebaut worden sind, machen stets den Eindruck des Verfehlten. In Venedig mußte ich hieran denken. Selten gelang dem Architekten der Einzelbau, wo er darauf ausging, schöne Wirkungen zu erzielen; das Gesamtbild der Gebäude aber bietet in seiner Unabsichtlichkeit ein schönes Ganzes. Häuser, deren Bau nicht auf Effekt berechnet ist, ergeben überall reizende Kombinationen in Form und Farbe, sodaß, in den kleineren Kanälen zumal, jede Uferbiegung ein wohltuendes Bild darbietet.

Der erstaunte Leser wird eine Rechtfertigung dieser ketzerischen Behauptungen von mir verlangen; ich kann daher nicht umhin, meine Motive anzugeben. Was ich zunächst an den am Canale Grande gelegenen Palästen als Mangel empfinde, ist, daß sich dem Auge nichts als flache, wenn auch ornamentierte Fassaden darbieten. Nun läßt sich keine archi-

tektonisch schöne Wirkung ohne jene vorspringenden und zurücktretenden Gliederungen erzielen, durch welche erst der Gegensatz von Licht und Schatten und die Mannigfaltigkeit der perspektivischen Linien hervorgebracht werden. Das ist jedoch noch nicht alles: Eine flache Front hat nicht nur die Nachteile der Eintönigkeit und mangelnden perspektivischen Wirkungen; sie hat vor allem den Anschein des Erkünstelten. Die Dekorationsmittel, wie außen angebrachte Säulen und Pilaster und was die Steinhauerkunst sonst noch an Verzierungen auf die leeren Flächen zu bringen vermag — alledies bildet keinen integrierenden Teil der Struktur: es ist bloß aufgesetzt. Der Beschauer muß empfinden, daß es ausschließlich da ist, um bewundert zu werden. Nun ist jedes Kunstwerk, in welchem das Haschen nach Bewunderung ostentativ hervortritt, von vorne herein verfehlt; man erkennt, daß der Künstler sein Werk nicht im Gedanken an den Zweck, noch im Hinblick auf Schönheit schuf, sondern zunächst um des Beifalls willen. Es ist eine anerkannte Tatsache, daß höchste Kunst darin besteht, die Kunst zu verbergen. Gegen diese Einsicht muß eine mit Ornamenten versehene glatte Baufläche verstoßen. Außerdem legt dieser Umstand den Gedanken nahe, daß etwas, dessen Hauptgewicht auf die Außenfläche fällt, nur auf den äußeren Schein berechnet ist. Beispiele hierfür liefern die Palazzi Dario, Corner-Spinelli und Rezzonico. Die schönste dieser flachen Fassaden ist die der Scuola di San Rocco, und zwar deshalb, weil sich das Dekorative dergestalt unterordnet, daß es sich dem Architektonischen anpaßt.

Gehen wir von dieser allgemeinen Kritik auf eine speziellere über, so muß ich zunächst etwas über den Dogenpalast bemerken. Hier lassen sich mancherlei künstlerische Mängel aufweisen: die uneleganten Proportionen, die gedrungenen Säulen des unteren Teiles und die niederen Fenster an der oberen Mauer, daran die unbedeutenden Verzierungen, deren Muster eher einem gewobenen als einem architektonischen Stoffe gleicht; sodann stören die Zacken und Spitzen, die über die Marmorverkleidung hinausragen, die uns unwillkürlich an das Gerippe eines Fisches er-

innern. Abgesehen von diesen kleineren Mängeln, ist jener Bau auch nach anderer Richtung hin künstlerisch verfehlt, und zwar, indem er den Eindruck einer unzulänglich fundierten Konstruktion hervorruft. Der Gesamteindruck ist der eines sehr massigen Ganzen, das auf schwanken Stützen ruht. Nun ist allerdings unleugbar, daß diese die Last des Gebäudes zu tragen vermögen: der Bau steht. Aber der Beschauer gewinnt den Eindruck eines gefährlichen Aufbaues — ein Gedanke, der das Bewußtsein der Schönheit der einzelnen Teile völlig zu untergraben vermag.

Und wie steht es mit der St. Markuskirche? Nun denn, ich gebe zu, daß sie ein schönes Beispiel barbarischer Architektur darbietet. Ich gebrauche absichtlich die Bezeichnung: barbarische Architektur; denn jene Kirche trägt das Merkmal halbzivilisierter Kunst an sich — ein Uebermaß von Ornamentik. Wir finden denselben bezeichnenden Zug an den Tempeln der Aegypter mit ihren fresken- und hieroglyphenbedeckten Mauern und Säulen. Dasselbe Merkmal tragen auch die orientalischen Gewänder an sich: die Goldstickereien und Juwelenbesätze lassen den eigentlichen Stoff kaum erkennen. In der indischen Tischlermanufaktur, unter den Zierschachteln finden wir gleicherweise eine allzugroße Fülle von erhabener oder gravierter Arbeit. Im Mittelalter machte sich die Ziermanie auch in Europa bei wertvollen Gegenständen geltend: Möbelstücke mit verschwenderischen Inkrustationen; Rüstungen mit unzähligen Jagdmotiven; Schwerter, Gewehre und Pistolen, welche von oben bis unten, an Klinge, Lauf und Schaft Zeichnungen aufweisen. Das Charakteristikum barbarischer Kunst ist, daß man keine Stelle ohne Verzierung läßt; und dies gilt nun auch von der St. Markuskirche. Die Hintermauerung der unteren Bogenreihe ist der einzige Teil der Front, der nicht mit Ornamentik überladen ist. Dieses Allzuviel ist ein Fehler, den entwickeltere Kunst zu vermeiden sucht. Man ist, wenn auch noch nicht theoretisch, so doch praktisch zu der Einsicht gelangt, daß es zur Erzeugung einer gefälligen Wirkung der Kontraste bedarf: reicher verzierte Flächen müssen von einfachen abgelöst werden. Ein Kunstwerk, das voll kleiner Kontraste ist und der wesentlichen Gegen-

sätze ermangelt, verstößt gegen ein Grundgesetz der Schönheit; der unentbehrlichste aller Gegensätze aber ist der zwischen Einfachheit und Kompliziertheit.

Vom Standpunkte der Archäologie ist die St. Markuskirche zweifellos wertvoll; ästhetisch betrachtet dagegen ist sie es keineswegs.

Von der Gondel aus, die mich durch den Canale Grande nach dem Bahnhof führte, warf ich einen letzten Blick auf Venedig. Es war am Morgen des 7. Februar. Ich begab mich hierauf nach Mailand, wo ich noch am Nachmittag desselben Tages anlangte.

Hier verbrachte ich zwei Tage. Den Hauptanziehungspunkt bildete die Kathedrale, in welcher ich einen Teil der Messe anhörte. Am 9. Februar setzte ich die Rückreise über Turin und Paris fort und langte am 12. in London an. In meinem Tagebuch finde ich folgende Aufzeichnung: „Blieb von sieben bis zehn zu Hause; herzlich froh — vergnügter als jemals während der Reise."

Streng genommen nicht zum eigentlichen Thema dieses Kapitels gehörend, mag hier eine Stelle aus einem Brief an Youmans vom 13. Februar doch Raum finden, da sie dem Datum nach in jene Zeit fällt: —

> Gestern abend langte ich zu Hause an . . . Mittwoch sah ich Baillière in Paris. Er sagte mir, der französische Unterrichtsminister wünsche eine besondere Auflage der „Erziehung", in welcher das erste Kapitel: „Welches Wissen hat den größten Wert?" wegfallen soll; denn wenn er meiner Argumentation persönlich auch beistimme, so würde sich doch Widerspruch erheben, wenn sich ein Kapitel dieses Inhalts in einem zur offiziellen Verteilung gelangenden Buch befände. Ich traf mit Ballière ein Uebereinkommen, nach welchem eine derartige Ausgabe zu billigem Preise hergestellt werden soll.

Ich muß noch hinzufügen, daß ich bei der Erteilung meiner Zustimmung zur Publikation einer gekürzten Ausgabe den Vorbehalt machte, daß in der Vorrede über Um-

fang und Art des ausgelaſſenen Teiles berichtet werde. Dies geſchah denn auch, und das Buch konnte, wie gewünſcht, zu Lehrzwecken verwendet werden.

Achtundfünfzigſtes Kapitel.

Vollendung der „Descriptiven Soziologie".

1874—1881.

Während des Zeitraums, den ich in den ſechs vorangegangenen Kapiteln zu ſchildern verſuchte, hatte ich neben meiner ſonſtigen Beſchäftigung die Zuſammenſtellung des Materials zur „Deſcriptiven Soziologie" überwacht. Im 51. Kapitel berichtete ich, wie weit das Unternehmen gegen Ende des Jahres 1874 gediehen war. Es erübrigt nunmehr, etwas über den weiteren Entwickelungsgang des Werkes und die damit im Zuſammenhang ſtehenden Ereigniſſe mitzuteilen. Es geſchieht dies am beſten durch Zuſammenfaſſung einiger Auszüge aus Briefen an meinen Freund Youmans. Ein Briefauszug vom 22. Januar 1875 berichtet: —

> Die an der „Deſcriptiven Soziologie" erlittenen Verluſte drohen in nächſter Zeit noch beträchtlicher anzuwachſen. Ich habe die Bilanz der Einnahmen und Ausgaben des vorigen Jahres gezogen und ausgerechnet, daß ich bis dahin 2170 Pfund 12 Shillings 10 Pence daran gegeben und 260 Pfund 17 Shillings eingenommen habe. Wenn ich zu dieſen Einkünften noch weitere 80 Pfund mutmaßlicher Einnahmen und die aus Amerika eingehende Summe rechne, ſo werde ich mit meinem Buchabſatz auf nicht einmal 400 Pfund kommen.

Ein Brief vom 27. Februar berichtet abermals über meine Verluſte: —

> Es ſteht bei mir feſt, daß ich, wie die Dinge jetzt liegen, einhalten muß. Ich will nur noch den Teil über

die „Wilden", der sich augenblicklich im Druck befindet, publizieren; alsdann noch denjenigen Teil, an welchem jetzt Collier, Scheppig und Duncan arbeiten. Nachher aber gedenke ich keine großen Summen mehr zu opfern und mir beständig Sorgen zu machen . . . wozu?

Meine Korrespondenz enthält nichts Erwähnenswertes hierüber bis auf einen Brief vom 10. Juli 1876: —

Nr. 5 und 6 der „Descriptiven Soziologie" sind noch im Druck. Sobald ich im Herbst zurückkehre, wird Nr. 5 erscheinen; Nr. 6 dagegen („Die Juden") wird wohl nicht vor dem nächsten Jahre herauskommen. Ich habe die Fortführung der indischen Zivilisation aufgegeben, da Duncan nicht gewillt ist, fortzufahren. Es ist mir ganz recht, von den Sorgen und Verlusten loszukommen. Ich werde es somit bei Nr. 8 bewenden lassen.

Offenbar versprach ich mir eine unverzügliche Herausgabe der „Descriptiven Soziologie"; es sollte indes nicht so kommen, wie ich gehofft hatte.

Dr. Scheppig, der seinen Aufenthalt in England nur als vorübergehend betrachtet hatte, wünschte zu seinem Lehrberuf zurückzukehren, ohne die übernommene Aufgabe — „die Juden" — abgeschlossen zu haben. Er wollte England Ende April 1876 verlassen und gedachte, die Arbeit bis dahin zu vollenden. Aus einem Brief vom 3. Januar 1877 geht hervor, daß mir auch der Fortgang der Arbeit Colliers Sorge machte: —

Collier ist mit seiner Gesundheit ganz herunter. Im Frühjahr erlitt er gerade einen Rückfall, als ihm der akademische Lehrstuhl angetragen wurde. Unvernünftigerweise bildete er sich ein, er könne das Amt außerdem noch übernehmen. Die damit verbundene Aufregung genügte, um seinen Zustand erheblich zu verschlimmern; seither hat er sich nicht wieder erholt und ist nun seit zwei Monaten unfähig zur Arbeit. Es bedeutet dies einen großen Schaden; durch seine Hinfälligkeit, die schon vor zwei Jahren anfing, werden die Kosten der Mitarbeit an der „Zivilisation Frankreichs", die mich allein auf 500 Pfund zu

stehen kommen, noch um ein Bedeutendes erhöht werden. Ich fange an, am Zustandekommen dieses Teils meiner Arbeit zu zweifeln. Auch Scheppig ist augenblicklich sehr wenig wohl. Mir tut es ewig leid, daß ich voriges Jahr so gutmütig war, auf seinen Wunsch einzugehen, das Amt in Holstein mitübernehmen zu dürfen. Ich hatte seinen Vorstellungen Gehör geschenkt, er würde vorher damit zustande kommen. Er hatte sich indes arg verrechnet: er ist bei weitem noch nicht damit zu Ende und muß den Rest in Holstein vollenden.

Bemerkenswert ist noch folgender Bericht, datiert vom 16. Februar 1878: —

Vor einigen Tagen zog ich die Jahresbilanz der „Descriptiven Soziologie". Die Ausgaben beliefen sich auf etwa 3200 Pfund; die Einkünfte aus England und Amerika betrugen zusammen ungefähr 800 Pfund. Es steht somit ganz außer Frage, daß ich jemals auch nur die Druckkosten wieder einbringe, denn ich sehe nun, daß die schon vor einiger Zeit erschienenen Teile des Werkes nicht einmal die Zinsen des Kapitals decken, das ich hineingesteckt habe. Sobald Nr. 6, die „Amerikanischen Volksstämme", gedruckt ist, kommen die „Franzosen" daran — der letzte Teil. Mit den „Juden" hat es noch immer seine guten Wege; es sind bis dahin noch keine zwei Drittel der Auszüge gedruckt. Wenn die Dinge so weiter gehen, wird's wohl noch ein gutes Jahr dauern.

Ueber diese Arbeit berichtet erst wieder eine Stelle aus einem Brief vom 6. Oktober 1880. Sie lautet:

Abgesehen von den Kosten der Mitarbeit, belaufen sich die Ausgaben für den Druck der „Juden und Phönizier" auf 320 Pfund.

In einem Brief an Youmans vom 2. Dezember heißt es weiter: —

Es wird gerade diesem Teil nicht viel Beachtung geschenkt; keine Spur von einem größeren Absatz, wie ich

ihn erwartet hatte. Sie werden daher gut daran tun, sich in den Erwartungen, die Sie für die Nachfrage hegen, danach zu richten. Der Unverstand des Lesepublikums ist einfach unbegreiflich. Es liegt hier eine Arbeit vor, die, wie Hooker meint, „jeder Geistliche besitzen müßte," und doch ist keine Nachfrage.

Es war gewiß eine vernünftige Annahme, daß der Besitz eines Werkes, welches die aufeinanderfolgenden Phasen des Lebens der Juden unter allen ihren Gesichtspunkten darstellt und mannigfache Anknüpfungspunkte bietet, wenn auch nicht der Geistlichkeit gemeinhin, so doch einer gewissen Kategorie von Geistlichen wünschenswert erscheinen mußte. Aber wie oft werden Autoren und Verleger in ihren Erwartungen getäuscht! Bücher, von denen sie sich wenig versprechen, erweisen sich als große Erfolge, und mit solchen, in die sie große Hoffnungen setzen, ziehen sie gar oft Nieten. Weder damals noch späterhin hat dieser Teil der „Descriptiven Soziologie" größeren Absatz gefunden als die übrigen.

Am 27. Oktober sandte ich an Youmans ein Anzeigeformular, in welchem ich die Notwendigkeit klarlegte, abzubrechen. Dasselbe lautete:

Mit der Herausgabe des VIII. Teils ist das Unternehmen der „Descriptiven Soziologie" beendet.

Mit der Zusammenstellung, Klassifizierung und Sonderung des Materials wurde im Jahre 1867 begonnen; nach und nach bedurfte es dreier Mitarbeiter, die alle bis zum heutigen Tage an dem Werke tätig waren.

Spencer hat bei der Vergleichung seiner Einnahmen und Ausgaben gefunden, daß während der vierzehn Jahre, die er nunmehr an seinem Werk arbeitet, die Kosten für Druck und Mitarbeiterschaft sich auf 4425 Pfund 15 Shillinge 7 Pence belaufen; die Einnahmen betrugen (inklusive derer aus Amerika) bisher 1054 Pfund 12 Shillinge 1 Pence. Zählt man hierzu noch die aus dem Verkauf des eben erschienenen letzten Teiles gelöste Summe, so ergibt sich immer noch ein Defizit von etwa 3250 Pfund.

Selbst wenn dem Werke mehr Interesse entgegen-

gebracht worden wäre, als es der Fall war, wäre eine Fortführung desselben dennoch unmöglich gewesen. Angesichts der Tatsache, daß der Absatz unmittelbar nach Erscheinen des Werkes ein so geringer war, ist keine Hoffnung vorhanden, das Kapital jemals wieder einzubringen, da die Einnahmen nicht einmal fünf Prozent Zins des investierten Kapitals betragen.

Wenn jemals die Zeit kommen sollte, da die Vorliebe für geschichtliche Persönlichkeiten geringer und die für lehrreiche Tatsachen der Geschichte größer sein wird, werden diejenigen, die es sich nicht verdrießen lassen, die Spreu vom Korn auszuscheiden, vielleicht die Ergebnisse ihrer Mühen ohne so bedauerliche Verluste gelohnt sehen — vielleicht wird man ihnen gar Dank wissen!

Seit der Versendung dieser Anzeige hat der Absatz der „Descriptiven Soziologie" derart abgenommen, daß mir bei weitem keine 5 Prozent des Kapitals mehr zukommen. Die Einnahmen des vorigen Jahres (ich schreibe dies im Jahre 1889) ergeben nach Abzug der Vertriebsausgaben, der Kosten für Papier, Druck und Einband nur wenig über ein Prozent des nie wieder einzubringenden Anlagekapitals.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

„Politische Einrichtungen".

1880—1882.

Schon zu Anfang Oktober, während sich der Band über „Die Herrschaft des Zeremoniells" noch im Druck befand, und nur noch die Durchsicht der Korrekturbogen zu besorgen war, hatte ich die „Politischen Einrichtungen" in Angriff genommen. Einen Teil des Monats verschlang die Vorbereitung des Materials, und weitere acht Tage kostete mich das als Einleitung dienende Kapitel. Am 8. Oktober schrieb ich hierüber: —

Schon die bloße Anordnung des Materials ist eine große Arbeit, und es wird kein Leichtes sein, den Stoff richtig anzupacken. Ich sehe erst jetzt, daß ich im Begriffe bin, den schwierigsten Teil meiner Aufgabe zu bewältigen — schwierig sowohl durch seinen Umfang als auch durch seine unendliche Kompliziertheit. Die Anordnung der Ideen indes beginnt mir klar zu werden, und ich hoffe sehr, auch die Ausarbeitung werde zu meiner Zufriedenheit ausfallen. Wenn dem so sein wird, dürfte das Werk dazu beitragen, die Menschen über diese Fragen aufzuklären. Natürlich kann eine Läuterung der Auffassung nur für diejenigen in Betracht kommen, die genügend vorgeschritten sind, um solche Probleme in sich aufnehmen zu können.

Während meiner ägyptischen Reise hatte ich mir vorgenommen, mein eigener Sekretär zu sein. Infolge meiner Gemütsverfassung jedoch vermochte ich überhaupt dort nicht zu arbeiten, und ich brachte das mitgenommene Materialienbündel uneröffnet zurück. Eine Förderung meines Werkes wurde mir in Aegypten einzig vielleicht durch den Umstand zuteil, daß ich mit Leuten auf einer niederen Kulturstufe in Berührung kam.

Ueber den weiteren Fortgang meiner Arbeit läßt sich nicht viel berichten. Bemerkt sei nur, daß ich mit der Bearbeitung der einzelnen Kapitel ebenso vorzugehen beschloß, wie bei der „Herrschaft des Zeremoniells". Meine Absicht ging dahin, jedes Kapitel der „Politischen Einrichtungen" bis auf weiteres als besondere Lieferung erscheinen zu lassen. Auch diesmal traf ich Vereinbarungen mit der Fortnightly Review in England, der Popular Science Monthly in Amerika und ähnlichen Zeitschriften in Frankreich, Deutschland und Italien. Warum ich nicht auch gleichzeitig eine russische und ungarische Uebersetzung erscheinen ließ, kann ich mich nicht entsinnen. Wahrscheinlich geschah es aus dem einfachen Grunde nicht, weil ich mich der Mühe, die bei einem solchen Vertrage nie erspart bleibt, nicht unterziehen wollte. Die erste der genannten Lieferungen erschien im November

1880, die letzte (wenigstens in England) im Juli 1881.

Meinem Tagebuche entnehme ich, daß ich im März, nach meiner Rückkunft aus Aegypten, in Edmunds einen neuen Sekretär gefunden hatte.

Am 13. April schrieb ich an Youmans:

Ich bin so froh, wohlauf zu sein. Ich habe mich schon lange nicht so wohl gefühlt. (Ein Hauptgrund hierfür war sicherlich, daß ich während der ägyptischen Reise etwas ausgespannt hatte.)

Am 3. Mai schrieb ich: —

Vorigen Dienstag bin ich sechzig geworden. Daß ich mich noch ziemlich kräftig fühle, beweist zur Genüge, daß ich wie immer zweistufenweise die Treppe hinaufspringe.

Es mag sonderbar erscheinen, daß ich mir trotz der häufigen Magenverstimmungen und der vielen schlaflosen Nächte meine Vitalität so lange erhalten habe. — Ein Briefauszug vom 21. Juni berichtet über eine andere Angelegenheit: —

Inliegend sende ich Ihnen ein Schreiben, welches Ihnen als Handhabe gegen die Klassiziſten dienen mag. Es stammt von dem griechischen Gesandten hier und bildete, wie Sie aus dem Inhalt ersehen werden, ein Begleitschreiben zu einer griechischen Uebersetzung eines ehemaligen Unterrichtsministers. Das Ueberraschende und zugleich sehr Bezeichnende hierbei ist, daß Inliegendes — die Griechen haben das gerade zu allererst übersetzt — das erste Kapitel meiner „Education" ist: „Welches Wissen hat den größten Wert?"

Verkehrte Welt! In England heißt es: vor allem griechische Literatur und dann Naturwissenschaft, und in Griechenland lautet die Parole: Naturwissenschaft vor aller griechischen Literatur.

Die Pfingstfeiertage brachte ich in Clifton zu und zwar weniger zu meinem Vergnügen als aus Pflichtgefühl meiner Tante Anna gegenüber. Soviel ich mich zu erinnern vermag,

war dies der vierte Besuch, den ich ihr seit dem Tode meines Onkels machte.

Gar mancher Autor gelangt nach und nach zu der Ueberzeugung, ein jedes neue Buch stehe seinem Glück im Wege. Wie unser leibliches Kind (worauf sich Bacons Bild wohl bezieht), so ist auch unser geistiges eine Quelle von Mühen und Sorgen. Die Störungen, die mit jedem neu erscheinenden Buch hinzutreten, nehmen mehr und mehr die Zeit des Autors in Anspruch. Ich denke hier nicht nur an den Umstand, daß jedes Werk den Gegnern neuen Anlaß bietet, wunde Punkte herauszufinden, obwohl dies ein nicht zu unterschätzendes Moment ist; ich meine vielmehr, daß jedes neu erscheinende Werk eine Reihe von Unterhandlungen mit sich bringt, welche den Gang der Dinge beeinflussen und oft hindernd wirken: die Korrekturen, das Innehalten eines bestimmten Termins, die jeweiligen Neuauflagen — alldies bringt Scherereien mit sich..

Im Frühjahr 1881 widerfuhren mir zwei derartige Störungen. Die erstere ging aus einer notwendigen Selbstverteidigung hervor. Malcolm Guthrie hatte ein Buch: „Ueber Spencers Evolutionsformel" publiziert, worin er meine in den „Grundlagen" niedergelegte Theorie zu widerlegen suchte. Außerdem war kurz zuvor ein Werk von Rev. Professor Birks erschienen, betitelt: „Der moderne physikalische Fatalismus und die Evolutionsdoktrin mit einer kritischen Beleuchtung der „Grundlagen" H. Spencers". Abgesehen von diesen Hauptangriffen, die ihrem Umfange nach wohl erschreckend sein mochten, waren einige kleinere, doch bemerkenswerte Polemiken erschienen und zwar von seiten des Professors Tait, des Rev. Kirkman, ferner von Mathew Arnold, der North American Review, endlich von Professor Cliffe Leslie. Nun erwies sich gerade damals eine Neuauflage meiner „Grundlagen" als notwendig; da es mir wesentlich schien, auf die verschiedenen Angriffe des näheren einzugehen, fügte ich der Neuauflage einen diesbezüglichen Anhang bei. Diese Aufgabe nahm den Juni und Juli 1881 zum größten Teil in Anspruch.

Eine zweite Störung erfolgte aus ganz anderen Gründen. Zur Zeit, da ich die Genehmigung erteilte, die „Einführung in das Studium der Soziologie" in den International Scientific Series zu publizieren, hatte ich mir ausbedungen, nach Belieben eine weitere Auflage der „Einführung" meinen anderen Werken anzureihen. Im Jahre 1880 erst durfte diese Auflage erscheinen. Ich hatte bereits in den vorangegangenen Jahren nach und nach eine Verbesserung der Ausdrucksweise vorgenommen und einen Nachtrag vorbereitet. Ich glaube, schon früher einmal erwähnt zu haben, daß ich im Gegensatz zu den meisten Schriftstellern mit Vorliebe an meinen Manuskripten feile. Ich gebe mich nie zufrieden, solange ich eine Möglichkeit sehe, irgendwo zu verbessern. Die Buchauflage meiner „Einführung" lieferte wieder einmal einen Beweis hierfür. Nicht weniger als fünfmal hatte ich dieses Buch im ganzen der Durchsicht unterzogen, und dennoch fand sich auch bei der letzten Korrektur selten eine Seite, die keine radierten Stellen oder Randbemerkungen enthielt. Es wird von vielen angenommen, daß jede noch so kleine Veränderung der ersten Ausdrucksweise nur von Nachteil sein kann. Ich will gerne zugeben, daß die erste Fassung gelegentlich die beste sein kann. Ich bin indes der Ansicht, daß, wo es sich um Kondensierung handelt, Aenderungen immer von Vorteil sind.

Für den Sommeraufenthalt harrte meiner eine neue Aufgabe. Welcher Art diese war, wird aus folgendem Brief erhellen: —

Wie Sie wohl vernommen haben werden, bin ich von verschiedenen Kritikern auf das „Unzusammenhängende" (wie behauptet wird) meines psychologischen Systems hin angegriffen worden, ferner wegen des konfusen Charakters meiner Metaphysik. Mir will scheinen, daß die mir zugeschriebene „Konfusion" von der Unfähigkeit der Betreffenden herrührt, die verschiedenen, gesondert dargestellten Gesichtspunkte, welche das System darbietet, in den richtigen Zusammenhang zu bringen. Ich hatte vor einigen Jahren in meinen „Entgegnungen auf Kritiken" darauf

hingedeutet, daß ich ursprünglich beabsichtigte, einen „Congruenzen" betitelten Teil dem Ganzen voranzuschicken, worin ich die zwischen den einzelnen Teilen herrschenden Wechselbeziehungen hervorheben wollte. Ich hätte indes davon Abstand genommen, weil ich glaubte, jene Harmonie zwischen den einzelnen Teilen meines Systems trete ohnehin offen zutage. Ich bemerkte ferner, daß ich, da dies nicht der Fall zu sein scheint, gewillt sei, einen solchen Teil jetzt noch anzufügen. Nun die dritte Auflage der „Psychologie" bis auf fünfzig Exemplare verkauft ist, werde ich der vierten Auflage diese Erklärung beigeben, zumal die irrtümliche Ansicht, daß meine Anschauungen in keinem Zusammenhang zueinander stehen, mehr und mehr die Vorherrschaft gewinnt und von Kritikern wiederholt wird, die jene Behauptung als festes Kredo angenommen haben. Ich fühle mich umsomehr zu dieser Gegenmaßregel veranlaßt, als ich fürchte, solche Aeußerungen möchten dem Ansehen des Werkes an den Universitäten Abbruch getan haben.

Die geplante Arbeit nahm meine Zeit noch vier Wochen nach meiner Rückkehr vom Sommeraufenthalt in Anspruch. Mit Korrekturen versehen machte ich noch eine Erholungsreise im Spätsommer. Nach einem kurzen Besuch bei Spottiswoodes in Coombe Bank fuhr ich weiter nach Minster, Margate, Westgate, Ramsgate, Sandwich, Deal und Dover, wo ich mich jeweilen einige Stunden oder auch mehrere Tage aufhielt. Nachdem ich die Korrekturen revidiert hatte, kehrte ich nach Hause zurück.

Hier trat mir ein neues Arbeitshindernis entgegen. Ich sah mich nämlich abermals veranlaßt, einen polemischen Anhang zu einem meiner Werke zu verfassen. Diesmal handelte es sich um die „Tatsachen der Ethik". Das Werk war von verschiedenen Seiten, darunter von Professor Sidgwick, rezensiert worden. Nun sollte gerade damals eine neue Auflage erscheinen, und ich wollte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, auf die unrichtige Auffassung und unhaltbare Einwendungen verschiedener Kritiker zu reagieren.

Drei Wochen opferte ich der Abfassung dieses Nachtrages.

Zwei Monate später, im Dezember 1881, trat einer jener traurigen Einschnitte des Lebens ein, die mit vorrückendem Alter immer häufiger werden — die uns das Leben weniger lebenswert erscheinen lassen. Ich gebe einen Brief an Lott wieder, der über das angedeutete Ereignis Aufschluß gibt: —

Sicherlich hat Dich der plötzliche Tod von George Eliot sehr betrübt. Ich sah sie noch am Nachmittage desselben Tages, an dem sie krank wurde, da ich sie wegen eines am Tage zuvor empfangenen Schreibens sprechen mußte. Ich wußte, daß ich auf drei Wochen verreisen müsse, und sie sonst solange nicht wiedergesehen hätte. Die Nachricht von ihrem Tode erreichte mich in Hastings durch das Abendblatt vom Donnerstag.

Die Nekrologe brachten sämtlich einen Irrtum, der wohl schon lange zuvor bestand, bis dahin jedoch noch nie so faßbar zutage getreten war als daß eine Berichtigung am Platze gewesen wäre. Ich sah mich nunmehr veranlaßt, folgenden Brief in mehreren Tageszeitungen erscheinen zu lassen: —

Sir, — Obwohl ich als einer der nächsten Freunde George Eliots mit am meisten von ihrem Tode betroffen bin und lieber schweigen möchte, kann ich doch nicht umhin, Sie auf einen ernstlichen biographischen Irrtum in Ihrem Nachruf aufmerksam zu machen. Sie haben darin deutlich der Annahme Ausdruck gegeben, daß ich mich viel mit ihrer Erziehung befaßt hätte. Diese Annahme entbehrt jeglicher Begründung. Wir sind erst vom Jahre 1851 an befreundet — also mehrere Jahre nach der Veröffentlichung ihrer Uebersetzung von David Fr. Strauß, als sie sich schon durch jene hohe Bildung und Universalität des Könnens auszeichnete, die ihr später die Bewunderung der gesamten gebildeten Welt eintrugen.

Herbert Spencer.

Aehnliche Irrtümer in bezug auf George Eliot berichtigte Youmans in Amerika in einer New Yorker Zeitung. Wahrscheinlich hatte ich ihn während seines Besuchs in England informiert. Ich schrieb ihm daraufhin: —

Ihr zweiter Brief mit dem Artikel über George Eliot erreichte mich in Gloucestershire, und erst heute früh erhielt ich ein Exemplar der Sun mit Ihrem Bericht.

Ihre Darstellung kommt der Wirklichkeit näher als die geläufige Auffassung, obwohl auch Sie, wie mir scheint, meinen Einfluß auf George Eliot zu stark betonen. Mit Ihrer Behauptung, daß ich sie schon frühe dazu drängte, Romane zu schreiben, haben Sie vollkommen recht. Die Veranlassung hierzu jedoch entsprang nicht so sehr der Ueberzeugung, daß sie nicht nach der philosophisch-schriftstellerischen Seite veranlagt sei, als vielmehr der Einsicht, daß sie in hohem Maße alle jene Eigenschaften besaß, derer es zum Romanschreiben bedarf. Daß sie mir jahrelang keinen Glauben in bezug auf ihre Befähigung schenkte, ist auch zutreffend. Möglicherweise, ja sogar sehr wahrscheinlich, übten meine Bücher, wie Sie sagen, einen großen Einfluß auf sie aus; es konnte ja nicht gut anders sein, zumal sie sich mit meinen allgemeinen Ansichten stets einverstanden erklärte. Ich will auch zugeben, daß ihr meine „Prinzipien der Psychologie" bei der Analyse ihrer Charaktere von Nutzen waren. Aber ich kann niemals den Einfluß auf sie gehabt haben, den Sie mir zuschreiben. Unstreitig besaß sie in ungewöhnlichem Maße die Fähigkeit der Selbstbeobachtung und des Eindringens in das Wesen Anderer; und mir scheint, ihre Befähigung, Charaktere zu zeichnen, verdankte sie fast ausschließlich eigener Begabung.

Was ihre oft bekundete philosophische Ueberzeugung anbetrifft, so war sie eher Jüngerin Comtes, als die meinige, obwohl sie auch von Comtes Ansichten vielfach abwich. Sie war also ebensowenig Comtistin im vollsten Sinne des Wortes. Dennoch hatte sie stark ausgesprochene Neigungen für eine „Menschheitsreligion", und dies blieb

stets ein strittiger Punkt zwischen uns. Während unserer letzten Unterredung jedoch, am selben Tage, da sie erkrankte, erkannte ich aus ihrem Gespräch, daß sie sich von Comte ziemlich weit entfernt und den Differenzpunkt eingesehen hatte, der sie im selben Maße von der Gesellschaftsauffassung der Comtisten trennte, wie er sie der meinigen näherte. Sie hatte zuletzt mit Croß die Data of Ethics und Study of Sociology gelesen (dies letztere zum drittenmal) und sich den Hauptanschauungen gegenüber zustimmend verhalten. Vielleicht also wäre mein Einfluß in nachfolgenden Werken (wenn sie noch welche geschrieben haben würde; eine Novelle hatte sie skizziert und das erste Kapitel schon ausgeführt) stärker zutage getreten.

Immerhin haben Sie wohl daran getan, die so weit verbreiteten irrigen Behauptungen zu zerstreuen. Sie haben vielleicht gesehen, daß ich selbst auch sofort einen Brief veröffentlicht habe, in welchem ich die Annahme, daß ich an George Eliots Erziehung teilhabe, zurückweise.

Um einer Mißdeutung vorzubeugen, die möglicherweise aus obigem entstehen könnte, sei noch bemerkt, daß die Erwähnung Comtes und seiner Theorien während einer Unterhaltung über meine „Einführung in das Studium der Soziologie" erfolgte, und zwar ganz en passant. Der Positivismus war zwischen Lewes' und mir auf stillschweigendes Uebereinkommen ein Noli me tangere. Es war dies das einzige Thema, in welchem wir auseinandergingen, und das wir infolgedessen nicht gern berührten.

Man versuchte zuerst, für George Eliot einen Platz in der Westminster Abbey zu erlangen; aber bevor noch ernstliche Schritte getan worden waren, erwog man, es könnte dies Anlaß zu unerwünschten Kommentaren geben und ließ die Bemühungen fallen. Sie wurde auf dem Highgatefriedhof bestattet; und ungeachtet des strömenden Regens war der Leichenzug ein imposanter, zumal sich ihm zahlreiche Männer von Belang angeschlossen hatten.

Im Anschluß an obige Erwähnung meiner „Einführung in das Studium der Soziologie" wird es vielleicht angemessen

sein, etwas über meine politischen Ansichten in meinem 60. Lebensjahre, verglichen mit den früheren, zu berichten. Sind meine politischen Ideen nur durch den natürlichen Konservatismus vorgerückterer Jahre andere geworden, oder geschah dies infolge meines nunmehr erweiterten wissenschaftlichen Horizonts? Oder haben beide Faktoren zusammengewirkt, wenn ich von einer sanguinischen Auffassung der Dinge zu einer kleinmütigen gelangte? Meine Freunde wunderten sich oft, wenn ich äußerte, ich stehe mehr auf seiten der Tories als irgend ein Tory sonst, ich sei radikaler als der Radikalste; und dieses heute noch zutreffende Paradoxon erbringt den Beweis, daß ich mein Zukunftsideal keineswegs aufgegeben habe, sondern vielmehr zur Einsicht gelangt bin, daß dies Ideal in viel weiterer Ferne liegt, als ich angenommen hatte. Empörung, die ich jedem Unrecht gegenüber empfand, jugendlicher Optimismus und Mangel an Erfahrung hatten in mir wie in so vielen den Eifer zur politischen Reorganisation entfacht. Ich glaubte damals, es bedürfe nur einer Regierung, die auf gerechter theoretischer Grundlage aufgebaut sein müsse, um die Uebelstände, unter denen die Gesellschaft leide, aus der Welt zu schaffen: daher auch mein jugendlicher Radikalismus.

Allerdings hatten sich, wie aus den Social Statics hervorgeht, die Ansichten des Dreißigjährigen schon gegen die des Fünfundzwanzigjährigen wesentlich geändert. Ich hatte einsehen gelernt, daß die jeweiligen Institutionen mit der Eigenart des Volkes zusammenhängen, daß, wenn sie selbst ihrem äußeren Anschein nach eine Aenderung erfahren, ihr inneres Wesen sich nicht schneller biegen wird als ihr Charakter selbst. Ich war ferner zu der Einsicht gelangt, daß die Menschen nur in sehr begrenztem Sinne Vernunftwesen sind; daß ihre Lebensführung ihren Trieben entspringt, bei deren Befriedigung die Vernunft nur die Führung übernimmt; daß daher politische Taten im Durchschnitt durch das Gleichgewicht der Triebe bestimmt werden, wo immer ein solches festgestellt werden kann. Ferner wurde mir, wie aus der Abhandlung: „Reform, ihre Gefahren und ihr Schutz" hervorgeht, zehn Jahre später erst klar, daß die Stimm-

abgabe Nachteil bringe, ſolange die Laſten der allgemeinen und lokalen politiſchen Einrichtungen nicht direkt und ausnahmslos allen Bürgern auferlegt werden und daß ſich die politiſche Machtſphäre nur auf jene Gebiete zu erſtrecken habe, in denen behördliche Einmiſchung geboten iſt.

Ich ſelbſt erbrachte durch mein Verhalten den Beweis, daß wir uns mehr durch das Gefühl als durch den Verſtand beſtimmen laſſen. Ungeachtet jener Schlußfolgerungen zollte ich der weitgehenden Ausdehnung der Freiheiten, welche die Reform-Bill vom Jahre 1867 ſicherte, meinen vollſten Beifall. Die Empfindung, die mich in früheren Jahren beherrſchte, fiel ſo ſehr bei der Beurteilung jenes anſcheinend gerechten Prinzips ins Gewicht, wonach allen Bürgern dieſelben politiſchen Rechte zuzubilligen ſeien, daß die Vorbehalte meines damals reiflicher überlegten Urteils hinter der Nachwirkung jener Jugendempfindung zurücktraten. Abgeſehen von jenen auf der Hand liegenden Gründen, die ich infolge meines inſtinktiven Fühlens überſah, wären hier noch andere weniger auffällige Motive nachzuweiſen geweſen, die ich nicht hätte überſehen dürfen und die mich wohl eines Beſſeren belehrt haben würden.

Ich hätte eigentlich a priori ſchließen können, was mir erſt a posteriori zum Bewußtſein kam, daß nämlich die alte Klaſſengeſetzgebung durch eine neue erſetzt werden müſſe. Selbſtverſtändlich werden die Machthaber, wie es nun einmal in der Menſchennatur begründet liegt, indirekt, wenn nicht geradezu mit Vorbedacht, unwillkürlich, wenn nicht bewußt, ihr eigenes Intereſſe, oder vielmehr, was ihnen als ſolches erſcheint, verfolgen. Wir haben keine Veranlaſſung, anzunehmen, daß die unteren Klaſſen darin ihrem Weſen nach beſſer ſind, als die oberen. Wenn nun die oberen Klaſſen, ſolange ſie am Ruder waren, Geſetze erließen, die ihnen auf die eine oder andere Art Vorteile ſicherten, ſo folgt aus dem eben Geſagten, daß nunmehr, wenn die unteren Klaſſen zur Vorherrſchaft gelangen, auch ſie eine zu ihrem Vorteil ausfallende Geſetzesdeutung laut werden laſſen. Man konnte von jeher feſtſtellen, kann es jetzt indes noch beſſer als zuvor, daß, ſolange die Regierungsgewalt unbeſchränkt iſt, die Ver-

tretung der Interessen Haupterfordernis ist. Gibt nun ein Vertretungssystem einem bestimmten Interesse die Oberhand (sei es nun dem eines kleineren oder größeren Teiles der Gesamtheit), so wird die Gesetzgebung unausweichlich in eine parteiische ausarten. Wir werden alsbald die Folgen der von den arbeitgebenden Klassen verübten Ungerechtigkeit in einer ebensolchen Ungerechtigkeit seitens der arbeitenden Klassen erkennen. Lange Zeit hindurch haben die oberen Klassen auf Kosten der unteren ungebührliche Vorteile genossen. Nun liegt es im natürlichen Rhythmus jeder Art von Bewegung begründet, daß eine Reaktion folgen muß, wobei in diesem Falle der Untergeordnete auf unbillige Weise den vormals Ueberlegenen übervorteilen wird.

Zu einer weiteren, anfangs übersehenen Einsicht bin ich erst vor kurzem gelangt. Oft habe ich Politikern vorgeworfen, sie sähen nur die zunächstliegenden Folgen der Gesetzgebung, nicht aber die später resultierenden. Jetzt erst sehe ich ein, daß ich selbst in dieser Beziehung blind war. Ich hatte mir früher nicht klar gemacht, daß jede organische Veränderung schon den Keim zu einer weiteren in sich trägt, und daß demgemäß eine Umformung und beständige Wiederkehr gewesener Institutionen stattfindet, daß sich von neuem ein schon allzuoft umgemodelter Gesellschaftszustand entwickelt, bis gelegentlich ein kritischer Moment eintritt, welcher eine politische Zersetzung herbeiführt.

Wie schon bemerkt, kann sich eine Veränderung der Institutionen, solange sich das menschliche Wesen nicht ändert, nur äußerlich, nicht aber dem Kern nach vollziehen. Indem eine Auflösung der alten Organisation vor sich geht, bildet sich in anderer Richtung eine Neuorganisation; während auf der einen Seite gewisse Zwangsmaßregeln gemildert werden, werden auf der anderen unauffällig neue eingeführt. Denn die Begleiterscheinung jener Gesetzgebung, die den Arbeitern mehr und mehr Vorteile den Arbeitgebern gegenüber einräumt, ist das stets wachsende und zu größerer Macht gelangende Verwaltungssystem — ein neuer Wirkungsfaktor der Regierung, zu dessen Erweiterung das selbständig gewordene Volk, nur auf den nächstliegenden Vorteil bedacht,

unwillkürlich beiträgt. Die stetige, täglich zunehmende Entwickelung dieses Systems aber ist unaufhaltbar, und zwar aus dem Grunde, weil sowohl die Wähler als auch deren Vertreter mit immer größerer Dringlichkeit öffentliche Hilfe, öffentliche Mittel und Einmischung beanspruchen. Demzufolge ist ein steter Zuwachs von Beamten vonnöten, welche durch Beschränkungen und Verordnungen allmählich eine Schmälerung der bürgerlichen Freiheit herbeiführen. Abgesehen davon vermindert die Einsetzung dieses Beamtenheers die Freiheit auch dadurch, daß eine immer größere Quote des nationalen Arbeitsertrages zur Erhaltung und Bezahlung jener Beamtenschaft dienen muß. Diese unmerkliche Zunahme einer organisch aufgebauten und gefestigten Bureaukratie wird sich stets fortsetzen, denn die Wähler vermögen den allgemeinen — wenn auch zeitlich fernliegenden — Uebelstand dieses Systems nicht zu erkennen, zumal durch die Funktion dieses Beamtenapparats gewisse unmittelbare Vorteile herbeigeführt werden. Die große Menge weiß eben nur materielle Güter zu schätzen: Besserung der Wohnungsverhältnisse, Verkürzung der Arbeitszeit, Erhöhung der Löhne, besser geregelte Arbeit. Die Masse ist daher auf seiten derjenigen, die für Herabminderung der Arbeitsstunden in den Minen, für obligatorische Beiträge seitens der Unternehmer zur Arbeiterversicherung stimmen, für billige Personen- und Gütertarife eintreten und Abschaffung des sogenannten „Schwitzsystems" fordern. Es erscheint ihnen ganz selbstverständlich, daß die Schule, die nur von Steuern unterhalten wird, in die Hände des Staates gelange; daß der Staat die technische Ausbildung leite; daß das Jagdrecht unter staatlicher Aufsicht und Regelung stehe, daß Protokolle über die sanitären Verhältnisse in den Gasthäusern geführt werden. Das Bestimmungsrecht der lokalen Behörden über Gas, Wasser und Elektrizität könnte sich nach ihrer Meinung füglich auf Straßenbahnen, Ankauf und Ausbau umliegender Kanäle und Errichtung von Handwerker- und Arbeiterhäusern erstrecken; der Staat sollte den Bürgern zum Erwerb von Freigütern Geldmittel zur Verfügung stellen, alle möglichen Verkehrsbequemlichkeiten ein-

führen und für Beschäftigung sorgen. Dies alles bringt naturgemäß eine Vergrößerung der Beamtenschaft und Erhöhung ihrer Macht mit sich; zugleich aber bedeutet es eine Mehrung der Lasten für die Bemittelten und erzeugt hiermit indirekt eine Umwälzung der Besitzverhältnisse. Das soziale Ideal von Henry George ist somit schon in Kraft getreten, nach welcher den Gutsbesitzern nicht durch Gewalt, sondern durch Erhöhung der Steuern der Garaus gemacht werden soll.

Angesichts der Allgemeingültigkeit des immer wiederkehrenden Rhythmus des Geschehens war die Annahme, daß die Reduzierung der politischen, sozialen und kommerziellen Beschränkungen, welche ihren Gipfelpunkt im Freihandel fand, von Dauer sein würde, ein Zeichen von Unverstand. Es mußten unausweichlich, wenn auch nach anderer Richtung hin, neue Beschränkungen eingeführt werden. Offenbar ist nun, nachdem sich lange Zeit hindurch der Fortschritt von einer unfreiwilligen Mitarbeit an sozialen Angelegenheiten zu einer freiwilligen manifestiert hat (oder, um mit Sir Henry Maine zu sprechen, vom „Status" zum Vertragszustand), eine Umkehrung des Prozesses eingetreten. Der vertragsmäßige Zustand ist nach allen Seiten hin geschwächt, ja, zum großen Teil aufgehoben, und wir befinden uns wieder auf dem besten Wege zu einer unfreiwilligen Kooperation, zum System des ursprünglichen „Status". Es ist dies die Folge der enormen Entwickelung der öffentlichen Verwaltung, mit der eine stetige Subordinierung der Bürger Hand in Hand geht. Dieses Industriesystem unter allgemeiner staatlicher Regelung bildet nur eine neue Form der Tyrannei, welche gelegentlich zu erneuter Auflehnung und neuen Unabhängigkeitsbestrebungen führen wird.

Vielleicht habe ich gewisse Faktoren hierbei übersehen. Die Kooperation beispielsweise könnte, mit Erfolg betrieben, viel zur Einschränkung dieser beständigen Umwandlungen beitragen. Solange jedoch dieses Zusammenwirken nur in Bezug auf das Verteilungssystem erfolgreich ist, nicht aber in der Produktion, kann man keine große Hoffnung darauf setzen. Eine wirkliche Steigerung der Zivilisation kann über-

haupt erſt dann erfolgen, wenn die Menſchennatur ſich gebeſſert haben wird. Dieſes goldene Zeitalter aber ſcheint mir noch in weiter Ferne zu liegen.

Einige Auszüge aus Briefen berichten über die äußeren Ereigniſſe des Jahres 1881. — Im Frühjahr ſchrieb ich an meinen Freund Lott:

> Da Du die Abſicht haſt, herzukommen, um Berlioz zu hören, möchte ich vorſchlagen, eher in „Romeo und Julia" als in „Fauſt" zu gehen, da erſtere zu meiner großen Freude nochmals am 7. April gegeben wird. Das eben iſt die Oper, wovon ich, als ich ſie vor dreißig Jahren zum erſtenmal hörte, ſo entzückt war und wobei ich mich ſo ſehr über die Kritikloſigkeit der Leute ärgerte.

Ich hatte mich jedoch hierin geirrt, inſofern, als mir die Oper zum zweitenmale, da ich ſie hörte, nicht den erwarteten Genuß gewährte. Nie wieder hat mich indes irgendwelche Muſik ſo ſehr befriedigt, wie eine Berliozſche Weiſe, die ich unter der Leitung des Komponiſten in einem philharmoniſchen Konzert hörte. Ich könnte jedoch nicht ſagen, was es war.

An Youmans berichtete ich folgende luſtige Epiſode, die nicht unerwähnt bleiben ſoll:

> Zum Schluß will ich Ihnen noch etwas erzählen, worüber Sie lachen werden. Es zirkuliert augenblicklich eine Geſchichte, die ihren Urſprung in The World hat, wonach gegen einen Ort, an dem ich mich aufgehalten habe, deswegen ein Bannſtrahl geſchleudert wurde. Tatſächlich war ich einige Tage in Braemar. Ein Geiſtlicher der Free Church ſoll, als er meinen Namen in der Fremdenliſte erblickte, ſchaudernd zuſammengefahren ſein, und als er gefragt wurde, was ihm fehle, ſagte er mit zitternder Stimme, der leibhaftige Antichriſt wohne unter demſelben Dache. Er berief alsbald eine Verſammlung im Billardzimmer zuſammen, um durch Gebete den böſen Geiſt zu beſchwören.

Ein Brief aus Ardtorniſh oder beſſer geſagt aus deſſen

Umgebung enthält einen bemerkenswerten Passus. Datiert ist der Brief: S. S. Yacht Dobhran in the Sleat Sound, 12. August:

Wie Sie sehen, schreibe ich Ihnen von der Jacht aus. Wir segeln der Westküste von Schottland entlang. Ich habe mir zur Durchsicht das letzte als Einzellieferung erscheinende Kapitel („Der industrielle Typus") mitgenommen und will es Ihnen an unserer nächsten Aufenthaltsstation übersenden.

Es ist ein schrecklich langes Kapitel, und ich fürchte, es wird Ihnen etwas Mühe machen, durchzukommen. Es konnte jedoch unmöglich kürzer gefaßt werden, da das Thema von größter Wichtigkeit ist. Es wird wohl das Hauptkapitel des Werkes, vielleicht sogar der gesamten „Synthetischen Philosophie", zumal was die praktische Anwendbarkeit anbetrifft. Die Ausarbeitung ist zu meiner vollsten Zufriedenheit ausgefallen. Sie werden Freude daran haben, wie die an den Tatsachen orientierte Argumentation darin mit der abstrakten Beweisführung in den „Tatsachen der Ethik" im Einklang steht.

Die fünfzigste Zusammenkunft der British Association wurde in York abgehalten. Sir John Lubbock, ein Mitglied unseres X-Klubs, präsidierte, und dies war der Grund, warum ich mich nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in Ardtornish nach York begab.

Das einzige bemerkenswerte Ereignis des Winters geht aus einem 14. Februar 1882 datierten Brief hervor:

Der heutige Morgen zeichnet sich durch einen ganz ungewöhnlichen Vorfall aus. Ich erhielt von einem naturalisierten Deutschen aus Amerika, namens Hegeler (von der Firma Matthieson und Hegeler, Zinkmanufaktur in La Salle, Illinois), einen Brief und darin einen Scheck auf etwa zweihundert Pfund. Er erklärte mir, daß der Anlaß, der ihn hierzu bestimmt habe, ein Bericht aus den „Chicago Daily News" sei, dem er entnehme, ich befinde mich in „schwieriger finanzieller Lage." Diese

Anzeige ist wahrscheinlich auf den Bericht über meine Verluste anläßlich der Herausgabe der „Descriptiven Soziologie" zurückzuführen. Ich sende mit gleicher Post den Scheck an Hegeler zurück, indem ich ihm meine Anerkennung seiner Großmut ausdrücke und erkläre, daß er mit seiner Vermutung im Irrtum sei. Er scheint Propaganda für fortschrittliche Ideen machen zu wollen.

Vier Jahre später gab Hegeler seinen fortschrittlichen Bestrebungen Ausdruck, indem er eine Wochenschrift The Open Court gründete und mit eigenen Mitteln unterstützte. Tendenz dieser Zeitung war die Versöhnung von Religion und Wissenschaft auf der Grundlage des Monismus.

Das letzte Kapitel „Politische Einrichtungen", welches ich am 13. Februar in Angriff genommen hatte, wurde erst am 24. März vollendet. Die Ursache dieser Verzögerung war mein Befinden, das, wie aus dem folgenden Kapitel erhellen wird, sehr zu wünschen übrig ließ. Anfang April wurde das Kapitel der Beachtung oder auch Nichtbeachtung der Kritik übergeben.

Ich weiß mich nicht zu entsinnen, ob ich mir in Bezug auf die Anerkennung meiner allgemeinen Theorie Hoffnungen gemacht hatte; jedenfalls aber hatte ich keine allzugroße Beachtung erwartet, denn sonst müßte ich eine große Enttäuschung erlebt haben. — Wenngleich die hier niedergelegte Doktrin als Teil der allgemeinen Evolutionstheorie füglich als aprioristisch angesehen werden könnte, so fußt sie doch auf einem großen Tatsachenmaterial, durch welches sie gerechtfertigt wird. Sie gibt somit eine induktive Gewähr, durch welche sie bei solchen, die ihre Anschauungsweise nach Blaubüchern und Zeitungsstatistiken gebildet haben, hätte Anklang finden können. Folgerungen jedoch, denen man grundsätzlich widerstrebt, können durch Tatsachen ebensowenig wie durch Argumente plausibel gemacht werden; die Engländer zumal sind gegenüber Schlüssen von weitgehender Allgemeinheit mißtrauisch. Nicht nur von den außerhalb des Parlaments stehenden Laien, nein, auch von denjenigen, die als Eingeweihte gelten, wird eine Frage,

wie die nach den Grenzen der staatlichen Einmischung als Doktorfrage achselzuckend belächelt und als indiskutabel beiseite geschoben. „Praktisches" Wissen liegt wohl in der Annahme, daß ein Parlamentsakt alles darf, und daß es Zeitvergeudung wäre, Betrachtungen darüber anzustellen, ob es überhaupt Regeln des sozialen Lebens gebe, welche diese Gesetzgebung rechtfertigen und jene mißbilligen. Vielleicht wird man einmal zur Einsicht gelangen (einige wenige sind wohl heute schon so weit), daß die Frage nach der Grenze der Regierungsgewalt von der weitgehendsten Bedeutung für die Praxis ist. Man wird einsehen lernen, wie leicht die Verbreitung irriger Anschauungen über die an den Staat zu stellenden Forderungen und dessen Leistungen zu einer sozialen Revolution führen kann, welche unausbleiblich einen Rückfall in die Barbarei im Gefolge hätte. Wenn ich auf Anerkennung der Grundgedanken jenes Werkes hoffte, so galt dies zunächst von der Fachwelt. Die Tatsache, daß sich im animalischen Entwicklungsprozeß ein scharfer Gegensatz zwischen der Art des Zusammenwirkens jener Organe herausbildet, welche die zum Leben notwendigen Handlungen vollziehen, und der Art des Zusammenwirkens solcher Organe, welche den Verkehr mit der Umwelt herstellen; ferner, daß im sozialen Entwicklungsgang gleicherweise ein Gegensatz besteht zwischen der Art des Zusammenwirkens industrieller Gebilde, welche zur Erhaltung des sozialen Lebens dienen, und jener anderen Gebilde, welche Angriff auf und Schutz gegen andere Gesellschaftsgebilde (die die soziale Umwelt ausmachen) gewährleisten — diese Tatsachen, hoffte ich, würden unter den wissenschaftlich Gebildeten Anerkennung und Würdigung finden. Allein es war den Meisten ein zu neuartiger Gedanke, daß je nach Ueberwiegen dieser oder jener Gruppe von Organen und Arten des Zusammenwirkens der industrielle oder kriegerische Gesellschaftstypus vorwiegt; daß ferner die Phänomene der sozialen Tätigkeit, Struktur, Regierungsform und der diesen entsprechenden Glaubensformen und Gemütsart durch die jeweilige Vorherrschaft bedingt sind: dieser Erkenntnis wurde von Seiten derer, die sich mit der Erforschung der natürlichen

Ursachen beruflich befassen, ebensowenig Beachtung geschenkt wie von Seiten der Laien.

Theorien müssen — ebenso wie Lebewesen — geeignete Vorbedingungen vorfinden, um zu wachsen und zu gedeihen; das Milieu der heute geläufigen Ideen und Anschauungen bildet einen ganz unfruchtbaren Boden für die in jenem Bande niedergelegten Doktrinen.

Sechzigstes Kapitel.

Ein folgenschwerer Mißgriff.

1881—1882.

Während der letzten Hälfte des im vorangegangenen Kapitel beschriebenen Zeitabschnittes hatte ich mir Dinge zugemutet, die zum größten Verhängnis meines Lebens geworden sind.

Anläßlich der Zusammenstellung des Materials zu den „Prinzipien der Soziologie" war ich wiederholt auf den inneren Zusammenhang zwischen dem Kriegszustand und einer entsprechenden sozialen Organisation gestoßen. Hand in Hand mit dem Kriegszustand gingen stets eine despotische Regierungsform und barbarische Gesinnung und Gemütsart; gleichzeitig erkannte ich die Beziehungen zwischen dem Industrialismus und einer freieren Regierungsform, deren Richtung und Anschauungen sich als gerecht und human erweisen und einen höheren Grad allgemeiner Wohlfahrt gewährleisten. Gegen den Schluß des 56. Kapitels verlautet in einem Briefe von meinem unter Freunden im Jahre 1879 angeregten Gedanken, eine Bewegung gegen den kriegerischen Geist unserer Kulturvölker zu organisieren — gegen das Vorgehen, Missionäre der „Religion der Liebe" als Pioniere auszusenden, um alsdann mit den Eingeborenen in kriegerischer Absicht anzubinden und von ihren Ländern Besitz zu ergreifen.

Obwohl ich bei meinen Freunden auf Verständnis stieß, blieben meine dahinzielenden Bestrebungen ohne greifbares Ergebnis. Im Sommer 1881 jedoch erinnerte mich Frederic Harrison an meine damalige Anregung und fragte mich, ob ich seither noch über die Sache nachgedacht habe. Während der Niederschrift der „Politischen Einrichtungen" hatte sich in mir die Ueberzeugung noch gefestigt, daß die Möglichkeit einer höheren Zivilisation ausschließlich dadurch bedingt sei, daß dem Militarismus Einhalt geboten werde und der Industrialismus zu größerer Entfaltung gelange. In diesem Sinne antwortete ich Harrison, und es erfolgten weitere Erörterungen dieses Themas, an welchen auch John Morley, der Abgeordnete Dillwyn, Professor Leone Levi, Revisor Llewelyn Davies, Canonicus Fremantle, Chesson, Oberst Osborne u. a. teilnahmen. Ich wurde aufgefordert, einen Bericht über unsere Bestrebungen zu verfassen, der davon ausging, daß die bestehenden Friedensgesellschaften mit ihrer Lehre von der Nichtverteidigung eine undurchführbare Doktrin vertreten, während wir den durchaus haltbaren Standpunkt des Nichtangreifens einnehmen. Im Juli versammelten sich die Beteiligten zu wiederholten Malen bei Sir Arthur Hobhouse (dem nachmaligen Lord) und brachten daselbst noch im selben Sommer die Dinge in Fluß.

Mit alledem handelte ich meinen Vorsätzen zuwider. Wie ein Zirkular (in einem vorangegangenen Kapitel) bezeugt, hatte ich mir vor Jahren schon vorgenommen, jede aktive Beteiligung an öffentlichen Bewegungen abzulehnen. Bis dahin war ich meinem Vorsatz treu geblieben, zur Förderung von Zwecken, die mir erstrebenswert schienen, nur mit Namen und Mitteln beizutragen. In diesem Falle aber war meine Anteilnahme eine so rege, daß ich meine Bedenken entweder vergaß oder in den Hintergrund treten ließ. Nicht, daß ich beabsichtigte, in aller Zukunft aktiven Anteil an der Bewegung zu nehmen. Denn angesichts der antikriegerischen Gesinnung, die ich bei den arbeitenden Klassen und bei der großen Partei der Dissenters vorfand, hoffte ich, daß es genügen würde, dieser Gesinnung Ausdruck zu verleihen, um eine in sich gefestigte Agitation zu er-

möglichen. Wenn ich meine Kräfte einsetzte, um eine solche Bewegung in Gang zu bringen, glaubte ich die Fortführung alsdann Anderen überlassen zu können. Hätte nicht der Wunsch des Zustandekommens dieser meiner Bestrebung so unbedingt Besitz von mir ergriffen, daß daneben der Gedanke an die Möglichkeit etwaiger nachteiliger Folgen für meine Gesundheit gar nicht aufkam, so hätte ich gesehen, daß die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, wahrscheinlich eine größere sein würde, als anfänglich abzusehen war.

Als am 22. Februar 1882 ein öffentliches Meeting im „Westminster Palace Hotel" abgehalten wurde, brachte ich eine Resolution in Anregung und hielt eine Rede. Daß ich mir dies trotz eines vorangegangenen Nervenchocs zumutete, war im höchsten Grade unvernünftig. Doch hatte ich einmal einen Entschluß gefaßt, so gabs kein Halten mehr: das Bewußtsein des zu erstrebenden Zweckes beherrscht mich alsdann dermaßen, daß kein Gegenargument daneben aufkommt.

Unsere Bewegung zeitigte keinen nennenswerten Erfolg. Die Organe der Dissenters drückten freilich ihre Sympathie unseren Bestrebungen gegenüber aus. Ich erinnere mich an einen Bericht, in welchem behauptet wurde, es wäre fatal für die Dissenterpartei, daß eine solche Bewegung von Rationalisten ausgegangen sei. Wir erfuhren indes weder von religiös noch von politisch Interessierten nennenswerte Förderung. — Jahr um Jahr beschlagnahmen freibeuterische Kolonisten und ehrgeizige Beamte und Offiziere das Land schwächerer Nachbarstämme („annektieren" nennen sie es klugerweise) — obwohl solche chronischen Feindseligkeiten und die damit zusammenhängende Besoldung neuer Gouverneure und deren Beamtenstab eine stete Zunahme der Ausgaben der betreffenden Nation bedeutet. Inzwischen sitzt der Wähler zu Hause und grübelt über lokale Wahlen, Festsetzung der Nachtruhe für Wirtshäuser, Verantwortlichkeit der Brotherren, Ermäßigung der Fahrtaxen und zahllose geringfügige Fragen. Dabei aber

fehlt ihm der Blick für die Tatsache, daß er sich in einen Kreis immer wachsender Lasten einspinnt, daß er ein stets zunehmendes Risiko übernehmen muß, ganz ohne sein Wissen und Wollen. Der Durchschnittssteuerzahler, der Bourgeois und Handwerker, denkt bloß an den zunächstliegenden Nachteil und steht kommenden weitgehenden Uebeln gleichgültig gegenüber. Die Vertreter der bemittelten Klassen nun, die stets für Mehrung der Rüstungen und Schaffung von neuen Militärstellen für ihren jüngeren Nachwuchs stimmen, machten sich über eine Bewegung lustig, die in Erwägung zog, ob es möglich oder gar erstrebenswert sei, das Kolonialamt, das uns alljährlich unbemerkt in kostspielige Kriege verwickelt und uns immer neue Verpflichtungen auferlegt, zu beschränken.

Unter den obwaltenden Umständen, da sich ein ganz ausgesprochener Nationalismus breitmachte, war die Hoffnung, mit jenem Unternehmen eingreifende Wirkung zu erzielen, zweifellos allzu sanguinisch. Während auf dem Kontinent alle Nationen neue Rüstungen bewilligten, und auch England sich veranlaßt sah, seine Verteidigungskräfte zu vergrößern und die militärische Gesinnung zu fördern, konnte von Erfolgen seitens einer „Anti-Angriffs-Liga" keine Rede sein. Zu einer Zeit, da man Männer zu Titeln und Ehren beförderte, welche unter dem Vorwande, benachbarte Volksstämme führen Böses gegen sie im Schilde, selber Feindseligkeiten eröffneten, zu einer Zeit, da die vielen Tausende von Seelenhütern allem Unrecht Vergebung zuteil werden ließen, indem sie keinen Einwand gegen die Lehre erhoben: „Füge deinem Nächsten Unrecht zu, auf daß er dir kein Unrecht zufüge!" — — — solange solches gang und gäbe war, war es ein eitles Beginnen, auf Gehör zu hoffen, wenn man von dem Grundsatz ausging: „Greife erst an, wenn du selbst angegriffen bist". Wo Parlament und Volk es noch billigt oder gar Beifall zollt, wenn unser ohnehin schon umfangreiches östliches Kaiserreich unter irgend einem nichtigen Vorwand mit Streitkräften in den Nachbarstaaten einfällt und die noch Widerstand leistenden „Dacoits" d. h. Räuber schilt: in einem solchen

Lande ist das Postulat eines gerechten internationalen Verhaltens der Staaten zueinander geradezu vernunftwidrig.

Nicht genug, daß aus unserer Bewegung nichts Positives resultierte; für mich war sie der Anlaß zu großem Verlust an Arbeitskraft, ein Ruin für meine Gesundheit.

Während des Frühjahrs war ich an der Vollendung der „Politischen Einrichtungen" tätig. Wie sehr ich meiner ganzen Konstitution geschadet hatte, wußte ich damals noch nicht. Ich hoffte, mich an der See zu erholen. Von Brighton begab ich mich nach Hastings, um Buks zu besuchen. Nach London zurückgekehrt, nahm ich meine regelrechte Arbeit wieder auf, doch bald verspürte ich abermals Beschwerden. Anläßlich eines Aufenthalts in Standish erinnere ich mich, mit Potter ein Gespräch über Unsterblichkeit geführt zu haben: Mrs. Potter war kurz zuvor gestorben, und mit ihrem Tode hatte für mich eine Freundschaft von vierzigjähriger Dauer ein Ende genommen. Wie anzunehmen ist, war meine Stellungnahme zur Unsterblichkeitsfrage eine agnostische. Ich habe weder Beweise für einen Glauben an die Unsterblichkeit, noch habe ich zulängliche Gründe für deren Leugnung.

Jener Besuch in Standish zog Ende des Sommers fatale Folgen nach sich. Potter war einer der Direktoren der Holländisch-Rheinischen Eisenbahngesellschaft. Seiner wiederholten Aufforderung, ihn einmal nach Holland zu einem Meeting zu begleiten, gedachte ich in jenem Jahr Folge zu leisten. Um meine angenehmen Erinnerungen an Antwerpen aufzufrischen, reiste ich voraus und hielt mich auf der Durchreise noch in Gent und Rotterdam auf. Im Haag holte mich Potter mit seinen Töchtern ein. Nach einem kurzen Aufenthalt daselbst reisten wir weiter nach Amsterdam. Hier — wie auch im Haag — bildeten die Bildergalerien den Hauptanziehungspunkt. Natürlich ließ ich auch hier manch ketzerisches Urteil fallen. Ich vermag mich heute nur noch an zwei Bilder zu erinnern: das eine stellt das Bürgermeisterfest von van der Helst dar, welches, wenn auch als Ganzes nicht wirksam (denn das Motiv eignet sich nicht zu malerischer Darstellung), doch

einige wunderbare Köpfe aufweist. Das andere Bild, Rembrandts berühmte Anatomie-Stunde im Haag, schien mir im wesentlichsten Moment der dargestellten Handlung ganz verfehlt, ja geradezu unwahr. Anstatt daß die Studierenden Teilnahme an des Professors Hantieren bezeugen, seinen Worten lauschen oder sonst irgendwie ihre Anwesenheit rechtfertigen, stehen sie in gleichgültigen Stellungen und mit nichtssagenden Gesichtern da, ohne irgendwelchen Zusammenhang mit dem Tun des Meisters.

Nachdem die Zusammenkunft der Eisenbahngesellschaft in Utrecht stattgefunden hatte, wandten wir uns deutschem Boden zu. Von Köln aus machten wir gemeinsam die Rheinreise bis nach Koblenz, wo wir uns trennten. Potters reisten nach der Schweiz, und ich trat die Rückreise an. Ich fuhr der Mosel entlang nach Trier, um dort die Ruinen aus der Römerzeit zu sehen, fuhr dann weiter nach Metz und über Paris nach London zurück.

Diese Ausspannung brachte ebensowenig wie die vorangegangene eine Besserung meines Befindens mit sich. Ich litt fast ununterbrochen an den Folgen der Ueberanstrengung. Zweifellos war meine Beteiligung an der Friedensbewegung der erste Anlaß zu dem Gebrechen späterer Jahre, da mein Leben nicht viel mehr bedeutete als ein bloßes Vegetieren.

Nicht ohne Grund komme ich hier auf die nachträglichen Folgen meiner Unbedachtsamkeit zu sprechen. Der vorliegende Fall bietet mir willkommene Gelegenheit, an einer oft behaupteten, doch selten geprüften allgemeinen Anschauung Kritik zu üben. Man lehrt uns, daß im Lustgefühl, das wir infolge einer guten Handlung empfinden, die Belohnung für diese sittliche Handlung schon enthalten ist, und daß dieses Gefühl eine Entschädigung für alle etwa daraus erwachsende Unbill biete. Obwohl gar Mancher gegenteilige Erfahrungen gemacht hat, so scheint doch die Nützlichkeit einer solchen Voraussetzung wie der meisten sogenannten Sittlichkeitsregeln so offenkundig, daß man mit Schweigen über andersartige Erfahrungen hinweggeht. Stillschweigende Annahme der Ethiker und Anderer, die sich mit populärer Moral befassen, ist, daß Laster unbedingt schlechte

und Tugend ſtets gute Folgen nach ſich ziehe. Dieſes Credo nun wird ohne Duldung von Ausnahmen weiter verbreitet, wenn die Tatſachen auch täglich aufs neue ergeben, daß der Unrechttuende ſowohl der inneren als auch der äußeren Strafe oft entgeht (das Gewiſſen verhärtet ſich zuweilen), während einer ſittlichen Handlung oft harte Strafe auf dem Fuße folgt. Die moraliſche Befriedigung aber vermag das erlittene Unrecht nicht zu mildern. Wie viele ſchwächen ihre eigene Geſundheit unaufhörlich, indem ſie andere pflegen; wie viele ſchaden ſich durch Ueberanſtrengung in der Ausübung ihrer Pflichten; wie Mancher verſcherzt ſich ſeine ſoziale Stellung, indem er ſeiner Ueberzeugung gemäß handelt: alle dieſe Tatſachen ſind der Beobachtung eines jeden zugänglich. Würde man jedoch das Einzelbewußtſein auf ſeinen Inhalt hin prüfen, ſo würde ſich herausſtellen, daß uns in dieſem für das erlittene Unrecht zumeiſt kein Erſatz wird und eine etwaige Genugtuung gewöhnlich gar nicht als ſolche empfunden wird.

Ich ſpreche hier aus eigener Erfahrung und habe keine Veranlaſſung, mich als Ausnahme zu betrachten. Soweit ich mir über das Motiv meiner Handlungsweiſe Rechenſchaft abzulegen vermag, war dies ſicherlich die allgemeine Wohlfahrt. In der Tat wüßte ich keinen anderen Beweggrund zu nennen. Offenbar konnte der Zeit-, Geld- und Kräfteverbrauch keinen Gewinn für mich bedeuten; und da ich auf keine Vergeltung im Jenſeits hoffe, konnte auch dieſes Moment nicht mitſpielen. Doch, obwohl ich mich nur von einem ſittlichen Motive leiten ließ, brachte mir mein Vorgehen nicht den geringſten Gewinn, ja, ich hatte es ſchwer zu büßen. Ich denke hierbei nicht nur an die Wochen, Monate und Jahre, die ich meine Zeit müßig vergeuden mußte, da elende Nächte mich zugrunde richteten, Zeiten, da ich meines Lebens überdrüſſig wurde. Nein, ich ſpreche hier hauptſächlich von dem Umſtand, daß ich mich gezwungen ſah, meine Arbeit nach und nach völlig einzuſtellen, während ich im Bewußtſein lebte, daß mein Lebensabend dahingehen würde, ohne daß ich mein Werk zu vollenden vermöchte. Denn wäre ich nicht zu abſoluter

Untätigkeit verurteilt gewesen, so hätte ich die übrigen Bände der synthetischen Philosophie inzwischen geschrieben und publiziert. Wie steht es nun um mein Bewußtsein, wenn ich auf dieses Verhängnis meines Lebens zurückblicke? Obwohl ich mein Vorgehen als solches nach wie vor billigen muß, so vermag ich, selbst wenn ich von den mißlichen Folgen absehe, doch nicht mit Gleichmut darauf zurückzublicken. Ziehe ich nun außer diesem Mangel an Lustgefühl das schmerzliche Bewußtsein der erlittenen Unbill, insbesondere aber das Bewußtsein eines unerfüllt gebliebenen Lebenszweckes in Rechnung, so ist das Resultat nichts weniger als lustspendend. Ich pflege einer Betrachtung dieses Verlaufs der Dinge beharrlich auszuweichen, und sollte der Gedanke daran dennoch auftauchen, so scheue ich davor zurück, wie das Pferd vor einem gefahrdrohenden Gegenstande scheut, und suche mich auf andere Gedanken zu bringen. Dieses Verhalten aber straft das angeführte Dogma in jeder Richtung Lügen.

Man tut am besten, die Dinge zu erkennen, wie sie sind, und nicht ein allgemeingültiges irriges Urteil durch Illusionen aufrechtzuerhalten. Vor allem ist die allgemeine Annahme dahin zu modifizieren, daß wohl in der Mehrzahl aller Fälle eine gute Handlung auch ein gutes Resultat zur Folge haben wird, nicht aber unbedingt in jedem Einzelfalle. Sodann ist zu bemerken, daß nicht die absolut gute Lebensführung, sondern die relativ gute (d. h. die den sozialen Bedingungen bestangepaßte) befriedigende Folgen nach sich zieht.

Einundsechzigstes Kapitel.

Kommende Ereignisse.

1881—1882.

Ich muß hier einen Passus aus einem Briefe an Youmans vom 13. Juni 1881 wiedergeben, welchen ich bereits im vorigen Kapitel zitierte. Die besagte Stelle aber ist wesentlich für den Verlauf der Dinge, wie ich sie im folgenden Kapitel zu schildern gedenke.

Meine Furcht vor Seereisen und der damit zusammenhängenden Schlaflosigkeit ist infolge meiner Erfahrungen auf der Hin- und Rückreise von Alexandrien, wo ich jeweilen drei Tage auf See war, etwas gewichen. Ich habe mich daher neuerdings mit dem Gedanken befreundet, hinüberzufahren, um Sie zu besuchen. Es kann dies jedoch erst Ende nächsten Jahres geschehen.

Am 16. Februar 1882 berichtete ich über eine diesbezügliche Abmachung wie folgt:

Was das Datum meiner Abreise anbetrifft, so bin ich noch unentschlossen . . . Ich habe Ihnen indes eine Neuigkeit mitzuteilen. Edward Lott, ein intimer Freund von mir, von dem ich Ihnen übrigens schon erzählte (ich kann mich nicht erinnern, ob Sie ihn etwa auch hier gesehen haben), will mich jedenfalls bis New York begleiten. Ich freue mich sehr hierüber. Falls wir ihn bestimmen können, auch nachher einen Teil der Fahrt mitzumachen, könnte er füglich als „Buffer" dienen.

Nun mein Reiseplan feste Gestalt angenommen hatte, stellten sich alsbald unliebsame Folgen ein. Am 8. März berichtete ich in einem Briefe folgendes:

Aus einem Exemplar der Tribune, die mir Smalley vor zwei Tagen zugehen ließ, ersehe ich, daß er einen

eingehenden telegraphischen Bericht über meinen voraussichtlichen Besuch in Amerika gebracht hat. Natürlich ergaben sich gewisse Mißdeutungen. Es gelangte die Nachricht nach England, ich befände mich in pekuniärer Notlage und beabsichtige, drüben Vorlesungen zu halten, um auf diesem Wege, wie gefolgert wird, meine Finanzen zu heben. Wenn Sie den hohen Wahrscheinlichkeitsgrad dieser Behauptung sonst nicht zu ermessen vermögen, so schließen Sie ihn daraus, daß ich von einem amerikanischen Bureau ein Anerbieten erhielt, das mir ein Honorar von 250 Dollars für die Vorlesung zusichert. Ich lehnte postwendend auf das entschiedenste ab und schrieb, daß ich unter keiner Bedingung darauf eingehen könne.

Am 29. März schrieb ich an Youmans:

Selbstverständlich werde ich Ihrer Aufforderung, am Meeting der Association in Montreal teilzunehmen, nachkommen, zumal ich Sie in Ihrer Stellung als Vorsitzender des Komitees für naturwissenschaftlichen Unterricht unterstützen darf, und Sie mir das Recht eingeräumt haben, mich zurückzuziehen, wenn ich mir irgendwie zu viel zuzumuten fürchte.

Bei der Arbeit anläßlich der „Anti-Aggression League" habe ich mich ziemlich aufgerieben. Die Sache lastete zum größten Teile alleine auf mir, und ich mußte einen ernstlichen Rückfall befürchten. Ich fühle mich indes erheblich wohler und hoffe, bald wieder ganz hergestellt zu sein.

Ein Brief vom 21. April lautet:

Ich habe bereits im „Athenaeum" dementiert, daß ich in Amerika Vorträge halten würde, und ich hege keine Absicht, meinen diesbezüglichen Entschluß zu ändern. Selbst Ihr Anerbieten von 300 Pfund vermag mich nicht dazu zu bewegen. Würde ich, wie Huxley und Tyndall, für gewöhnlich auch Vorlesungen halten, so könnte ich mich unbedenklich zu Vorträgen entschließen — die Sache läge

dann anders. So wie die Dinge indes ſtehen, würde ich mit einer Vorleſung oder einem Vortrag ein Schauſtück ſein, und dieſe Zumutung muß ich entſchieden ablehnen.

Was ich von meinem Aufenthalt hauptſächlich erwarte, iſt Erholung und das Vergnügen, mit Ihnen zuſammen zu ſein. Ich werde mich grundſätzlich von allem zurückziehen, was mit Verpflichtungen und Aufregung zuſammenhängt. Sie haben ſicher längſt entdeckt, daß meine Meiſterſchaft im Neinſagen liegt — daß ich, wenn ich Nein ſage, auch wirklich Nein meine.

Ueber dasſelbe Thema berichtet ein Brief vom 21. Juni:

Was das offizielle Diner anbetrifft, das Sie veranſtalten wollen, ſo muß ich wohl annehmen. Eine Abſage würde ja ungehörig ſein, und da ich in Bezug auf Geſellſchaften nur ein Minimum zu leiſten vermag, muß ich wohl auf eine größere Veranſtaltung eingehen, um kleinere Anläße zu vermeiden.

Hätte ich nur meine rühmliche Fähigkeit, Nein zu ſagen, auch hier geltend gemacht! Wenn ich jetzt zurückblicke, erkenne ich erſt, wie oft meine Unfähigkeit, Nein zu ſagen, verhängnisvolle Folgen nach ſich zog.

Daß ich überhaupt mein Reiſeprojekt unter den obwaltenden Umſtänden nicht aufgab, war ein weiterer Beweis dafür, daß ich mich von einem nun einmal gefaßten Vorſatz unterkriegen laſſe und unter allen Umſtänden daran feſthalte. Anſtatt mir das pekuniäre Opfer einer zweifachen Ueberfahrt aufzuerlegen (ich hatte mir eine beſondere Schiffskabine reſervieren laſſen, um mich der Störung meines Schlafes durch einen Mitreiſenden nicht auszuſetzen) und dazu noch meinem Freunde Lott dieſe zweckloſe Reiſe zu vergüten, hätte ich meinen Entſchluß fallen laſſen ſollen. Aber an eine ſolche Möglichkeit hatte ich wahrſcheinlich gar nicht gedacht. Anfang Auguſt traf ich unverzüglich die Reiſevorbereitungen.

Am 10. Auguſt kam ich der Aufforderung von Holts nach, ihr Haus als Ausgangspunkt meiner Reiſe zu be-

trachten. Ich hielt mich nur wenige Tage bei ihnen auf, um alsbald die Seereise anzutreten.

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Meine Amerikareise.

1882.

Ich möchte, eine bekannte englische Redensart umschreibend, behaupten: „Glücklich der Wandersmann, der nichts zu erzählen weiß.“ Es ist dieses geflügelte Wort auf unsere Reise anzuwenden: sie nahm einen glücklichen Verlauf, doch ist nichts Besonderes zu berichten.

Aus Tagebuchnotizen ersehe ich, wie es um meine Stimmung bestellt war. Am 16. August, am 4. Tage auf See, schrieb ich:

„Ich fange an, den Kopf hängen zu lassen.“ Am 19.: „Wundervoller Sonnenuntergang; niemals schönere Farben gesehen.“ Der am 18. August verzeichneten „elenden Nacht“ war die Erklärung „fürchterliche Störung durch Nebelhorn“ beigegeben.

Völlig schlaflos verbrachte ich die letzte Nacht auf See, da neben meiner Kabine das Gepäck zur Ankunft umgeladen wurde. Infolgedessen fand mich Youmans, der am 21. früh um 7 Uhr an Bord gekommen war, um mich zu begrüßen, in einem verzweifelten Zustand.

New York mutete mich in seinen älteren Teilen ganz fremdartig an. In meinem Tagebuch finde ich die Aufzeichnung:

> Die Stadt ist von imposanter Großartigkeit. Keine unserer Straßen hält mit der Fifth Avenue einen Vergleich aus.

Youmans und seine Gattin hatten erwartet, ich würde bei ihnen wohnen, und für meinen Freund Lott waren ebenfalls Anstalten getroffen. Leider mußte ich diese Er-

wartung täuſchen. In dem angegriffenen Zuſtande, in dem ich mich befand, konnte ich mir unmöglich irgendwelche geſellſchaftliche Verpflichtungen auferlegen. Außerdem mußte ich den Interviewern zu entkommen ſuchen, und an ſolchen war kein Mangel. Obwohl ihnen der Beſcheid wurde, ich könne niemanden empfangen, kamen ſie nach kurzer Zeit wieder. Ich ſtieg alſo im Windſor-Hotel ab und war hier, zumal mein Freund Schweigen zu beobachten wußte, ſicher vor Aufregungen.

Am folgenden Tage ſchon trafen wir Vorbereitungen zu unſerer Rundreiſe; wir ſuchten vorerſt einen ruhigen Ort — denn Ruhe war vorderhand für mich allererſte Notwendigkeit.

Wir machten den erſten Teil der Reiſe per Dampfer über den Hudſon. Ich muß ſagen, ich hatte mir mehr davon verſprochen; einzig die West Point bietet ein maleriſches Bild. Von der Rondout Ferry ab ging's teils per Bahn, teils zu Wagen weiter. Im Kaarterskill-Hotel hatte Youmans Zimmer für uns beſtellt. Der Ort iſt wohl 3000 Fuß überm Meer gelegen; hierher nehmen die Amerikaner ihre Zuflucht, um der Hitze der Großſtadt im Juli und Auguſt zu entfliehen.

Wir trugen uns „Mr. Edward Lott mit Freund" in das Fremdenbuch ein; ich dachte mir auf dieſem Wege das viele Begrüßen und Ausfragen zu erſparen. Natürlich war eine ſolche Art und Weiſe, ſich einzuführen, an und für ſich verdächtig, und wenn auch die New Yorker Zeitungen keinerlei Anhaltspunkt boten (denn man hatte meine Route erfolgreich verſchwiegen), ſo behaupteten ſowohl der Wirt als auch mehrere Gäſte, ſie hätten von Anfang an gewußt, wer der „Freund" wäre. Angeſichts meiner Abſicht jedoch, unerkannt zu bleiben, hätten ſie mein Incognito reſpektiert. Wir verfielen kein zweitesmal auf eine derartige Finte, da ſie offenbar zwecklos war.

Einſt ſaß ich am Fuße der Catskills auf einem Felſenriff, und, indem ich den Blick oſtwärts über das weite Land jenſeits des Hudſon ſchweifen ließ, überkam mich der Gedanke, daß wir uns jetzt in jenem Lande befinden, über das

wir von klein auf so viel gelesen. Interessant und zugleich schwer war es, sich den Boden, auf dem wir nunmehr weilten, als dreitausend Meilen von jener Insel entfernt vorzustellen, woher wir gekommen waren. Auch fiel es nicht leicht, ja es war geradezu unmöglich, sich die wirkliche Lage dieser Insel auf der ausgedehnten Fläche vorzustellen, die sich jenseits des Horizonts sachte abwärts neigt. Die Unmöglichkeit jener Vorstellung kam mir recht eigentlich zum Bewußtsein, indem ich seewärts auf die Masten eines Schiffes unterhalb des Horizontes blickte und mir die wirkliche Erdoberfläche zu vergegenwärtigen suchte, wie sie sich allmählich wendet, bis die beiden Meridiane sich 8000 Meilen unter mir begegnen. Ich möchte den Versuch ein geistiges Würgen nennen, denn man müht sich dabei vergeblich, eine viel zu umfassende Konzeption in den Gehirnkasten zu drängen.

Ich kann indes nicht umhin, zu betonen, daß es etwas für sich hat, gelegentlich einer solchen Vorstellung nachzuhängen, was wohl neunundneunzig Prozent aller Menschen niemals tun. Man verweile einmal in der Vorstellung jener sich mit jedem Sonnenaufgang erneuernden kosmischen Phänomene, unter denen sich unser kleines Leben abspielt. Man denke sich beispielsweise aus, daß, während unser Auge den Umkreis des Horizonts überblickt, die Erde dreißig Meilen zurücklegt.

Am 29. August reisten wir weiter nach Albany, eine lange — nur von einer Ueberfahrt mit der Fähre unterbrochene — Eisenbahnfahrt. Hier hielten wir uns einige Stunden auf, um das Kapitol zu besichtigen. Auf Verabredung trafen wir uns in Saratoga mit Professor Youmans und seiner Gattin. Sie waren im United States Hotel abgestiegen, welches nach meinem Tagebuch das größte auf der Welt sein soll, indem es 1500 Gäste bergen kann. Der Anblick übte indes durchaus nicht die erwartete Wirkung auf mich aus. Ich erinnere mich dunkel an einen endlosen Eßsaal mit langen Tischreihen und einer Unzahl von Personen, von denen mir jedoch keine einen Eindruck hinterließ. Ich bin ein schlechter Beobachter der Menschen in concreto, weil sie mich in abstracto zu sehr beschäftigen. Durch meine Gewohnheit, stets Gedankenkomplexen nachzuhängen, bin ich

verhindert, die Leute um mich herum zu beobachten. Wahrscheinlich entgeht mir hierdurch viel Wissenswertes, vielleicht auch mancherlei Unterhaltendes. Neuerdings zumal pflege ich mir neue Gesichter, die ich in Gesellschaften oder sonstwo sehe, so selten einzuprägen, daß es gewöhnlich mehrmaliger Begegnung bedarf, bis ich sie mir merke. So ließ ich mir denn auch hier die Gelegenheit entgehen, die amerikanischen Modeherren und -Damen zu kritisieren. Ich hielt mich nicht wie die anderen über ihre Art, sich zu geben und zu kleiden, auf. Kleider sind für mich überhaupt in so geringem Maße Gegenstand der Beachtung, daß ich niemals eine Erinnerung daran zurückbehalte, es sei denn, daß sie sich durch auffallend guten oder besonders schlechten Schnitt auszeichnen. Ein einfacher eleganter Anzug — ohne den Anschein des Gewollten — fällt mir zuweilen auf; auch bemerke ich gelegentlich, wenn ein Kleid phantastisch ist, die Farben nicht harmonieren, oder allzu viel Putz und Mache vorhanden ist. Sonst jedoch lassen Damentoiletten, die ich in Salons sehe, niemals die leiseste Erinnerung in meinem Gedächtnis zurück. Wenn ich überhaupt an jemandem Interesse bezeuge, so bezieht sich dies nicht auf das Kleid, sondern auf dessen Träger.

An einen Menschen, den ich sah und über den ich mein Urteil abgab, vermag ich mich indes noch zu erinnern. Im Hotelgarten ging zuweilen ein Eisenbahnkönig auf und ab, einer der reichsten, behauptete man. Er hatte gewöhnliche Gesichtszüge und sein ganzer Habitus entsprach, wie ich mir sagen ließ, seinem Aussehen. Es war mir, bevor ich England verließ, von seiten eines Geschäftsfreundes dieses Krösus' nahegelegt worden, ein Empfehlungsschreiben an ihn mitzunehmen. Der Betreffende stellte mir vor, daß, falls ich zuvorkommend mit ihm sein würde und mit ihm zusammen die Mahlzeiten einnähme, er mir wahrscheinlich einen Passepartout für die Eisenbahnen geben würde. Ich hatte indes vorgezogen, die Empfehlung nicht anzunehmen.

Nach zweitägigem Aufenthalt in Saratoga — es war am 1. September — nahmen wir die Bahn nach dem Lake St. George. Ein Dampfer führte uns ans jenseitige Ufer. Dieser See gehört zum Malerischsten, was ich in den Ver-

einigten Staaten überhaupt gesehen habe. Um einem Engländer einen Begriff von der Ausdehnung und dem landschaftlichen Bild zu geben, müßte man drei unserer Seen aneinanderreihen. Wir fuhren noch im Dampfschiff über den Champlainsee und langten im Laufe des Nachmittags in Burlington an. Am nächsten Tage ging's weiter nach Kanada. Schon Monate zuvor hatte sich der Direktor des Windsor-Hotels, Herr Iles, ausbedungen, ich möchte bei ihm wohnen, falls ich nach Montreal ginge. Er kam uns eine ganze Strecke weit entgegen und führte uns unserem Bestimmungsorte zu. Während der wenigen Tage, die wir uns in Montreal aufhielten, behandelte man uns durchweg wie Fürstlichkeiten.

Zum Glück war die Sitzung der British Association, derentwegen wir hingefahren waren, bereits beendet, als wir ankamen, denn sonst würde ich mir sicherlich noch mehr zugemutet haben. So blieb uns nichts anderes übrig, als die Sehenswürdigkeiten Montreals in Augenschein zu nehmen. Zuallererst bestiegen wir den Mount Royal, nach welchem der Ort benannt ist. Alsdann fuhren wir dem Ufer des Lorenzstroms entlang, um die Stromschnellen zu sehen. Endlich bot die Stadt selbst mit ihren Prachtgebäuden viel Sehenswertes.

Bei mir mischte sich in die Freude, die ich beim Anblick jener Bauten empfand, ein Tropfen Bitterkeit. Bei aller Bewunderung stieg in mir der Gedanke an die Vorgeschichte dieser Gebäude auf, der die Harmonie etwas störte. Während eines Menschenalters oder noch länger waren unaufhörlich Kanadier nach England herübergewandert, um dort für ihre großen Eisenbahnen Kapital zu suchen. Sie hatten den englischen Kapitalisten eine so günstige Kapitalsanlage, so vorteilhafte Bedingungen zugesichert, daß sie die gewünschten Summen erhielten. Ihre Versicherungen haben sich indes als wahrheitswidrige erwiesen — ja, sie enthielten ganz falsche Vorspiegelungen, sodaß die Beteiligten außerordentliche Verluste erlitten. Viele derselben gingen an diesem Unternehmen zugrunde (darunter befand sich auch mein armer Freund Lott, der infolge seines pekuniären

Ruins einen vorzeitigen Tod fand). Ermangelten die Kanadier der Mittel zur Anlage jener Verkehrswege, die Handel und Industrie so ungemein gehoben haben, und ist es ihnen vermöge ihrer übertreibenden Darstellungen auch geglückt, vom Mutterlande die Mittel zu erhalten, die sie, wie man glaubte, nicht aus Eigenem aufbringen konnten, so hat es offenbar doch zu imposanten Städten und Prachtbauten gelangt, zu einem Hotel in Montreal, dem in Bezug auf Großartigkeit damals kein einziges in England gleichkam.

Den Sonntag und Montag brachten wir in Montreal zu. Am Dienstag führte uns die große Hauptbahn nach halbtägiger Fahrt nach Brockville, von wo aus wir uns über den Lorenzstrom setzen ließen. Darauf schifften wir uns nach Alexandra Bay ein, einem Touristenorte, der eigens für die Besucher der „Tausend Inseln" angelegt worden ist. Hier verbrachten wir einen genußreichen Tag, teils in einem Mietsboote, das uns um die nächstliegenden Inseln herumführte, teils auf einem Ausflugsdampfer, der eine, wie es hieß, über vierzig Meilen weite Fahrt im Umkreis nach den entfernteren Inseln machte. Man muß sich wundern, wie diese Inselwelt sich bilden konnte, wie sich der Lorenzstrom mit seinen unzähligen Armen durch diese bewachsenen Felsmassen hat brechen können. Mehr noch wird der Beschauer von der Romantik gefesselt. Diesem Umstande allein ist wohl auch die Ansiedelung der Inseln zuzuschreiben. Hier blinkt ein kleines Hotel, dort eine Villa zwischen den Bäumen hindurch. Offenbar ist es der für alles Romantische empfängliche Sinn, der in der Jugend besonders mächtig lebt, aber auch bei den Erwachsenen nicht vollends erstorben ist, der bewirkte, daß es bei wohlhabenden Amerikanern zum guten Tone gehört, eines dieser wasserumspülten Erdenfleckchen als Sommeraufenthalt zu besitzen.

Am nächsten Tage nahm uns ein auf dem Wege nach Toronto befindlicher Dampfer auf, der uns durch einen anderen Teil der „Tausend Inseln" und darauf nach dem Ontariosee brachte. Am Nachmittage kamen wir in eine Stadt, von der nicht wie von so vielen anderen behauptet werden könnte, „man glaubt sich immer am Nachmittag",

sondern in der im Gegenteil die Lebensluft des Morgens vorzuherrschen scheint. Es war dies Kingston, wo der Dampfer eine Zeitlang anlegen mußte, um eine Holzladung aufzunehmen. Wir wanderten herum und machten zu unserer Ueberraschung und Beschämung die Entdeckung, daß diese Stadt mit ihren zehn- oder zwölftausend Einwohnern ein verbreitetes Telephonnetz besaß. Ich sage „zu unserer Beschämung," denn zu jener Zeit, nämlich im Jahre 1882, war das Telephon kaum in London überall in Gebrauch, geschweige denn in unseren großen Provinzstädten. Schon öfters ist es mir aufgefallen, daß der Engländer, der in gewisser Beziehung äußerst unternehmend ist, in anderer Richtung Mangel an Initiative beweist. Ich erinnere mich, daß im Jahre 1868 in Neapel im Hotel, in welchem ich abstieg, alle Zimmer mit elektrischen Klingeln versehen waren, zu einer Zeit, da in England diese Einrichtung noch nirgends eingeführt war. Es gibt unter den Engländern einige Auserwählte, denen die Ideen nur so zufliegen; die große Masse des Volkes dagegen hat keine Initiative. Mit anderen Worten: es scheint, daß im englischen Volke (von Schotten und Irländern will ich nicht reden) die Intelligenz im Vergleich mit dem Maße der Dummheit eine kleinere ist, als bei anderen Nationen.

Eine Nacht Dampfschiffahrt brachte uns über den Ontariosee nach Toronto, wo wir vormittags ankamen. Nach einigen Stunden Aufenthalts führte uns ein anderer Dampfer nach Niagara, und nach kurzer Eisenbahnfahrt langten wir bei den Fällen an.

„So ziemlich, was ich erwartet hatte," lautet die Aufzeichnung in meinem Tagebuche. Ich war also weder enttäuscht, noch verblüfft. Immerhin glaube ich, daß ich nach längerer Besichtigung von der Größe des Geschauten einen tieferen Eindruck empfangen haben muß. Wir widmeten eine volle Woche den Niagarafällen und der Umgebung mit nur eintägiger Unterbrechung anläßlich einer Fahrt nach Buffalo. Alles Sehenswerte wurde besichtigt, so auch die „Windhöhle". Wir ließen uns hier die Muße, derer es zu vollem Genusse bedarf.

Es war mir rein unbegreiflich, wie die Fälle ihr Bett auf dieſe Weiſe unterwühlen konnten. Waſſerläufe graben ſich mit Hilfe des ſteinigen Geſchiebes, das ſie zur Zeit des Hochwaſſers mit ſich führen und das ſodann den Fels abſchleift, zuweilen ſehr tief ein. Aber der Niagara führt gewöhnlich kein ſo hartes Material mit, als daß eine ſolche Aushöhlung bewirkt werden könnte. Eine Meile unterhalb des Hauptfalles wären zwar die Stromſchnellen mächtig genug, um ganze Felsblöcke wegzuſchwemmen, doch iſt die dazwiſchenliegende Strömung ſo ſchwach, daß ſie nicht einmal Kieſelſteine fortzubewegen vermöchte. Auf welche Weiſe war es wohl möglich, den Fels ſo tief auszuhöhlen? Es iſt dies nicht anders zu erklären, als daß die Aushöhlung durch den unaufhörlichen Stoß des Waſſers gegen den Felſen bewirkt worden iſt. Der Fall iſt 160 Fuß hoch. Die Waſſermaſſe wird auf 100 000 000 Tonnen in der Stunde, alſo über 27 000 Tonnen in der Sekunde geſchätzt. Am oberen Ende des Falles iſt die Waſſerſäule etwa 20 Fuß dick. Bevor ſie den Grund des dreißig bis vierzig Fuß tiefen Beckens erreicht, wird ſie an der Außenſeite etwas von ihrer Wucht eingebüßt haben, während ſie im Zentrum jedenfalls nicht erheblich abgeſchwächt iſt. Am Boden des Beckens iſt dieſe Waſſermaſſe einem ſeitlichen Drucke von zirka fünfzehn Pfund auf den Quadratzoll ausgeſetzt, ſo daß die Waſſerſäule beim Aufſchlagen auf den harten Grund verhindert wird, ſich nach den Seiten hin zu zerteilen. Infolgedeſſen hat der Untergrund unaufhörlich den gewaltigen Stoß von 20 000 Tonnen Waſſers in der Sekunde mit einer lebendigen Kraft von über 100 Fuß in der Sekunde auszuhalten. Dieſer beſtändige Schlag iſt ſo wuchtig, daß die rein mechaniſche Einwirkung der Waſſermaſſe kleine Felsteilchen loszulöſen vermag, die dann von der Strömung weggeſpült werden. Das Clifton-Hotel, in welchem wir wohnten, iſt etwa eine drittel Meile von dem Hauptfalle entfernt, und mein Zimmer lag auf der vom Falle abgekehrten Seite. Dennoch erzitterten die Fenſter unausgeſetzt, was zweifellos dem ungeheuren Stoß des Waſſers zuzuſchreiben war.

Ich habe noch nachzuholen, daß am Morgen nach unſerer

Ankunft Professor Youmans mit seiner Schwester eintraf. Sie waren von New York her die ganze Nacht durchgereist, um einige Tage mit uns zuzubringen. Ihre Anwesenheit trug viel zur Verschönerung unseres Aufenthalts bei.

Ursprünglich hatten wir die Absicht, unsere Reise nach Westen bis Chicago auszudehnen, wo Lott Verwandte besuchen sollte. Mein Befinden erlaubte mir jedoch nicht, eine so lange Reise zu unternehmen. Ich drang in meinen Freund, ohne mich hinzugehen und machte ihm den Vorschlag, in Niagara auf seine Rückkehr zu warten, ihn versichernd, ich würde auch in Gesellschaft von Miß Youmans am Leben bleiben. Er ließ sich indes nicht überreden, sondern bestand darauf, bei mir zu bleiben, um mich zu pflegen.

Unser nächster Aufenthalt galt Cleveland, wo wir am 16. September eintrafen. Mein Tagebuch berichtet darüber: „Umhergegangen; erstaunt über den Lärm und das Getriebe in einer so neuen Stadt." Von Cleveland ging's nach Pittsburg, das sich rühmen kann, die rauchigste Stadt der Welt zu sein.

Warum Cleveland und warum Pittsburg? wird man sich fragen. Als Antwort darauf muß ich auf unsere Ueberfahrt über den Atlantischen Ozean zurückkommen. Auf dem Tender der „Servia" in Liverpool hatte mir Andrew Carnegie einen Einführungsbrief mitgegeben. Die Eisenwerke in Pittsburg, welche durch Protektion in ihrem Gedeihen sehr gefördert worden waren, hatten Carnegie zum Millionär gemacht. Er drang in mich, ihn in Cresson zu besuchen. Cresson liegt im Alleghanygebirge und ist, wie das Kaaterskill-Hotel auf dem Catskill, eine Sommerfrische für erholungsbedürftige Amerikaner. Ich gab schließlich seinem Drängen nach, und dieser mein Entschluß war die Veranlassung zu der geschilderten Reiseroute.

Die Reizlosigkeit Pittsburgs veranlaßte mich, meinem Vorsatz, immer in einem Hotel abzusteigen, untreu zu werden. So kam es, daß wir noch am Abend unserer Ankunft mit Carnegie nach dem Hause seines Bruders fuhren, das einige Meilen außerhalb der Stadt lag. Nachdem wir am nächsten

Tag die Eisenwerke besichtigt hatten, fuhren wir mit Carnegie in einem Privatwagen, der zu meiner großen Befriedigung ein Schlafabteil enthielt, nach Cressson. Es war am 19. September und die größte Hitze vorüber. Die Gäste waren bereits abgereist, und das Hotel war geschlossen. So hatten wir nichts davon, daß Carnegie einen eigenen Anbau am Hotel besaß. Er geleitete uns nun zu einer altmodischen Herberge auf Mountain Top. Am nächsten Tag zeigte er uns die Umgebung, worauf er abreiste. Wir blieben noch einen Tag, um uns das Städtchen Ebensburg anzusehen und erreichten von der Ostseite des Alleghanygebirges Harrisburg. Einen Tag streiften wir in dieser nicht allzu interessanten Stadt umher, worauf wir die Eisenbahnfahrt nach Washington antraten.

Ob der Umstand, daß der Präsident, oder vielmehr der Vizepräsident (denn Garfield war gestorben) nicht in Newport zugegen war, uns bestimmt hatte, direkt nach Washington zu fahren, ohne in Baltimore Station zu machen — ich weiß es nicht mehr; wohl aber kann ich mich noch entsinnen, daß seine Abwesenheit mir Befriedigung gewährte. Von jeher zeigte ich Widerwillen gegen zeremonielle Besuche, denn erstens gehe ich Formalitäten gern aus dem Wege, sodann empfinde ich stets Abneigung dagegen, mich mit Fremden zu unterhalten. Im allgemeinen ist mir Nachdenken angenehmer als Sprechen; deshalb habe ich, ausgenommen bei einer Unterhaltung, die mich besonders interessiert, niemals Lust, mich zu beteiligen, es müßten mich denn schon freundschaftliche Gefühle oder persönliche Rücksicht dazu veranlassen.

Den Sehenswürdigkeiten Washingtons wurde natürlich die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Wir besuchten das White House, nicht aber den Bewohner desselben. Wir gingen durch das Parlament und hielten uns einige Minuten in den damals leeren Ratssälen auf. Mit unserem Führer, Major Powell, besichtigten wir das Smithsonsche Institut und dessen Umgebung. Wir sahen uns das Washington-Denkmal an, das gerade im Bau begriffen war, und wollten auch den Vorstädten einigermaßen gerecht werden. Ein Tag

wurde selbstverständlich dem Mount Vernon gewidmet, wo Washingtons Haus und seine Begräbnisstätte liegen. Wir hielten uns mehrere Stunden dort auf, sahen uns die Wohnräume und Reliquien an und ergingen uns in der Umgebung. Ich erinnere mich, wie uns eine Anpflanzung von Weiden in Erstaunen versetzte, an welcher vermerkt war, sie seien von Napoleons Grab auf St. Helena hierher verpflanzt worden; Lott und ich fanden dies beide sehr seltsam.

War es in Washington oder anderswo, daß mir die Passion der Amerikaner für Eiswasser auffiel? Nicht nur wird es bei jeder Mahlzeit aufgetragen, sondern selbst mitten in der Nacht muß es zur Hand sein. Daß gerade die Amerikaner solche Liebhaber von Eiswasser sind, mag seinen Grund in ihrer Enthaltung von alkoholischen Getränken haben, die man in der Tat in den Hotels bei Tische kaum zu sehen bekommt. So bleibt die Geschmacksempfindung unbefriedigt, und da bietet denn die Kälteempfindung einigen Ersatz. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Uebermaß von kältenden Getränken ebenfalls eine Unsitte ist.

Am Abend des 28. September kamen wir in Baltimore an; am folgenden Morgen traf Youmans aus New York dort ein. Ob mein Gesundheitszustand dem geplanten großen Bankett nicht im Wege stehen würde, war noch im Ungewissen geblieben, und Youmans war gekommen, um zu sehen, wie es nun um mein Befinden stehe und wie mein Entschluß laute. Einige Besserung war wohl eingetreten, und wenn auch in meinem Tagebuche Aufzeichnungen wie „schlechte Nacht", „scheußliche Nacht" u. s. w. noch häufig vorkamen, so hatte die Zahl der guten Nächte doch zugenommen. Ich glaubte daher, die Sache wagen zu dürfen, und Youmans reiste nach New York zurück, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

Wir waren im Mount-Vernon-Hotel abgestiegen — nach meinem Dafürhalten das beste Hotel, in dem wir bisher gewohnt hatten. Es war mäßig groß, für amerikanische Verhältnisse eher klein, aber durchweg gut eingerichtet. Große Hotels mit Scharen von Gästen sind mir zuwider. Ich habe da immer das Gefühl, eine bloße Nummer in einem großen

Getriebe zu ſein, die mechaniſch funktionieren muß. Ich glaube, daß hier wie anderswo die aus Negern und Miſchlingen beſtehende Bedienung über meine Mißachtung ihrer Verfügungen höchlich erſtaunt war. Sie empfinden immer eine beſondere Genugtuung, das bißchen Machtbefugnis, das ſie haben, auch auszuüben. So wird in allen Hotels, wo es auch ſei, dem Gaſte ein beſtimmter Tiſch angewieſen, und dies geſchieht gewöhnlich in ſehr imperatoriſcher Weiſe. Nun kam ich aber zuweilen in die Lage, wegen Luftzugs, mangelnden Lichts oder aus ſonſt irgendwelchem Grunde mich an einen andern Tiſch zu ſetzen, wofern dies, ohne die Anſprüche anderer Gäſte zu verletzen, möglich war. Natürlich waren die Kellner eine derartige Auflehnung nicht gewöhnt. Der Amerikaner hat in der Regel nichts auszuſetzen. Er nimmt das Zimmer, das ihm vom Concierge bezeichnet wird und ſetzt ſich an den Tiſch, den der Oberkellner ihm zuweiſt. Der Engländer genießt in Amerika den Ruf eines Nörglers, und ich glaube, dieſe Reputation nicht abgeſchwächt zu haben.

In Baltimore beſuchte ich unter anderem die Johns-Hopkins-Univerſität, zu deren Beſichtigung uns der dort wirkende Profeſſor Sylveſter einlud. Ganz beſondere Freude machte mir das Peabody-Inſtitut, das vorzugsweiſe wegen ſeiner architektoniſchen Schönheit, beſonders in der inneren Ausſtattung, bemerkenswert iſt. Die Einrichtung der Bibliothek iſt in ihrer Art ein Muſter, ſo eigenartig, wie ich es ſonſt nirgends geſehen habe: Bequemlichkeit und Schönheit ſind hier in wahrhaft vollkommener Weiſe vereinigt.

Einige Jahre zuvor hatte ich in England Herrn J. W. Garrett, den Präſidenten der Baltimore-Ohio-Eiſenbahn, kennen gelernt. Er wohnte im Winter in Baltimore und im Sommer einige Meilen außerhalb der Stadt auf ſeinem Gute Montebello. Hier beſuchten wir ihn, und ich wurde durch freundliches Drängen veranlaßt, meinem Grundſatz, nur im Hotel zu wohnen, nochmals untreu zu werden.

An Herrn Garrett waren deutliche Spuren der Ueberarbeitung erkennbar, eine in Amerika nur zu häufige Erſcheinung. Als ich ihn in England zum erſten Male ſah,

hielt ich ihn für mindestens zehn Jahre älter als ich war, während er zu meinem Erstaunen in Wirklichkeit bedeutend jünger war.

Armer Mann! Er mußte Arbeit und Vergnügen bald für immer aufgeben. Drei Jahre später verunglückte seine Frau durch einen Fall aus ihrem Wagen. Er selbst, der niemals ganz gesund gewesen, erlag diesem Schicksalsschlage.

Die nächste Etappe unserer Reise war Philadelphia, wo wir uns einige Tage aufhielten. Herr G. W. Childs, der es sich nicht nehmen läßt, alle bedeutenden Menschen zu bewirten, lud uns ein, bei ihm zu wohnen, aber aus meinen bekannten Gründen lehnte ich ab. Er erwies sich uns indes auch in anderer Beziehung sehr gefällig. So stellte er uns einen Wagen zur Verfügung, und da wir außerdem Herrn Cook, den Korrespondenten der Times für Philadelphia, als Cicerone hatten, nahmen wir in angenehmster Weise alles Sehenswerte in Augenschein.

Da waren die ausgedehnten Maschinenwerke der Herren Baldwin zu besichtigen, die pro Tag eine Lokomotive vollkommen fertigstellen — alsdann der prachtvolle Park, durch den wir in Begleitung des Professors Leidy fuhren. Dann machten wir die Schiffahrt den Delaware hinauf und hinunter auf einem Dampfer, den uns Herr Roberts, der Präsident der Philadelphia-Eisenbahn, zur Verfügung gestellt hatte. Wir besuchten das Girard-College, das sehr umfangreich und gut eingerichtet ist, mit dessen Erziehungsmethode ich mich indessen nicht befreunden kann. Dieser mechanisch-gleichmäßige Zwang zu einer starren Disziplin erregte meine ganze Mißbilligung, der ich denn auch gebührenden Ausdruck gab. Ich hoffe nur, daß der Beamte, der uns herumführte, meine Aeußerungen den Leitern der Anstalt mitgeteilt hat.

Ich erinnere mich, daß zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt auch einige immense Gemeindebauten gezählt werden. Childs berichtete, daß sich in der Stadt ein Bürgerausschuß gebildet habe, um den Extravaganzen der Gemeindebehörden Einhalt zu tun. Ich glaube, in einigen anderen amerikanischen Städten bestehen ähnliche Organisationen.

Noch in der vorigen Generation bestand der Glaube, die Demokratie sei sparsam und werde es auch immer sein. In der Tat scheint nichts natürlicher, als daß ein Volk, dem die Macht in die Hand gegeben ist, es verbietet, daß sein Geld verschwendet werde. Die Erfahrung hat jedoch diese vorgefaßte Meinung in Amerika ebensowenig wie bei uns in England bestätigt.

Eine weitere Tagesfahrt brachte uns nach New-York zurück; unsere siebenwöchentliche Rundreise hatte somit ihren Abschluß gefunden. Als ich auf der Karte den kleinen Kreis betrachtete, den wir bereist hatten und damit den ungeheuren Staatenkomplex verglich, den wir nicht berührten, war ich äußerst überrascht, ja beinahe erschrocken über die Ausdehnung Amerikas. Wie erstaunt war ich, als ich hörte, daß die Grenzlinie zwischen Ost und West, welche die Bevölkerung der Zahl nach in zwei gleiche Hälften teilt, schon nahe dem Mississippi ist, und bedachte, daß noch vor kurzem die Ländereien westlich des Mississippi nur von Indianern bewohnt waren. Es steht ganz außer Frage, daß bei dem gegenwärtigen Fortschrittstempo (es sei denn, daß innere Streitigkeiten zu Zwiespalt führen, was immerhin möglich ist) die Vereinigten Staaten sehr bald weitaus die mächtigste Nation der Erde sein werden.

Nach New York zurückgekehrt, äußerte ich Youmans gegenüber, daß gewisse mißliebige Behauptungen, u. a. eine mir zugeschriebene Meinungsäußerung über einen englischen Schriftsteller, der sich damals in Amerika aufhielt, von Interviewern verbreitet worden waren. Diese Behauptungen waren durchaus erfunden, zumal ich überhaupt keinen Interviewer zugelassen hatte. Ich bemerkte nebenbei, daß zu einer Richtigstellung ein Interview nun wirklich geboten wäre.

„Gewiß," sagte er, „Sie müssen sich unbedingt interviewen lassen, aber von mir selbst." Ich ging auf den Vorschlag ein, und am nächsten Morgen wurde er in Szene gesetzt. Es ergab sich indes, daß ich mich selbst interviewte. Mit zwei einzigen Ausnahmen stellte ich mir selbst die Fragen, die ich beantwortete. Wie immer bestrebt, alles zum Besten auszunützen, ließ Youmans dieses Scheininterview

drucken und sandte zunächst Auszüge an Chicagoer Zeitungen, sodann nach New York, sodaß die Veröffentlichung überall gleichzeitig erfolgen konnte. Es glichen meine Aussagen natürlich in keiner Weise einem gewöhnlichen Interview, das doch immer nur für eine einzige Zeitung bestimmt ist. Meiner Art entsprechend waren meine Ausführungen vorzugsweise kritischer Natur. Wenn ich auch der Großartigkeit der amerikanischen Errungenschaften meine vollste Anerkennung zollte, so war doch der Akzent auf die Mißbilligung der Politik Amerikas gelegt. Nichtsdestoweniger wurde dieses mein Selbstgespräch gut aufgenommen: man betrachtete es wohl eher als Kritik von Seiten eines Freundes, der für das Wohl Amerikas besorgt ist, denn als Aeußerungen eines grundsätzlichen Gegners seiner Institutionen.

Wir sollten nun erst noch New York kennen lernen, denn am Tage unserer Ankunft konnten wir ja nur einen oberflächlichen Blick auf die augenfälligsten Punkte werfen. Wir durchstreiften den Zentral-Park und zollten ihm unsere Bewunderung; wir machten einen Abstecher nach Brooklyn, besuchten einige Geschäftszentren, verbrachten bei verschiedenen Gelegenheiten einige Stunden im Century Club und im Lotus Club; endlich besuchten wir einige Theater, was wir in Washington und Philadelphia unterlassen hatten.

Wir wollten indes noch etwas von den Staaten Neu-Englands sehen; wir begaben uns daher nach neuntägigem Aufenthalt in New York nordwärts.

Unser erster Aufenthalt galt New-Haven, wo wir einen Vormittag der Besichtigung des Yale-Colleges widmeten, d. h. vielmehr der Sammlung des Professors Marsh, welche aus einer Anzahl wundervoller Säugetierfossilien aus dem fernen Westen besteht. Am Nachmittage setzten wir unsere Reise nach Newport fort. Schon in England war uns dieser Ort als Sehenswürdigkeit bezeichnet worden. Der Hauptanziehungspunkt indes, dessentwegen wir uns dort aufhalten sollten, nämlich, um Newport als Sommer-Residenz der eleganten Welt zu sehen, fiel fort, denn die season war vorüber. Wir bedauerten dies jedoch nicht im geringsten. Der Ort bietet auch sonst mancherlei Reize. Beinahe voll-

ständig aus zerstreuten Villen bestehend, ist Newport von unseren Badeorten am besten mit Bournemouth vergleichbar. Wir verlebten dort sechs angenehme, wohltuende Tage.

Sodann war selbstredend die Reihe an Boston, wo wir am 28. Oktober ankamen. Unser Weg führte uns durch eine Baumlandschaft, deren reiches Blattwerk in herbstlicher Farbenpracht schimmerte.

Der Tag unserer Abreise nach Boston war durch eine Einladung zum Diner im Saturday Club bestimmt worden, der wir denn auch einige Stunden nach unserer Ankunft Folge leisteten. Es handelte sich um das wöchentliche Klubessen, zu dem sich seit vielen Jahren die bemerkenswertesten Persönlichkeiten von Boston und Umgegend — besonders auch aus Concord — einfinden. Bis vor kurzem hatte Emerson präsidiert; damals war Dr. O. W. Holmes gerade Präsident. Der „Autokrat des Frühstückstisches" erwies sich als sehr geniales Tafelpräsidium. Es war mir eine Freude, unter anderen weniger bekannten Leuten, in ihm einen Mann kennen zu lernen, dessen Schriften mir viel Vergnügen bereitet hatten und dessen bekanntestes Buch ich verschiedenen Freunden geschenkt hatte, weil ich es für wert halte, gelesen und wiedergelesen zu werden.

Aber unter allen Bewohnern Bostons gebührt einem, der sich als Darsteller der Synthetischen Philosophie verdient gemacht hat — Fiske — besondere Aufmerksamkeit, und wir zögerten nicht, uns auf den Weg nach der Vorstadt Cambridge zu machen, wo er wohnte. Nachdem wir bei ihm gefrühstückt hatten, besuchten wir mit ihm zusammen Professor Asa Gray. Auf dem Rückweg besichtigten wir noch den Botanischen Garten; der Abend wurde im Union Club zugebracht. Am folgenden Morgen bewunderten wir die Stadt, stiegen zum Bunker-Hill-Denkmal hinauf, besichtigten die östlichen Vorstädte u. s. w. Am folgenden Tage erbot sich uns Fiske zum Führer durch das Kunstmuseum. Es folgte eine Besichtigung der Harvard-Universität, und wir beschlossen den Tag mit einer Wagenfahrt durch Longworthy nach den westlichen Vorstädten.

Etwa zwei Stunden des darauffolgenden Tages ver-

brachten wir in Lexington, das Lott sich als typisches neuenglisches Dorf anzusehen gewünscht hatte. Darauf setzten wir unsere Reise nach Concord fort. Selbstverständlich beabsichtigten wir, Emersons Haus zu besuchen; wir verlebten eine sehr angenehme Stunde mit Emersons Witwe, seinem Sohn und seiner Tochter. Wir wurden dann auf den Gottesacker geführt. Seit dem Tode Emersons waren erst wenige Monate verstrichen, und der Grabhügel war daher noch durch keinerlei Denkmal kenntlich gemacht. Sleepy Hollow ist ein so poetisch schöner Fleck Erde, daß man beinahe wünschen möchte, in Concord zu sterben, um hier begraben zu werden.

Und nun ereignete sich ein fataler Zwischenfall. Wir waren in Gefahr, den Zug zu versäumen, und ich lief eine Strecke weit, so rasch ich konnte, um ihn noch zu erreichen. Ich spürte sogleich, daß die Anstrengung für mich zu groß gewesen war und glaube bestimmt, bleibenden Schaden davongetragen zu haben. Ich hatte darauf eine so böse Nacht, daß ich mich sogleich entschloß, Boston mit seinen Aufregungen zu verlassen. Ich entschuldigte mich bei Dr. Holmes, der mich noch zum Essen eingeladen hatte, und wir fuhren schnurstracks zurück nach Newport. Ich hoffte, einige Ruhe würde mich wieder auf den Damm bringen, und mir war hieran wegen des bevorstehenden Banketts in New York doppelt gelegen.

Fünf Tage trugen ein wenig, aber auch nur sehr wenig, zur Linderung des Uebels bei. Das Bankett war auf den 9. angesetzt; so waren wir genötigt, am Nachmittage des 3. nach New York abzureisen.

Meine Aussichten waren höchst beunruhigend. Meiner vollen körperlichen und geistigen Frische bedurfte ich gerade zu dem bevorstehenden Anlaß mehr denn je, und nun war gerade in diesem Augenblicke mein Zustand ein so bedenklicher, wie seit sechsundzwanzig Jahren nicht. „Schlechte Nacht, gar nicht geschlafen" berichtet mein Tagebuch, und ich hatte „Furcht, einen Herzschlag zu bekommen". Zur festgesetzten Zeit begab ich mich zu Delmonicos, wo das Bankett stattfinden sollte. Meine Freunde hatte ich gebeten, mich in einem

Nebenzimmer bis zum letzten Augenblicke allein zu laſſen, um ſo alle Aufregung, wie ſie Vorſtellungen und Glückwünſche mit ſich bringen, zu vermeiden. Als Herr Evarts, der präſidierte, mich zum Podium führte, bat ich ihn, die Anſprache ſehr kurz zu faſſen und nur eine knappe Antwort von mir zu erwarten. Obgleich die Sache ſehr anſtrengend war, blieb die von mir gefürchtete Kataſtrophe aus. Als Herr Evarts die dem Anlaſſe entſprechende Begrüßungsrede gehalten hatte, war ich imſtande, mich meiner vorbereiteten Anſprache ohne Schwierigkeit zu entledigen. Große Wirkung erzielte ich damit freilich nicht, denn ich beſitze von Natur keine Rednergabe, und meine geringe Fähigkeit zu geſchickten Redewendungen verſagte vollends. Ich brauche nicht beſonders zu erwähnen, daß ich in meiner Antwort von der bei ſolchen Anläſſen üblichen Form abwich. Nachdem ich mich darüber geäußert, wie ſehr mich die Sympathiebeweiſe der Amerikaner zu Dank verpflichten, beſtand meine Rede vorwiegend aus einer kritiſchen Betrachtung der amerikaniſchen Lebensführung, die allzu ausſchließlich der Arbeit gewidmet ſei. Die von mir verfochtene Theſe lautete dahin, daß wir nicht leben, um zu lernen und zu arbeiten, ſondern daß wir lernen und arbeiten, um zu leben. Daraus folge, daß die Zukunft ein neues Lebensideal zeitigen müſſe, das von dem gegenwärtigen Ideal des Induſtrialismus ebenſo verſchieden ſei, wie dieſes von dem früheren Ideal des kriegeriſchen Typus. Von dem, was dann folgte, weiß ich nur, daß es mich große Anſtrengung koſtete. Lobpreiſungen, ſelbſt wenn ſie unter vier Augen erfolgen, verurſachen keine reine Freude, ſie müßten denn mehr oder weniger umſchrieben werden. Man kann ſich deshalb vorſtellen, daß die übertriebenen Lobeserhebungen, die ein Redner nach dem andern vor dieſer Verſammlung, deren forſchenden Blicken ich von allen Seiten ausgeſetzt war, über mich ergoß, mir in meinem damaligen Zuſtande unerträglich waren. Gleichviel — ich mußte ſie über mich ergehen laſſen, und allmählich wurde ich dagegen unempfindlich. Wenn ich hinzufüge, daß alles zur vollſten Zufriedenheit meines Freundes Youmans verlief, ſo habe ich damit den Erfolg der ganzen Veranſtaltung hin-

reichend beschrieben. Wie gewöhnlich bereit, aus allem Kapital zu schlagen, stellte Youmans aus dem „Interview" und dem Verlauf des Banketts, dem er noch einige Briefe und nicht gehaltene Reden beifügte, einen kleinen Band zusammen.

Der folgende Tag verlief etwas ruhiger. Es war nunmehr an der Zeit, Vorbereitungen zur Heimreise zu treffen. Am 11. November gingen wir an Bord des „Germanic", nachdem wir noch bei Youmans gefrühstückt hatten. Eine Anzahl Freunde und etliche Unbekannte waren aufs Schiff gekommen, um uns abreisen zu sehen. Einer der Fremden knüpfte ein Gespräch mit mir an über die vor kurzem erfolgten Wahlen, in denen die „Bosses" geschlagen worden waren und fragte mich nach meiner Meinung über dieses Wahlergebnis, die ich denn auch, nichts Böses ahnend, äußerte. Erst später fiel mir ein, ich könnte überlistet worden sein, und wirklich fand ich bei unserer Ankunft in Queenstown meinen Verdacht bestätigt. Unter den Zeitungen, die mir dort überreicht wurden, enthielten einige die telegraphische Wiedergabe der von mir geäußerten Ansicht. So war ich also trotzalledem zuguterletzt noch interviewt worden.

Ueber unsere Rückreise geben die nachfolgenden Stellen aus einem Briefe, den ich am 25. November, nach unserer Ankunft in England schrieb, die nötige Auskunft:

> Auf dem „Germanic" war alles zufriedenstellend: Bedienung gut, Küche vortrefflich, das Schiffszimmer, das mir eingeräumt war, so gut als es überhaupt sein konnte, und meinen Wünschen wurde in jeder Beziehung Rechnung getragen. Die einzige Gefahr drohte mir durch die allzu große Liebenswürdigkeit meiner amerikanischen Freunde. Als ich in mein Schiffszimmer kam, erkannte ich, daß mich ihre Gastfreundschaft auf den Atlantischen Ozean hinaus begleitete! Da waren Blumen, Früchte, Wein, Branntwein und Austern, in Mengen, die gar nicht zu bewältigen waren. In Anbetracht der so ausgezeichneten Verpflegung auf dem „Germanic" war daher eine gewisse Gefahr vorhanden, des Guten zuviel zu tun. Vor einiger Zeit war unter dem Titel „Einfaches Leben, hohes Streben" ein

hatte ich noch immer
mein Leben im Alter wohl.
war. Wie außerordentlich

Essays — oder vielmehr eine in zwei Teile zerfallende Abhandlung über „Die Faktoren der organischen Evolution". Zwei Jahre nach Erscheinen der letzteren kamen zwei polemische Artikel heraus, die in großen Abständen erschienen, da ich mich wiederholt genötigt sah, meine Arbeit zu unterbrechen.

Die Einzeletappen meiner Schwächezustände übergehend, möchte ich hier nur bemerken, daß ich nach und nach meinen Kräfteverbrauch auf ein Minimum einschränken mußte. Geschah es einmal, daß ich über mein vorgeschriebenes Arbeitspensum hinausging, so hatte ich es zu büßen, indem sich meine Arbeitsfähigkeit nur noch mehr verringerte.

Nach einem solchen im Frühjahr 1886 erfolgten Rückfall, den ich auf die Besichtigung der Royal Academy zurückzuführen hatte, mußte ich sechs Wochen lang das Zimmer hüten. Ich mietete mir alsdann eine Sommerwohnung in Upper Norwood, wohin ich Mrs. Bray und Miß Hennell (zwei intime Freundinnen von George Eliot) einlud. Die Besserung meines Befindens, die dort eintrat, war wie gewöhnlich nur vorübergehend. Es folgten langwierige Wochen in London, wo ich beständig Depressionen unterworfen war. Um diesem Zustand ein Ende zu machen, fuhr ich nach Brighton. Hier blieb ich fünf Vierteljahre — eine Zeit wechselvollsten Befindens. In den letzten vier Monaten dort gestatteten mir meine Verhältnisse, mir eine eigene Viktoriachaise mit Gummirädern zu halten, sodaß ich wenigstens ohne Schaden für meine Gesundheit spazieren fahren konnte. Es vergingen indes oft Tage und Wochen, ohne daß ich Gebrauch davon machte. Im November 1887 veranlaßte mich Miß Beatrice Potter, in Bornemouth Wohnung zu nehmen, wo sie mit ihrer Familie den Winter zubrachte (mein Freund Potter war inzwischen auch altersschwach geworden). Die veränderte Umgebung und die Nähe mir lieber Menschen bewirkten Wunder: Ende Januar 1888 war ich in London bereits wieder täglicher Gast im Athenaeum, ja, ich vermochte mich sogar zu einer Partie Billard aufzuschwingen. Aber eine allzu angeregte Diskussion genügte, und ich brach abermals zusammen. Die Besuche im Athenaeum-Club mußten gänzlich eingestellt werden, und meine ganze Zerstreuung bestand

nunmehr in Fahrten nach dem nahe gelegenen Park und gelegentlichen Besuchen im Savile-Club. Ende Juni ging ich zu meinem Freunde Grant Allen nach Dorking. Während der Sommermonate trat erhebliche Besserung ein; aber es bedurfte nur einer minimalen körperlichen Ueberanstrengung, einer ganz geringen Aufregung, um den erlangten Fortschritt wieder aufzuheben. Im Oktober, nachdem ich schon wiederholt Rückfälle erlitten hatte, reiste Allen wie alljährlich nach dem Süden, mich in seinem Haus zurücklassend, wo ich den Winter über blieb, da ich damals gerade nicht transportfähig war. Die Monotonie meines fünfmonatlichen Aufenthaltes in Dorking wurde mir dadurch erträglicher, daß meine Freunde mich hier, ebenso wie in Brighton, auf einige Tage, manchmal auch auf mehrere Wochen besuchten. Besonders viel Erheiterung boten mir jeweilen die Kinder meiner Freundin Mrs. Cripps (eine geborene Potter), die mir auf meine Bitte hin, sie möchte mir „einige Kinder borgen", dieselben nach Dorking schickte. Mitte März 1889 kehrte ich in die Stadt zurück. Ich mietete mich in einem ruhigen Hotel in der Nähe des Athenaeum ein, sodaß ich bequem zu Wagen dorthin gelangen konnte. Diese Abwechselung wirkte ungemein günstig auf mein Befinden. Doch wie gewöhnlich wurde durch körperliche und geistige Anforderungen mein Gesundheitszustand wieder ins Wanken gebracht. Nach drei Jahren beständiger Schwankungen, nachdem ich mich oft wohler, oft aber auch schlimmer gefühlt habe als heute, kann ich feststellen, daß mein Durchschnittszustand sich entschieden verschlechtert hat — seit der Zeit, da meine Gebrechlichkeit begann.

Meine Hauptbeschäftigung bildete außer der Korrespondenz, die ich, soweit es irgend anging, durch meinen Sekretär besorgen ließ (und außer den beiden schon genannten Essayfragmenten) die Niederschrift dieser Biographie, eine Arbeit, welche, zumal ich zu jeder schweren — in noch so geringem Umfange betriebenen — Denkarbeit unfähig war, einen gewissen Trost für mich bedeutete. So hatte ich noch immerhin einigen Arbeitsstoff, ohne den mein Leben im Alter wohl eine unerträgliche Last gewesen wäre. Wie außerordentlich

langsam ich in jeglicher Arbeit vorwärtskam, beweist der Umstand, daß das tägliche Pensum nach beendeten Korrekturen, Einschaltungen und Kürzungen nicht über fünfzehn Zeilen betrug.

Wie soll sich nun meine Zukunft gestalten? Ich diktiere diese Zeilen an meinem 69. Geburtstage. Ein Invalidenleben wie das meinige, das seinen Grund in chronischen Störungen, nicht aber in einem organischen Leiden hat, wird aller Wahrscheinlichkeit nach noch eine Weile fortdauern. Was aber soll mit dieser Zeit geschehen?

Soll ich mit Aufwand der geringen Kräfte, die mir noch zu Gebote stehen, den ersten Band dieser Autobiographie vollenden? Der II. Teil des Bandes, in welchem ich über meine Kindheit und Erziehung berichtete, liegt bereits fertig vor. Der III., IV. und V. Teil indes, die Schilderung meiner Ingenieurzeit — von meinem 17. bis zu meinem 28. Lebensjahre — habe ich in bloßem Rohentwurf vor Jahren in aller Eile meinem Stenographen diktiert. Ob ich diesen skizzenhaften Entwurf wieder aufnehmen und ihn in eine lesbare Form kleiden soll?

Nach längerer Ueberlegung bin ich zu folgendem Entschluß gelangt: Wiederholte Versuche berechtigen mich zu der Hoffnung, daß ich noch imstande sein werde, meine „Prinzipien der Ethik" — wenn auch nicht in vollendeter Form — weiterzuführen, und gerade den bevorstehenden Teil möchte ich nicht ungeschrieben lassen. Falls ich der allzu großen Sorgfalt in der Fassung der Gedanken Einhalt zu gebieten vermag, falls ich mich mit einer einigermaßen verständlichen Darstellung zufrieden geben will, scheint die Möglichkeit gegeben, dieses Stück ernster Arbeit noch auszuführen, wenn ich mich an das eben beschriebene Arbeitspensum halte.

So beende ich denn hiermit — wenigstens vorläufig — meine Lebensbeschreibung, die mich so manches Jahr beschäftigt hat. Ich hege die Absicht, sie erst dann fortzuführen, wenn ich keiner anderen Arbeit mehr fähig sein werde.

Dreizehnter Teil.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Betrachtungen.

[Vier Jahre später.]

Wenn wir von der allerfrühsten Deutung des Uebernatürlichen, wie sie bei verschiedenen unzivilisierten und halbzivilisierten Völkern besteht, absehen, einer Konzeption, welche den Glauben an eine leibliche Auferstehung in sich schließt — jener Auferstehung des Toten als wirkliches Wesen, das in der Schlacht abermals besiegt werden muß, wie die Fidschiinsulaner glauben, oder nach anderer Vorstellung als einen aus dem Grabe Auferstandenen, der nächtlicherweile auf Jagd geht, wie manche wilden Stämme annehmen — wenn wir uns vielmehr die Gespenstertheorie in ihrer modifizierteren Form vergegenwärtigen, wo der mehr oder weniger geistgewordene Doppelgänger beim Tode entschwebt und über kurz oder lang in einen Körper zurückkehrt — so sehen wir, daß ursprünglich kein Gedanke an eine Beziehung zwischen Charakter und körperlicher Beschaffenheit vorhanden war. Zugleich mit dem Begriffe der Dualität entsteht die Annahme, daß der Charakter der Seele innewohnt, sodaß der Körper bloß die Behausung der Seele bildet, ohne irgendwelchen Kausalzusammenhang mit ihr zu haben. Dies ist auch die notwendige Voraussetzung aller Theorien von der Seelenwanderung. Die Seele, welche nach der einen Version dieser Doktrin hintereinander zur Gefangenschaft in zahlreichen

niedereren Wesen verurteilt ist, wird offenbar als unabhängig von ihrer materiellen Hülle betrachtet und in keiner Weise als deren Produkt.

Wie weit der Glaube an einen Zusammenhang zwischen Verstand und Gehirn zurückreicht, ist schwer festzustellen. Wahrscheinlich ist, daß das Phänomen der Idiotie sehr frühe den Gedanken an eine solche Beziehung nahelegte, indem es dem vielfach angenommenen Dualismus eine — wenn auch unzulässige — Stütze lieferte. Denn, obwohl man schon von der „niederen Stirne des Idioten" sprach, war man noch nicht zu der logischen Folgerung vorgeschritten, daß der menschliche Charakter von der Beschaffenheit des Gehirns bestimmt wird. Selbst heute, da diese Einsicht sich in der Fachwelt Bahn gebrochen hat und sogar halb und halb bei den Nichtfachleuten anerkannt ist, wird auf die Tatsache von den meisten einmal Bezug genommen, und im nächsten Augenblick wird sie übersehen. Derselbe, der von einem anderen verächtlich behauptet, er habe kein Gehirn, bestreitet im nächsten Augenblick, daß die Charakterverschiedenheiten mit der Struktur des Gehirns zusammenhängen. Nichtsdestoweniger wird zumeist eine gewisse Beziehung zwischen Verstand und Gehirn angenommen.

Es erübrigt indes noch eine weitere Annahme, nämlich, daß Grad und Art geistiger Offenbarungsformen teilweise von der körperlichen Struktur abhängig sind. Der Verstand ist nicht nur genau so stark entwickelt wie das Gehirn, sondern in gewisser Beziehung genau so stark wie die Organe.

Bevor ich auf die hier insbesondere in Betracht kommenden psycho-physischen Wechselbeziehungen des näheren eingehe, möchte ich auf gewisse weniger wesentliche Zusammenhänge hinweisen, welche, obwohl nicht unmittelbar damit zusammenhängend, doch nicht unbeachtet bleiben sollten.

Ich denke hier zunächst an die Rückwirkung von Vollkommenheit und Unvollkommenheit des Gesichts und der Gliedmaßen auf den Charakter. Es wäre gar viel über den rückwirkenden Einfluß körperlicher Gebrechen auf die Geistesart zu sagen. Ein Mensch, der der Gewißheit lebt, bei seiner

Umgebung Mißfallen zu erregen, kann sich einer gewissen Verbitterung schwerlich erwehren. Er wird infolgedessen seinen Mitmenschen nicht die Zuneigung entgegenbringen, die er anderenfalls für sie empfinden würde. Dazu wird seine Stimmung immer durch das Bewußtsein gedrückt, sich nicht mit anderen in Spiel und Sport messen zu können und der Befriedigung entbehren zu müssen, die die Kraft gewährt. Die mutmaßliche Folge wird Neid sein. Ein wohlgestalteter Mensch dagegen wird durch seine erprobte Kraft und Geschicklichkeit veranlaßt, Dinge zu unternehmen, denen die große Mehrzahl nicht gewachsen wäre. Seine Erfolge werden ihm Beifall eintragen, und sein Geisteszustand wird — teils günstig, teils aber auch ungünstig — beeinflußt werden. Seine Errungenschaften gewähren ihm Selbstbefriedigung und gebieten ihm größere Liebenswürdigkeit denen gegenüber, die ihm Lob spenden. Andererseits kann er eben dadurch hochmütig werden und der Teilnahme seiner weiteren Umgebung gegenüber ermangeln.

Ebenso verhält es sich mit Schönheit und Häßlichkeit. Ein angenehmes Gesicht ist ein Empfehlungsbrief, der in der Regel ein freundliches Entgegenkommen seitens der anderen zur Folge hat. Wenn sich indes auch ein häßliches Gesicht der Aufmerksamkeit seitens einiger weniger erfreut, welche sich bemühen, die Niedergeschlagenheit des anderen zu zerstreuen, so wirken doch die meisten dahin, daß der Unglückliche sich seiner mangelnden Schönheit bewußt bleibt, statt daß sie ihn diese vergessen ließen. Er stößt zum wenigsten auf Nichtbeachtung, und dieser Umstand bewirkt, daß er sich von sozialem Verkehr zurückzieht und seine Sympathien zu unterdrücken sucht.

Allerdings treffen diese Rückwirkungen körperlicher auf geistige Beschaffenheit nicht immer zu; die Folgen mögen — je nach der Eigenart des Menschen — zuweilen sogar entgegengesetzte sein. Wir können an unserem Verhalten den Frauen gegenüber beurteilen, daß, falls das Aeußere eines Menschen ansprechend und sein Wesen sympathisch ist, wir geneigt sind, ihm Sympathie zu bezeugen, zumal natürliches Benehmen gegenüber einem besonders schönen Menschen diesen zu eben-

solchem Verhalten bestimmen wird und somit den anderen zu größerer Liebenswürdigkeit, als in seiner Art liegt, veranlaßt. Andererseits läßt sich nachweisen, daß Schönheit beispielsweise bei einer ihrem Wesen nach entschieden egoistischen Frau diesen Zug noch verschärfen kann: sie wird nur um der Bewunderung willen leben, die ihr gezollt wird und demzufolge den Wünschen Anderer rücksichtslos gegenüberstehen. Ebenso kann ein Mensch, der sich durch besondere körperliche Fähigkeiten auszeichnet, je nach dem Gleichgewicht seiner Empfindungen, diejenigen, denen er an Kraft überlegen ist, entweder weniger freundlich oder aber zuvorkommender behandeln, als wenn er diese besondere Gabe nicht besäße. In gleichem Maße kann bei Mißgestaltung und Häßlichkeit — statt Verbitterung — das Gegenteil eintreten. Die Betreffenden können sich bestreben, sich bei ihren Mitmenschen in anderer Weise als durch ihr Aeußeres beliebt zu machen.

Was ich indes hier betonen will, ist, daß bei anererbter Struktur des Gehirns und entsprechenden Geistesmerkmalen die Entwickelung der äußeren Organe, sofern sie von der Norm abweicht, zugleich bewirkt, daß die geistige Eigenart eine andere wird, als sie es bei normal gearteter Gesichts- und Gliederbildung geworden wäre.

Ich will nun von dieser Einschaltung über die indirekten Beziehungen zwischen Körper und Geist zu den unmittelbaren Wechselbeziehungen übergehen. Die psycho-physischen Beziehungen, auf die es mir besonders ankommt, sind diejenigen, welche zwischen Aeußerungsformen des Geistes und unserer Konstitution bestehen, d. h. der Größe und Qualität der zum Leben notwendigen Organe und der an die Oberfläche tretenden Arterien- und Venennetze.

Unser Bewußtsein hört auf, sobald die Blutzirkulation im Gehirn gehemmt wird. Qualität und Quantität der geistigen Tätigkeit, welche unser Bewußtsein ausmachen, wechseln je nach Geschwindigkeit, Qualität und Quantität des Blutzuflusses; diese Bedingungen wiederum sind von Größe und Proportion der verschiedenen Organe abhängig, welche gemeinsam durch Verarbeitung der Nahrung das Blut bereiten: der Blutzirkulationsorgane und derjenigen Organe,

welche die Entfernung von überflüssigen Stoffen aus dem Blute bewirken.

Daß Qualität und Quantität geistiger und emotioneller Aeußerungen von dem Wechsel dieser Faktoren abhängig sind, ist den meisten bekannt, doch nur wenige ziehen Folgerungen daraus. Die Quantität der geistigen Aktivität, die sich durch Willensenergie und Angeregtheit der Lebensgeister äußert, nimmt während der Schwächezustände bei Krankheiten ab; ebenso ist die Qualität dem Wechsel unterworfen. Falls in einem solchen Zustand genügend Vitalität vorhanden ist, um Gefühlsäußerungen zu bewirken (denn dies ist nicht immer der Fall), so geschieht es häufig in gereizter Form. Täglich bieten sich uns Beweise, daß die Intensität der Gefühlsbewegung und die daraus hervorgehende Muskelenergie sich durch Müdigkeit und die damit zusammenhängende Herabminderung der Zirkulationsgeschwindigkeit im Gehirn verringert. Jedermann hat die Beobachtung gemacht, wie groß die Wirkung von Medikamenten auf die Gehirnfunktionen ist, da sie Qualität und Quantität des Blutzuflusses zum Gehirn verändern. Man denke nur an die anregende, sodann geisttötende Wirkung des Alkohols; die aufregende und in späterem Stadium beruhigende Wirkung des Opiums; oftmalige Anregung der Lebensgeister durch tonisierende Mittel; alsdann die Herabminderung der Energien durch den Genuß von Bromkali, welcher nach allzulangem Gebrauch zu Entkräftung führen kann.

Haben wir also festgestellt, daß Veränderungen jener physiologischen Prozesse, welche die Gehirntätigkeit bedingen, die Leistungsfähigkeit und Stimmung beeinflussen, so folgt daraus, daß die immer bestehenden Unterschiede zwischen Größe und Proportion der Organe, welche eben diese physiologischen Prozesse bewirken — Unterschiede, durch welche sich die verschiedenen Konstitutionen voneinander unterscheiden — beständig auf die Aeußerungen der Gehirntätigkeit einwirken müssen, und zwar sowohl auf die geistigen als auch auf die moralischen. Demnach ist der Charakter eines Menschen zum Teil durch die Eigenschaften seiner Organe vorherbestimmt.

Es sei hier zunächst auf die Verschiedenheit der Lebensenergie hingewiesen, auf jene Molekularverschiebungen, welche durch die bei jeder körperlichen und geistigen Tätigkeit verausgabte Kraft verursacht werden. Die Entwickelung dieser Energie hängt mit dem Zusammenwirken verschiedener lebenswichtiger Organe zusammen, und von dem richtigen Funktionieren eines jeden Organs hängt das der anderen Organe und hiervon das Gesamtbefinden ab: das Gehirn muß also einerseits als Empfänger des Blutes begriffen werden, welches sowohl an Quantität als auch an Qualität verschiedenartig sein kann, andererseits aber als Erreger jener Nervenkraft, welche auf die Tätigkeit der Organe wirkt.

Die Tatsache, daß die bei der Muskel- und Nerventätigkeit entstehenden unnützen Stoffe durch Haut, Lunge, Leber und Niere als notwendige Reinigung abgegeben werden müssen, wenn nicht das Leben aufhören soll, bürgt uns dafür, daß die Unvollkommenheit oder Unproportioniertheit eines dieser Organe hemmend auf das Leben einwirken müsse. Hieraus aber ist weiter zu schließen, daß das Gehirn, welches eines genügenden Quantums gereinigten Blutes bedarf, in seiner Tätigkeit von jeder Unzulänglichkeit der Entwickelung eines der Ausscheidungsorgane beeinflußt wird.

Wenden wir uns nun dem Hauptpunkte zu: Nicht bloß die Quantität, sondern — wie gesagt — auch die Qualität des Verstandes ist von den genannten psycho-physischen Beziehungen abhängig. Bei gleicher Größe und Struktur des Gehirns ist nicht nur die S u m m e der Empfindungen und Gedanken, je nach der Entwickelung der inneren Organe, eine verschiedene; die Gedanken und Empfindungen werden ebensowohl ihrer Art nach günstig oder ungünstig beeinflußt sein. Die Verschiedenheit der Organe ist sowohl mittelbare als auch unmittelbare Ursache psycho-physischer Wechselbeziehungen.

Es gibt indes, abgesehen von den qualitativen geistigen Unterschieden, deren Ursache direkt in der quantitativen Verschiedenheit der geistigen Energie zu suchen ist, noch andere qualitative Unterschiede, welche indirekt erzeugt werden. Ich meine hier die Verschiedenheit der Anlage, welche, scheinbar

auf der ererbten Beschaffenheit des Gehirns beruhend, in Wirklichkeit eine Folge der Verschiedenheit des Blutzuflusses zum Gehirn ist. Da die höher geartete Gemütsbewegung physiologisch einen größeren Verbrauch bedeutet als die niedere, so setzt die erstere notwendigerweise schneller aus. In den „Prinzipien der Psychologie" (§§ 249—261) habe ich verschiedene Schlüsse aus der Erkenntnis abgeleitet, daß wir stufenweise von der einfachen Gehirntätigkeit, welche zur Selbsterhaltung dient und infolgedessen ihrem Wesen nach egoistisch ist, bis zur höchst organisierten Gehirntätigkeit fortschreiten, welche in ihrer verwickelten Zusammensetzung aus weniger vollkommen organisierten Strukturen hervorgeht, deren Tätigkeit eben deswegen weit eher versagen kann. Aeltere einfache Nervenbündel und die ihnen entsprechenden geistigen Zusammenhänge, welche wir schon bei niedereren Wesen in der Natur vorfinden und die als primär bezeichnet werden können, sind von dauerhafterem Bestand als jene hinzugekommenen, relativ neuen und zusammengesetzten. Infolgedessen werden diese letzteren Zusammenhänge bei unzulänglicher Blutzufuhr geschwächt oder sie verschwinden vollkommen, während die einfacheren zurückbleiben: daraus folgt, daß den übrigbleibenden, egoistischen Regungen keine Hemmung mehr durch altruistische Gefühle entgegengesetzt wird. Beispiele von Folgeerscheinungen sind bekannt. Wird ein gutartiges Kind auf einmal eigensinnig und zornig, so vermutet der Arzt, daß der Verdauungsapparat nicht richtig funktioniert; ist der festgestellte Verdauungsfehler beseitigt, so verschwinden auch die Launen. Ebenso drücken im späteren Leben die durch Ueberarbeitung und Kummer verursachten Verdauungsstörungen auf die Stimmung. Auch sind die oft beobachtete Reizbarkeit vor Tisch und Ausgeglichenheit nach Tisch (zu welcher sich häufig generöse Regungen gesellen) genügende Hinweise auf die Tatsache, daß eine schlaffe Herztätigkeit und geringe Blutzufuhr durch Nahrungsaufnahme sich bessern, daß sich diejenige Veränderung im Gleichgewicht des Gemütszustandes vollzieht, die eine moralische Wandlung zu bestimmen vermag. Gibt es also eine derartige zeitweilige Unausgeglichenheit, auf vorübergehenden physio-

logischen Ursachen beruhend, so muß es gleicherweise beständige geistige Unausgeglichenheiten geben, welche durch dauernde physiologische Ursachen herbeigeführt werden. Daraus aber erhellt, daß in diesem Sinne der Verstand genau so gut entwickelt ist wie die Organe.

Diese allgemeinen Schlußfolgerungen sind zur Erläuterung besonderer Schlüsse bestimmt. Ich habe mir des öfteren die Frage vorgelegt, weshalb ich wohl in mancher Beziehung so unvorteilhaft von meinen Eltern absteche. Wahrscheinlich ist die Hauptursache — wie eben dargetan — physiologischer Natur. Ich habe nie den unbeirrbaren Fleiß besessen, wie er meinen Eltern zu eigen war; ebensowenig besaß ich wie sie das große altruistische Empfinden. Offenbar trägt die Hauptschuld daran meine Cerebralzirkulation, welche vermöge meiner Körperbeschaffenheit niemals so war, wie sie hätte sein sollen.

Abgesehen von der proportioniert großen Gehirnbildung meines Vaters war ein Merkmal seiner Wohlgestalt die breite Brust; diese günstige Entwickelung bewirkte, daß er stets über ein genügendes Maß von Energie verfügte. Er selbst sagte einmal, er blicke mit Verwunderung darauf zurück, was er als junger Mann alles vollbringen konnte; auch in späteren Jahren war er, wenn auch seine Beschäftigung nicht vernunftgemäß eingeteilt war, immer an irgend einer Sache tätig. Was das Aeußere anbetrifft, stand meine Mutter dem Vater entschieden nach, und wenn sich auch ihre Konstitution in leidlichem Gleichgewicht befand, so war sie doch bei weitem nicht so energisch: die Entwickelung des Brustkastens stand bei ihr eher unter dem Durchschnitt. Sie besaß ein übermäßiges Pflichtbewußtsein, durch das sie sich veranlaßt fühlte, täglich über ihre Kräfte hinauszugehen. Sicherlich war dieses übertriebene Pflichtgefühl religiösen Ursprungs; das ohnehin starke moralische Empfinden war durch das religiöse Moment noch gesteigert. Bei mir gestaltete sich das Zusammenwirken der selben Faktoren durchaus anders. Die körperliche Konstitution hatte ich eher von der Mutter. Der Knochenbildung nach ist mein Thorax minder entwickelt

als der meines Vaters, und infolgedessen sind Zirkulation und Atmung etwas zurückgeblieben.

Wahrscheinlich war dies eine Miturſache der Verschiedenheit unserer Neigungen. Was das negative Wohltun anbetrifft, so läßt sich wohl Verwandtes mit beiden Eltern nachweisen. Ich zeigte in meiner Kindheit niemals jenen Hang zur Grausamkeit, welcher bei Knaben doch im allgemeinen zu finden ist. Ebenso ging es mir im späteren Leben gegen die Natur, irgendwem etwas zuleide zu tun oder auch nur jemanden leiden zu sehen. Eine Ausnahme machte ich allerdings, wenn es sich um sachliche Argumente handelte: hier kannte ich weder Schonung noch Rücksicht für meinen Gegner. Was nun positives Wohltun anbetrifft — womit nicht bloße Passivität, sondern tätliches Eingreifen gemeint ist, so ist entschieden ein Unterschied zwischen meinen Eltern und mir zu verzeichnen. Mein Vater zumal in seiner gewaltigen Energie wirkte aktiv für andere, indem er stets bestrebt war, ihnen Freude zu machen oder sich ihnen indirekt wohltätig zu erweisen. Mir stand zu solchem Vorgehen meine — auf körperlicher Veranlagung beruhende — größere Trägheit im Wege. Wenn ich zuweilen den Trieb zu einer derartigen Handlung fühlte, so wurde er zumeist durch das Bewußtsein der damit zusammenhängenden Anstrengung gehemmt. Diese Verschiedenheit unserer Beschaffenheit hat zweifellos den Anstoß zu unserer auseinandergehenden Gemütsrichtung gegeben; denn wer den Eingebungen des Mitgefühls von Anfang an nachgibt, dem wird dies zur Gewohnheit werden, und umgekehrt wird jemand, der diesem Triebe Einhalt tut, sich daran gewöhnen, sich nicht durch Mitleid bestimmen zu lassen. In einer Beziehung jedoch kann ich bei mir keinen Mangel an Altruismus erkennen, nämlich dann, wenn es sich um Gerechtigkeit handelt. Ich besitze ein stark entwickeltes Rechtsgefühl. Die Erregung meines persönlichen Rechtsgefühls nun vermag ich auf andere zu übertragen. Ich bin infolgedessen nicht nur stets bereit, andere in ihrer Opposition gegen politische Ungerechtigkeit zu unterstützen, sondern auch für die gerechte Sache eines einzelnen Individuums seinen Widersachern gegenüber einzutreten. Angesichts eines

unbilligerweise Angegriffenen erwächst mir auch die hierzu erforderliche Kraft.

Es mag noch ein weiterer Grund mitgewirkt haben, um den Gegensatz zwischen der Dringlichkeit des Wunsches, anderen Leid zu ersparen und dem Wunsche, anderen Freude zu machen, zu verschärfen. Ich habe wiederholt beobachtet, daß in Familien, welche Generationen hindurch asketisch erzogen worden sind, welche also gelehrt wurden, das Streben nach Vergnügen als ein Unrecht anzusehen und infolgedessen zumeist leiden sahen; in Familien, sage ich, denen die Sprache des Leidens geläufig ist, die mit den Leidenden mitzufühlen wissen — herrscht verhältnismäßig selten freudige Stimmung. Man ist demzufolge dort auch nicht mit einer der Freude eigenen Sprache vertraut; man besitzt in verhältnismäßig geringerem Maße die Fähigkeit, an der Freude Anderer teilzunehmen. Vermag man dies jedoch nicht, so muß die Versuchung, Anderen Freude zu machen, auch geringer sein, wenn auch der Wunsch, Anderen kein Leid zuzufügen, ebensogroß oder sogar größer als bei anders Erzogenen sein mag. Dieser Umstand nun hatte, mochte er auch nicht alleiniger Grund sein, die Verschiedenheit meines Wesens von dem meines Vaters zur Folge. Vor einigen Jahren stieß ich in den Daily News auf eine verwandte Beobachtung von Rev. Dr. Martineau. Er schreibt am 30. Dezember 1884 an dieser Stelle anläßlich einer Charakteristik seiner Schwester folgendes:

> Daß im Vaterhause unsere Eltern so „grausam" waren, „das Gemüt der Kinder durch ihren Mangel an Zärtlichkeit verhungern zu lassen," kann ich keineswegs als besondere Eigentümlichkeit unserer Familie bezeichnen. Auf die allgemein herrschenden Sitten dagegen angewandt, ist gewiß etwas Wahres an diesem Hinweis. In den alten Nonkonformistenfamilien zumal hat die puritanische Tradition, das enthaltsame Wesen dieser verfolgten Sekte, ihre harten Spuren in Sprache und Gebaren, der freien Bewegung ungewohnt, zurückgelassen. So kam es, daß sowohl dem Familienleben als auch dem

sozialen Verkehr als erste Bedingung der Wohlanständigkeit eine Zurückhaltung in Sprache und Benehmen aufgeprägt wurde, die in schärfstem Gegensatz zu unserer modernen Mitteilsamkeit steht.

Ein derartiger Einfluß machte sich entschieden sowohl in der Spencerschen als auch in der Holmesschen Familie geltend, und er mag auch für mich bestimmend gewesen sein. Ich weise hier hauptsächlich um der Folgerung willen darauf hin, daß eine asketische Lebensführung geeignet ist, das Mitempfinden für die Freude Anderer zu schwächen, und daß sie infolgedessen den Wunsch nicht aufkommen läßt, Anderen Freude zu bereiten.

Ich gehe nun von diesen psycho-physischen Charakterinterpretationen zu den rein physischen über, d. h. denjenigen, welche mehr auf der Struktur des Gehirns, denn auf dem Gehirndruck beruhen. Denn, nebenbei bemerkt, kann die geistige Energie einen doppelten Ursprung haben: entweder arbeitet ein durchschnittliches Gehirn bei stärkerem Gehirndruck oder ein in mancher Beziehung über dem Durchschnitt stehendes Gehirn arbeitet bei mittlerem oder gar schwachem Druck. Die Aeußerungen des ersteren werden an Intensität nichts zu wünschen übrig lassen, aber ihrer Qualität nach keine außergewöhnlichen sein, die des letzteren dagegen werden ein besonderes Gepräge tragen. — Wir haben es hier mit der letzteren Gattung zu tun.

Was ich an Charaktereigentümlichkeiten und Begabung besitze, habe ich von meinem Vater geerbt. Ich sehe keinerlei Aehnlichkeit mit meiner Mutter, weder nach der geistigen, noch nach der Gemütsseite. Sie war außerordentlich geduldig; ich bin sehr ungeduldig. Sie konnte sowohl körperliche als auch moralische Leiden gut ertragen — ich keineswegs. Sie sah selten Fehler bei Anderen; ich erkenne die Fehler Anderer mit Vorliebe. Sie war unterwürfig; ich bin das Gegenteil davon. Ebensowenig vermag ich zwischen unserer geistigen Veranlagung irgendwelchen gemeinsamen Zug zu erkennen, es sei denn eine gewisse Ruhe des Urteils,

welche mein Vater nicht besaß. Seine lebhaftere Einbildungskraft war dazu angetan, ihn irre zu leiten. Ich glich indes nicht nur meiner moralischen Veranlagung nach entschieden meinem Vater; auch meine intellektuelle Eigenart habe ich von ihm. Wenn auch die intuitive Anschauung der Dinge kein Erbteil sein kann, so ist doch die Fähigkeit hierzu eine anererbte, und tatsächlich habe ich eine ungewöhnliche Befähigung zur Erkenntnis der Ursachen von ihm geerbt. Jene ererbte Fähigkeit nun war mein Vater bestrebt, von Kind auf in mir auszubilden. So kam es, daß ich schon frühe das latente Bewußtsein einer abstrakten Notwendigkeit von Kausalzusammenhängen besaß. Meine spätere Denkweise liefert genügende Beweise dafür. Wenn ich auch gewöhnlich auf induktivem Wege zu meinen Schlüssen gelangt bin, so war ich doch stets bemüht, den deduktiven Weg zu den selben Schlüssen zu suchen. Diese Tatsache ist gleicherweise aus den einzelnen Abhandlungen wie aus meiner Gesamtdoktrin, der ich den größten Teil meiner Arbeitskraft widmete, ersichtlich. Sie äußert sich ferner in meiner politischen Denkweise, in welcher der unbeirrbare Glaube an die sich durch ganze Generationen hindurchziehende Fortwirkung allgemeiner Ursachen vorwiegt. Als Beispiel hiefür mag meine oft wiederholte Aussage dienen, daß eine Nation, die Taugenichtse in ihrem Fortkommen unterstützt, sich zuletzt aus lauter Taugenichtsen zusammensetzen wird.

Ein weiterer von meinem Vater überkommener Zug ist der Hang zur Synthese. Daß er nach dieser Seite hin besonders veranlagt war, beweist sein kleines — Inventional Geometry betiteltes — Werk, das eine Fülle von Aufgaben enthält, deren Lösung der Schüler auf synthetischem Wege suchen muß. Einen sicheren Beweis dafür, daß mein Vater sich bemühte, meine Fähigkeit zur Synthese auszubilden, bildet die Tatsache, daß er mich in die Probleme der Perspektive einführte und mich dazu anleitete, die Lösungen selber zu finden. Daß bei mir die Tendenz zur Synthese von Anbeginn vorherrschte, bedarf wohl keines besonderen Hinweises. In den Social Statics gehe ich von einem Grundprinzip aus, auf dem der zusammenhängende Komplex von Schlüssen

aufgebaut ist. Meine kurz darauf erschienene Abhandlung, „Eine Bevölkerungstheorie, abgeleitet von dem allgemeinen Gesetz der tierischen Fruchtbarkeit" — bekundet schon durch den Titel die synthetische Beweisführung. Ebenso tritt in den nachfolgenden Abhandlungen diese Tenderz zutage, und vollends macht sie sich in der Anordnung der im Jahre 1860 begonnenen Werke geltend — um sich schließlich durch den Titel dieser ganzen Reihe von Werken zu offenbaren.

Neben der Tendenz zur Synthese ist indes eine fast ebenso stark entwickelte Tendenz zur Analyse bei mir vorhanden. War diese auch bei meinem Vater kein hervorstechendes Merkmal, so besaß er es doch immerhin in höherem Maße als der Durchschnitt. Sein Bestreben, stets die Ursachen aller Dinge zu ermitteln, ist ein beredtes Zeugnis hierfür, zumal Ursachen nicht ohne Analyse gefunden werden können. Doch sowohl die Tendenz zur Analyse als auch die zur Synthese nahmen bei ihm einen vergleichsweise geringen Rang ein. Er befaßte sich vornehmlich mit Konkretem und in viel geringerem Maße nur mit Abstraktem. Nicht bloß, daß meine Fähigkeit zur Analyse besser ausgebildet war; sie erstreckte sich bei mir auch auf ein umfassenderes Gebiet. Dies zeigt schon früher der Fortschritt der in meinen Social Statics dargelegten Anschauungen gegenüber denen der Proper Sphere of Government. Die Social Statics gingen aus jenen Briefen hervor, und zwar waren sie das Ergebnis einer Untersuchung über den gemeinsamen Ursprung der Schlüsse, welche in The Proper Sphere of Government gesondert dargestellt waren. Die Analyse, die das diesen Schlüssen gemeinsame Prinzip klarlegte, ging also der Synthese voran, welche den Kern des Werkes bilden sollte. Die kurz darauf erschienene Abhandlung The Universal Postulate lieferte einen noch deutlicheren Beleg für meine analysierende Tendenz. Ich beabsichtigte nämlich, in dieser Abhandlung den gemeinsamen Charakter aller jener Glaubensformen festzustellen, welche auf unmittelbarer Wahrnehmung beruhen und derjenigen, welche mittelbar auf die Vernunft gegründet sind und welchen wir absolute Gültigkeit zuschreiben. Dasselbe beweist die wenige Jahre darauf ausgearbeitete allgemeine Evolutionstheorie.

Ich begnügte mich nicht damit, die allgemeine Umwandlung als Folge der Unbeständigkeit des Homogenen und der Vielfältigkeit der Wirkungen darzustellen. Es bedurfte vielmehr einer Analyse dieser Gesetze, indem sie als Schlußfolgerungen der Erhaltung der Kraft begriffen wurden. Dieses Gesetz aber spricht allem Weiter-Analysieren Hohn. Es folgt aus alledem, daß subjektiv wie objektiv neben dem Verlangen nach einem Aufbau das Bedürfnis rege war, die erreichbar tiefstliegenden Wahrheiten zu erforschen, welche sodann als unerschütterliches Fundament dienen sollten.

Es bleibt noch ein weiteres wesentliches Merkmal zu nennen, welches sich im gewissen Sinne aus den genannten ergibt: die Fähigkeit nämlich, schwer unterscheidbare Analogien auseinanderzuhalten. Handelt es sich darum, irgend eine Gruppe von Erscheinungen zu zergliedern, so sind zunächst die innewohnenden wesentlichen von den oberflächlichen, zufälligen Merkmalen zu unterscheiden. Ebenso verhält es sich mit dem Prozeß des Aufbaus. Ein zusammenhängender Komplex von Schlüssen kann erst dann zustande kommen, wenn die primären unveränderlichen Beziehungen von den sekundären veränderlichen getrennt werden. Selbstverständlich läßt sich durch das Vorgehen, die veränderlichen äußerlichen Bestandteile und Beziehungen von den unveränderlichen inneren auszuscheiden, viel leichter die Gleichheit von Erscheinungen feststellen, welche äußerlich betrachtet durchaus ungleich sind — zuweilen vielleicht so unähnlich, daß derjenige, dem die Fähigkeit des Analysierens abgeht, überhaupt keine Beziehung wahrnehmen kann. Man nehme z. B. den Vergleich zwischen sozialem und individuellem Organismus. Schon in dem im Jahre 1844 (s. 18. Kapitel) entstandenen Artikel, in welchem ich auf die Verbreitung der Folgen von Unredlichkeit unter den Bürgern eines Staates hinwies, finde ich die Hindeutung, daß die Gesellschaft ein Gemeinleben führt, welches alle Individuen in sich begreift. Diese latente Erkenntnis einer Analogie gestaltete sich in der Folge zu einer ganz bestimmten Theorie. In den Social Statics wird bereits festgestellt, daß die sozialen Organisationen den individuellen in ihren Entwickelungs-

phasen gleichkommen. Es wird ferner darauf hingewiesen, daß eine niedere Form der Gesellschaft, einer niederen Tiergattung vergleichbar, aus gleichartigen Teilen mit gleichen Funktionen besteht, während mit zunehmender Entwickelung von Gesellschaften oder Einzelorganismen die einzelnen Teile sowie ihre Funktionen ungleichartigere werden. Dieser Parallelismus konnte natürlich nur durch Ausscheidung aller konkreten Merkmale der einzelnen Teile von ihren wesentlichen Beziehungen herausgefunden werden, durch den analytischen Prozeß des Abstreifens alles dessen, was an äußerlicher Verschiedenheit bestand. Sobald nun durch Bloßlegung und Klarstellung dieser wesentlichen Beziehungen ein Vergleich ermöglicht war, ergab sich, daß die eigentliche Analogie ein Produkt der Wirksamkeit derselben Ursache sei, nämlich der Abhängigkeit der Teile untereinander. Es wurde mir nun klar, daß eben nur durch die Abhängigkeit der Teile untereinander irgendwelches lebende Aggregat entstehen kann, und daß sich durch die zunehmende Abhängigkeit der Teile untereinander und die damit zusammenhängende größere Einheit und Lebensfähigkeit sowohl hier wie dort die Wandlung von einer homogenen zu einer heterogenen Struktur vollzieht.

Dem Zusammenwirken dieser meiner intellektuellen Faktoren, die ich zum Teil in höherem Maße von meinem Vater überkommen habe, und jener letztgenannten Fähigkeit, die sich bei mir zu einer, bei meinem Vater allerdings nicht vorhandenen, Funktion entfaltete, — diesen Faktoren, sage ich, die in umfassenderen Gedankengebilden zusammenwirkten, verdanke ich zum großen Teil das, was ich zu schaffen vermochte.

Eine weitere Eigentümlichkeit, welche zum Teil mit den genannten Merkmalen zusammenhängen mag, andererseits aber allgemeinerer Natur ist, darf nicht unerwähnt bleiben. Ich habe bereits früher darauf hingewiesen, daß ich als Knabe, ja noch in meiner Ingenieurzeit, Luftschlössern nachzuhängen pflegte. Mit diesem Hang würde ich ja weiter keine Ausnahme bilden; nur die Intensität, mit der dies geschah, war

entschieden außergewöhnlich. Wie ich im 5. Kapitel schilderte, ging meine Geistesabwesenheit dabei so weit, daß ich auf offener Straße laute Selbstgespräche führte. Ebenso ärgerte ich mich morgens beim Erwachen, daß ich die Abenteuer, denen ich vor dem Einschlafen nachgegangen war, nicht zu Ende denken konnte. All dies beweist meine Vorliebe für die Schöpfungen meiner Einbildungskraft. Daß ich diese Eigentümlichkeit in späteren Jahren nicht völlig abgelegt hatte, beweist der (im 35. Kapitel) erwähnte Umstand, daß ich öfters meinen Hausgenossen begegnet war und ihnen sogar ins Gesicht gesehen haben soll, ohne mir dessen im geringsten bewußt zu sein. Die stetige Tätigkeit meiner Einbildungskraft, deren besonderes Merkmal die Tendenz zur Synthese ist, scheint auf den ersten Blick in ihren Folgen ganz anormal.

Vielleicht wird manch einem Leser die Heterogeneität meiner geistigen Tätigkeit aufgefallen sein, wie die Mannigfaltigkeit meiner Interessen. Um sich völlig darüber klar zu werden, wie ungleich dem Anschein nach die Gegenstände sind, mit deren Erforschung ich mich befaßte, verglichen mit den Erfindungen und Verbesserungsmethoden, die mich außerdem beschäftigten, wird eine Nebeneinanderstellung geboten sein. Man stelle z. B. als Produkte meiner Gehirntätigkeit eine Theorie der Staatsfunktionen einem Nivelliermaßstab gegenüber; man ermesse den Abstand zwischen dem Ursprung der Gottesidee und dem Stoßwerk einer Uhr; man denke an den Gegensatz zwischen Säftekreislauf der Pflanzen und einem Krankenbett; dem Gesetze der organischen Symmetrie und einer Hobelmaschine; meinen ethischen Prinzipien und einem Velocimeter; einer metaphysischen Doktrin und einer Heftnadel; der Klassifikation der Wissenschaften und einer Verbesserung der Angel; endlich ermesse man den Abstand von dem allgemeinen Evolutionsgesetz zu einer neuen Methode, den Köder an der Angel anzubringen. *

Es mag diese Gegenüberstellung von Großem und

---

* Siehe Dr. E. Hamilton's Recollections of Fly Fishing, S. 92.

Kleinem, Bedeutſamem und Geringfügigem trivial erſcheinen; nichtsdeſtoweniger iſt ſie als Tatſache der Naturgeſchichte meiner ſelbſt, die zu ſchreiben mein Beſtreben war, hier am Platze. Meiner beinahe gleichmäßig vertretenen Neigung zur Analyſe wie zur Syntheſe entſpricht allem Anſchein nach eine gleicherweiſe vorhandene Tendenz zum Abſtrakten wie zum Konkreten, zum Allgemeinen wie zum Speziellen, oder — anders ausgedrückt — zum Theoretiſchen wie zum Praktiſchen. Für jedes einzelne meiner Intereſſen aber, ſei es nun auf theoretiſchem oder auf praktiſchem Gebiet, war eine notwendige Bedingung vorhanden — die Gelegenheit nämlich, Neues zu finden. Dieſer Umſtand nun war das gemeinſame Moment jener ſo außerordentlich ungleichen Erzeugniſſe meiner Gehirntätigkeit: ein jedes diente als Mittel zu ſchöpferiſcher Betätigung der Einbildungskraft. Dieſer eröffnet ſich in der Tat ein Wirkungsfeld ſowohl auf dem Gebiete der Erfindung als auch auf dem der Theorie. Stellen wir nun dieſe beiden Gebiete einander gegenüber, ſo erkennen wir erſt das Verwandte an ihnen; iſt doch jede Erfindung, bevor ſie gegenſtändlich dargeſtellt wird, eine bloße Theorie.

Auch in dieſer meiner Fähigkeit erkenne ich wie in ſo vielen anderen ein Erbteil meines Vaters. Allerdings war bei mir manches Ererbte in höherem Maße vorhanden, nicht jedoch durchweg. Hat mein Vater doch nicht bloß in ſeiner Inventional Geometry einen Beweis ſeiner konſtruktiven Phantaſie geliefert, ſondern durch mancherlei kleinere Erfindungen. In noch viel höherem Maße aber äußert ſich dieſe Erfindungsgabe in ſeinem Lucid Shorthand und zwar ſowohl in analytiſcher als auch in ſynthetiſcher Richtung. Ein weiterer Beweis dafür war ſeine ungewöhnliche Leichtigkeit im Auflöſen von Rätſeln, gleichviel ob die Löſungen auf Nachdenken beruhten oder ob ſie auf mechaniſchem Wege gefunden werden konnten. Hierin konnte ich keinen Vergleich mit ihm aushalten, mochte ſich auch die ſchöpferiſche Fähigkeit für mechaniſche Erfindungen und für die Verbindung von philoſophiſcher Syntheſe und Analyſe bei mir in noch höherem Maße entwickelt haben.

Diese Beobachtung nun diene als Einführung in eine ganze Reihe ähnlicher Merkmale, welche ebenso auffallend wie belehrend sind.

Wenn es sich um die Frage handelte, ob Gepflogenheiten und Angewohnheiten erblich sind, mußte ich häufig der Versuchung widerstehen, meine Eigenheiten als Belege für die Vererbungstheorie anzuführen; ich verzichtete nur aus dem Grunde darauf, um mich nicht vor der Oeffentlichkeit über meine Eigentümlichkeiten auszulassen. In einer Autobiographie jedoch können füglich einige Beispiele für die Uebertragung von geistigen sowohl wie körperlichen Eigenschaften, die meinen Vorfahren eigentümlich waren, Raum finden.

Es wird mir nachgesagt, ich besäße eine ungewöhnliche Darstellungsgabe — meine Aneinanderreihung von Tatsachen, Argumenten und Schlüssen sei ungewöhnlich klar und zusammenhängend. Woher diese Begabung? Mein Großvater war sein lebenlang Lehrer, ebenso mein Vater. Lehren aber bedeutet zum großen Teil darstellen. Stunde für Stunde, Tag für Tag hat der Schul- oder Hauslehrer Erklärungen zu geben. Betreibt er seinen Beruf nicht mechanisch, so begnügt er sich nicht damit, Auswendiggelerntes anzuhören; es kommt ihm vielmehr darauf an, daß die Schüler das Gelernte auch verstehen. Er spricht ihnen zu diesem Zwecke die Lösung der Schwierigkeiten vor, oder, was viel zweckmäßiger ist, er zeigt ihnen den Weg zur Lösung, indem er sie auf den Punkt aufmerksam macht, der die Lösung enthält. Ein guter Erzieher hat entweder durch seine Veranlagung oder auch durch Selbsterziehung sozusagen ein intellektuelles Mitempfinden, — denjenigen Einblick in den Geisteszustand Anderer, dessen es bedarf, um die mitzuteilende Folge von Gedanken jenem anzupassen. In welchem Maße mein Großvater dieses intellektuelle Mitempfinden besaß, ist mir nicht bekannt; jedenfalls äußerte es sich in gewisser Beziehung im täglichen Leben. Mein Vater besaß diese Gabe indes in hohem Grade, und er pflegte sie sein ganzes Leben hindurch. Bei mir soll, wie ein junger Mann, der unser beider Darstellungskraft zu vergleichen Gelegenheit hatte, bemerkt hat, diese Begabung noch stärker entwickelt sein.

Daraus ist zu schließen, daß mir diese Fähigkeit durch Vererbung überkommen ist und sich durch Uebung gesteigert hat.

Daß ich außerordentlich zur Kritik neige, wird mir niemand absprechen. Anläßlich der Darlegung meiner Ansichten betone ich stets die Irrtümer in den Anschauungen Anderer. Wenn dies schon in meinen Schriften zutage tritt, so geschieht es in noch auffallenderer Weise im Gespräch. Hier macht sich der Hang, Fehlerhaftes herauszufinden, geradezu unangenehm bemerkbar. Es war mir nie möglich, die Angewohnheit, Anderer Redeweise oder Gedanken zu korrigieren, abzulegen, obwohl ich mir oft Vorwürfe darüber machte — umsonst. Woher habe ich diese Angewohnheit? Der Ursprung ist wieder derselbe. Wenn ein Lehrer die halbe Zeit mit Erklären zubringt, so wird die andere Hälfte der Zeit durch ständiges Kritisieren in Anspruch genommen. In den Lektionen, die aufgesagt werden, müssen die Fehler verbessert, in allen Uebungen und Rechnungen die Irrtümer korrigiert werden. Dabei sieht der Lehrer die Anspannung seiner geistigen und moralischen Kraft als einfache Pflichterfüllung an. Ich möchte nicht unerörtert lassen, daß es auch in mir ein gewisses Pflichtbewußtsein ist, das mich zur Kritik treibt. Denn wenn es mir gelegentlich gelingt, eine Bemerkung über etwas unrichtig Gesagtes oder Angeführtes zu unterdrücken, so ist mir dabei so unbehaglich, als ob ich es versäumt hätte, etwas Notwendiges zu vollführen: die angeborene Neigung wird hier zum automatisch funktionierenden Instinkt.

Ein ebenfalls durch Vererbung zu erklärendes Charaktermerkmal ist der verwandte Zug der Nichtachtung aller Autorität. Selten tritt diese Eigenschaft so ostentativ hervor wie bei mir. Um ein Beispiel dafür aus meiner Knabenzeit anzuführen, erinnere ich hier an die Begebenheit, die sich in meinem 13. Lebensjahre abspielte, wo ich meinen Einwand gegen die in Dr. Arnotts Physik gegebene Interpretation des Trägheitsgesetzes erhob und ungeachtet der mit Arnott übereinstimmenden Ansicht meines Onkels an meiner Meinung festhielt. Von Beispielen späterer Jahre sei mein im

Jahre 1858 erschienener Artikel genannt, in welchem ich die in der astronomischen Fachwelt allgemein angenommene Erklärung der Nebelflecken verwarf. Als weiteres Beispiel diene mein Einwand gegen die Owensche Theorie der Urform und Homologie des Wirbelskeletts, die bereits bei sämtlichen Biologen Anerkennung gefunden hatte und schon an mehreren medizinischen Hochschulen gelehrt wurde. Ich unterwarf mich, wie aus meinen Büchern ersichtlich ist, nur dann einer anerkannten Autorität, wenn meine Kenntnisse der Tatsachen (wie beispielsweise in der höheren Mathematik, in der höheren Physik oder in Chemie) unzulänglich waren, und wo ich infolgedessen die Theorien der Sachkundigen annehmen mußte. Wie schon erwähnt, läßt diese Eigentümlichkeit dieselbe Erklärung zu. Denn welches Verhaltens befleißigt sich der Lehrer unaufhörlich? Vermöge der beständigen Anwesenheit seiner Schüler ist er selbst Autorität, für welche es keine andere gibt. Während seines ganzen Berufslebens ist ihm ein subordiniertes Verhalten fremd. Kommt er zuweilen mit Höherstehenden in Berührung, so spielt dies in Anbetracht seines immerwährenden Umgangs mit Schülern keine Rolle. Demzufolge bleibt für ihn das Unterwerfen unter eine Autorität etwas durchaus Ungewohntes.

Es muß hier noch ein engverwandter Zug Erwähnung finden, der in gewisser Beziehung identisch mit der bereits geschilderten Nichtachtung aller Autorität ist oder wenigstens als Folgeerscheinung angesehen werden kann: ich kannte vor niemandem Furcht, was auch die Folgen sein mochten. Dieser Zug, den ich schon als Knabe denjenigen gegenüber bewies, die mir an Alter und Rang überlegen waren, äußerte sich auch später in meinen Schriften. Niemals habe ich mich weder von irgendwelcher Persönlichkeit noch von einer Partei einschüchtern lassen. Es ist mir überhaupt nie eingefallen, einer voraussichtlichen Unannehmlichkeit wegen eine Aeußerung zu unterdrücken. Meist aber sah ich Verdrießlichkeiten gar nicht voraus, weil ich einfach nicht darüber nachdachte, selbst wenn allgemeine Mißbilligung unausbleiblich schien. Ich nenne hier nur meine Opposition gegen die staatliche Erziehung, die ich mit meinem 22. Lebensjahre und in noch

eindringlicherer Weise mit meinem 73. vertrat, ungeachtet dessen, daß ich nahezu die ganze Welt gegen mich hatte. Offenbar erklärt sich dies auf dieselbe Weise wie der vorhin erwähnte Zug. Denn wie steht es um das Verhältnis zwischen einem Lehrer und dessen Schüler? Das Verhältnis ist ein solches, welches das Gefühl der Furcht seitens des Lehrers ausschließt. Die Schule ist eine kleine Gesellschaft, innerhalb deren der Meister keinen seiner Schüler fürchtet, ebensowenig wie ihm ihre Gesamtheit jemals Furcht einflößt.

Ich gehe nun zu einem körperlichen Merkmal über, das mir nicht weniger bedeutsam erscheint. Meine Hände sind ganz ungewöhnlich klein — kleiner als die Hände einer Frau, deren Wuchs dem meinen nur um weniges nachsteht. Sowohl was die Größe der Handknochen als auch was die Entwicklung der Muskeln anbetrifft, sind sie entschieden unternormal. Wie kommt das? Betrachte ich den Lebenslauf meines Großvaters und Vaters, so fällt mir ein erklärender Grund auf. Beide führten Tag für Tag den Bleistift oder die Feder; Sports und alle sonstigen körperlichen Uebungen, die zur Entwickelung der Hände hätten beitragen können, waren ihnen fremd. Als junger Mann trieb mein Vater zuweilen Fischfang; und manchmal, obzwar nur selten, verrichtete er leichtere Gartenarbeit. Doch kann die außerhalb seines Berufes fallende Arbeit der Hände kaum in Betracht fallen. So kommt es, daß bei mir die Entwickelung der Hände auf die geringe körperliche Tätigkeit meiner Vorfahren zweier Generationen zurückzuführen ist.

Aus diesen Ausführungen erhellt, daß vier erworbene Charaktereigentümlichkeiten sowie ein körperliches Merkmal durch Vererbung auf mich übergegangen sind.

Es wird richtig behauptet, man habe stets die Fehler seiner Vorzüge. Vergegenwärtige ich mir die Folgen der eben aufgezählten Charakterzüge, so muß ich mich wundern, wieviel Wahrheit in diesem Worte steckt.

Meine mangelnde Berücksichtigung von Autoritäten und meine Furchtlosigkeit gegenüber den aus der Mißbilligung der Anderen entstehenden Folgen ergaben zum Teil die Veranlassung zu den Erfolgen meiner philosophischen Untersuch-

ungen. Hätte ich die übliche Ehrfurcht vor berühmten Namen gehabt und infolgedessen die allgemein anerkannten Doktrinen angenommen, so hätte ich mir nicht jene Unabhängigkeit wahren können, ohne welche ich niemals zu meinen Schlüssen gelangt wäre. Geradewegs auf die Tatsachen, wie sie sich in der Natur darbieten, lossteuernd, forschte ich nicht erst nach, was über diesen oder jenen Gegenstand schon gedacht worden war. Ich holte mir meine Schlüsse — mochten sie auch manchmal unzutreffend sein — stets aus der Natur selbst. Was meine ererbte Charakterunabhängigkeit anbetrifft, so zeitigte sie — zumal in jugendlichen Jahren — üble Folgen. Mein Vater hatte wenig Verständnis für den Umstand, daß die Insubordination, die ich schon in meiner Kindheit und später im Knabenalter zeigte, eine mittelbare Folge seines eigenen und meines Großvaters Mangel an Subordination war. Die daraus hervorgehende oftbeklagte chronische Disziplinlosigkeit hatte nicht bloß unmittelbare üble Wirkungen zur Folge: es ergaben sich vielmehr ein auflehnendes Benehmen, Entfremdung, Gereiztheit und infolgedessen Verminderung desjenigen Einflusses, dem ich hätte zugänglich sein sollen. Eine fernere Folge war die Abschwächung meines Nachempfindens Anderer. Die Eigenschaft also, die mir als Denker von Vorteil war, erwies sich in anderer Beziehung als nachteilig.

Ich hätte statt zu sagen „erwies" ruhig sagen können „erweist", denn auf mein schon vorgerücktes Alter noch erstrecken sich Folgen dieser Eigentümlichkeit meines Wesens. So erklärt sich meine Tendenz, die Vergangenheit zugunsten der Gegenwart zu unterschätzen. Es ist dies zweifellos eine Reaktion gegen die landläufige Ueberschätzung der Vergangenheit. Schon frühe war es mir aufgefallen, daß Knaben, die beizeiten bleibende Eindrücke von Werken der griechischen und römischen Kultur empfangen — welche zum Teil in hohem Maße den in jenem Zeitalter vorherrschenden barbarischen Instinkten schmeicheln — sich niemals von den Folgen des einmal empfangenen Eindrucks erholen, sondern ihr Leben lang unter dem Einfluß des damals gebildeten verkehrten Urteils stehen. Sie gehen an alles aus der Antike stammende

mit dem Vorurteil des Wertvollen und umgekehrt an alles Moderne mit der Tendenz zur Verurteilung heran.

Da ich in dieser Beziehung unbeeinflußt war, bin ich sehr wahrscheinlich in den entgegengesetzten Fehler verfallen. Ein Beispiel hierfür bietet mein Verhältnis zu Plato. Ich habe zu wiederholten Malen versucht, seine Dialoge durchzunehmen, und jedesmal legte ich sie unbefriedigt fort: die Unbestimmtheit seiner Denkweise und die falsche Anwendung von Wörtern in der Bezeichnung der Dinge brachten mich außer Fassung; auch das Unstete der Argumentation stieß mich ab. Als ich mich einmal einem klassisch Gebildeten gegenüber über diesen Punkt äußerte, gab er mir zur Antwort: „Gewiß, aber schon als Kunstwerk lohnt es sich, die Dialoge zu lesen." Als ich sie also nochmals vornahm, suchte ich sie als Kunstwerke zu betrachten. Ich legte sie jedoch in noch größerer Verzweiflung beiseite. Etwas „Dialog" zu nennen, was ein Zwiegespräch zwischen dem Philosophen und seinem stummen Partner ist, wobei letzterer dem Denker immer zu Paß antwortet, ist für mich eine Absurdität. Unsere heutigen Novellisten dritten Ranges besitzen mehr dramatische Gestaltungsgabe. Eine Schrift vollends, wie Diderots Le neveu de Mr. Rameau zeigt weit mehr dramatische Darstellungskraft wie alle platonischen Dialoge zusammengenommen, wenn die anderen denen, die ich kenne, entsprechen. Dennoch glaube ich aus Zitaten, denen ich gelegentlich begegnete, einen Gewinn davontragen zu können, besäße ich die Geduld, einzelne Gedanken aus der Spreu herauszuholen. Dasselbe mag bei anderen Werken der Antike der Fall sein.

Die vorgefaßte Meinung, daß eine Reaktion gegen geläufige Irrtümer fast unausbleiblich zum entgegengesetzten Fehler führe, was in diesem Falle bedeutet, daß ich als ausgesprochen Moderner die Antike unterschätze, hat für mich in den letzten Jahren an Ansehen gewonnen, sodaß ich die Fortschritte älterer Kulturen — wie der ägyptischen, babylonischen und indischen — schätzen lernte. Während ich einerseits erkannte, daß wir durch die Ueberlieferungen dieser östlichen Völker Belege für ihre vorgeschrittene Kultur besitzen, daß sowohl ihre Leistungen auf dem Gebiete der Kunst, wie auf

dem des Denkens höhere waren, als ich bisher annahm, — als ich ferner einsehen lernte, daß ich in mangelnder Ehrfurcht für die Leistungen Anderer die Errungenschaften früherer Kulturen verkannte, wurde ich andererseits in meiner Anschauung bestärkt, daß der gewöhnliche Bildungsgang, gegen den der meinige eine Reaktion bedeutet, ebenso zu einer Unterschätzung des vorklassischen Kulturstadiums führt. Jahr für Jahr tritt es deutlicher zutage, wieviel die Griechen ihren Vorläufern in der Kultur zu verdanken haben.

Wie schon bemerkt, hatte die von meinem Vater und Großvater auf mich übergegangene kritische Tendenz ihre guten und schlechten Seiten. Sie bewirkte stete Nachforschung, ungeachtet der allgemeinen Meinung und hiermit häufig den Nachweis von Irrtümern und demzufolge ein Verwerfen des üblichen Kodex. Dieser Nörglergeist aber führte andererseits zu Unannehmlichkeiten im gesellschaftlichen Umgang und war gar oft ein Hemmnis für jene Freude, welche Bewunderung uns gewährt, da dieses Empfinden durch das Aufdecken von Fehlern zumeist verkümmert.

In der Unterhaltung war die kritische Ader ein steter Anreiz zur Bemängelung der vorgebrachten Argumente. Ich vermochte mich äußerst selten dazu aufzuschwingen, diejenigen Punkte hervorzuheben, in welchen ich mit einem Anderen übereinstimmte; dasjenige herauszufinden, worin wir auseinandergingen, verursachte mir niemals Schwierigkeiten.

Ein weiterer Nachteil meines kritischen Geistes erwuchs mir aus dem Umstande, daß ich Kunstwerke nicht so unbedingt genießen konnte wie Andere. Das Herausfinden der Fehler verhinderte mich daran, das Schöne zu bewundern, da ich zu sehr an den Mängeln haften blieb. Möglicherweise bestehen in Bildern alter Meister Vollkommenheiten, die mir nur wenig Eindruck machen, da ich mich von der Erkenntnis der Mangelhaftigkeit in der Darstellung von Licht und Schatten, die ihnen durchweg anhaftet, nicht loszumachen vermag. Meine Aufmerksamkeit ist in solchem Maße auf diese Mängel gerichtet, wie es bei anderer Veranlagung unmöglich der Fall sein würde. Ebenso ergeht es mir bei der

Betrachtung griechiſcher Bildhauerei. Ich komme hier über das Unnatürliche und Unkünſtleriſche der Gewandung nicht hinweg. Wenn ich auch die weſentlichen Momente des Dargeſtellten bewundere, ſo geſchieht dies doch in viel geringerem Maße, als wenn ich mich von dem Eindrucke der Schattenſeiten freizumachen vermöchte. Ein ähnliches Verhalten beobachte ich der Muſik gegenüber. Als ich noch — es iſt ſeither manches Jahr verſtrichen — ein fleißiger Beſucher der Oper war, bemerkte ich einmal George Eliot gegenüber, die ich öfters hinbegleitete, wie ſehr dies Analyſieren der Effekte die Freude an der Wirkung ſelbſt herabzumindern imſtande ſei; je aktiver der Verſtand, deſto paſſiver das Gemüt. Jede Kritik tötet notwendigerweiſe Gemütseindrücke, zumal kritiſches Verhalten mehr oder weniger Analyſe erfordert. Ebenſo verhält es ſich mit der Poeſie. Nicht etwa, daß ich der Bewunderung von vorneherein unzugänglich wäre — ganz im Gegenteil. Ich empfinde große Freude, wenn ich zu bewundern vermag und freue mich auch, wenn ich darin mit Anderen übereinſtimme. Aber es kommt nur äußerſt ſelten vor, daß ein Kunſtwerk, welcher Art es auch ſei, in jeder Beziehung ſo befriedigend auf mich wirkt, daß kein Raum zur Kritik bleibt.

Nicht allein an Kunſtſchöpfungen, ſondern auch an Naturgebilden hatte ich zumeiſt etwas auszuſetzen: ich meine hiermit insbeſondere Menſchen. Ich kann mich noch an einen derartigen Fall erinnern, der ſich in den erſten Jahren zutrug, da ich mich mit Potters befreundete. Mr. Potter hatte eine jüngere Schweſter, eine wirkliche Schönheit, ſowohl was Geſicht als auch was die ganze Erſcheinung anbetraf. Während mein Onkel und meine Tante in Upper Hamilton Terrace bei Potters zu Beſuch waren, brachte ich einſt einen Abend dort zu. Hernach fragte mich meine Tante: „Nun, wie gefällt dir Miß Potter?“ Jeder andere junge Menſch würde ſich in Lobeserhebungen ergangen haben. Ich antwortete einfach: „Ihre Schädelform gefällt mir nicht,“ wobei ich ſicherlich eine phrenologiſche Diagnoſe angeſtellt hatte. Die Begebenheit iſt mir deshalb haften geblieben, weil ich mir ſpäter Vorwürfe darüber gemacht hatte, ein auf theoretiſchen Prinzipien beruhendes Merkmal herausgegriffen zu haben,

das mich nicht ganz befriedigte und all das, was Bewunderung verdiente, in den Hintergrund treten ließ.

Wahrscheinlich war meine anormal stark entwickelte kritische Tendenz ein Hauptgrund dafür, daß ich meinen Junggesellenstand nicht aufgegeben habe. Stets eher geneigt, die nachteiligen als die vorteilhaften Eigenschaften herauszufinden, vermochte ich keine zu finden, die mich solchermaßen anzog, daß ich sie mir als Lebensgefährtin gewünscht hätte.

Sollte man aus der eben angeführten Begebenheit schließen, daß ich körperliche Schönheit nicht zu schätzen wußte, so möchte ich betonen, daß dies keineswegs der Fall ist — im Gegenteil. Schönheit ist für mich sine qua non, wie sich einmal fatalerweise herausstellte, als Verstandes- und Gemütsbildung den größtmöglichen Anforderungen entsprachen. Wie schwer ist es doch, den Charakter eines Menschen richtig zu beurteilen! Und doch bedenken sich die meisten nicht lange, ein positives Urteil abzugeben. Ich habe wiederholt meiner Ansicht über diesen Punkt durch das Paradoxon Ausdruck gegeben, daß niemand sich selbst noch irgendwen sonst auskennt, und wollte mit dieser extremen Behauptung darauf hinweisen, daß alle Verhaltungsmöglichkeiten eines Wesens sich nur dann offenbaren könnten, wenn man sich in allen erdenklichen Lebenslagen befunden hätte. Nun macht aber kein Mensch sämtliche Lebensmöglichkeiten durch. In der Regel sind die Lebensbedingungen relativ so gleichmäßige, daß wir nur sehr wenig Beweismaterial für die Charakterbildung haben, und daß in dem Benehmen eines Menschen nur die wenigsten Charaktereigentümlichkeiten zum Ausdruck gelangen. Was die geistige Befähigung anbetrifft, so beweist die Erfahrung, daß häufig Fähigkeiten durch reine Zufälle zutage treten. So erinnere ich mich eines geschickten Arztes, der in seinem späteren Leben eine große Fertigkeit im Landschaftsaquarell bewies — eine Begabung, die ohne seinen Aufenthalt am Meere mit einem Künstler, der ihn dazu veranlaßte, latent geblieben wäre. Ein anderes Beispiel: Ein Mathematiker von Beruf, der durch Zufall in einen musikalischen Kreis gerät, entdeckt plötzlich seine musikalische Begabung, von der bis dahin weder er noch die anderen eine

Ahnung hatten. Oder es stellt sich bei ganz außergewöhnlichem Anlaß heraus, daß ein bedeutender Chemiker zugleich ein geborener Redner ist. Ebenso wie mit der geistigen verhält es sich mit der Gemütsseite des Menschen. In jedem Menschen sind eine Menge potentieller Eigenschaften aufgespeichert, deren nur wenige vermöge der gegebenen Bedingungen zur tatkräftigen Aeußerung gelangen.

In meinem späteren Leben hat sich mir diese Tatsache in noch höherem Maße durch eine persönliche Erfahrung aufgedrängt. Weder als junger Mann noch in reiferem Alter bewies ich besondere Vorliebe für Kinder. Allerdings war das Vorhandensein von Kindern, wie sich anläßlich meiner Wohnungsmiete in Marlborough Gardens zeigte, kein Abhaltungsgrund — sondern weit eher das Gegenteil. Auch war ich während meiner zahlreichen Besuche in Standish stets von einer Schar heranwachsender Mädchen umgeben, mit denen ich alle die Jahre hindurch auf gutem Fuße stand. Aber ich hegte bloß ein laues Gefühl für sie, und wie mir später eines dieser Mädchen sagte, war man — oder zum mindesten waren sie — des Glaubens, daß mir Kinder ziemlich gleichgültig wären. Ich selbst würde wohl noch heute dieser Ansicht sein, hätte mich nicht ein Zufall eines Besseren belehrt. Als ich im Jahre 1887 in Brighton infolge meiner Gebrechlichkeit den größten Teil meiner Tage im Bette oder auf dem Sofa zubrachte, veranlaßte mich die Langeweile, mich nach einem Zeitvertreib umzuschauen. Da fiel mir ein, daß die Gesellschaft von Kindern mir einige Zerstreuung gewähren könnte. Von den Mädchen, die ich eben erwähnte, waren inzwischen die meisten verheiratet und hatten eigene Familie. Ich bat eine derselben — Mrs. W. Cripp — mir für vierzehn Tage zwei ihrer Kinder zu überlassen. Durch diese nähere Berührung mit Kindern erwachte in mir in ganz unerwartetem Maße der elterliche Instinkt — oder unter diesen Umständen vielmehr der Trieb, an ihnen Vaterstelle zu vertreten. Was die Kinder mir gewährten, war nicht bloße Zerstreuung, sondern wirkliche Freude. Als ich den folgenden Sommer in Dorking zubrachte, bat ich nochmals, die Kinder für vierzehn Tage meiner Obhut an-

zuvertrauen, und wir verbrachten ungemein vergnügte Tage miteinander. Ich fühlte mich durch sie in solchem Maße erfrischt, daß ich mir in Zukunft jeden Sommer aus diesem oder jenem Zweige der Familie ein Geschwisterpaar ausbat, und ihre Anwesenheit war mir jedesmal der größte Genuß während meines Aufenthalts auf dem Lande.

Sicher wäre ohne jenen in Brighton spielenden Zufall dieser Zug meines Wesens sowohl mir als auch allen Anderen unbekannt geblieben. Dasselbe widerfährt uns mit gar manchem Charakter in seinen mannigfaltigen Abstufungen. Es ist häufig beobachtet worden, daß mit der Heirat das Gefühlsleben ein anderes wird. Mit den neuen Verhältnissen tritt ein anderes Gleichgewicht der Empfindungen ein; zweifellos verhält es sich ebenso bei jeder einschneidenden Wandlung der Verhältnisse, indem wir eben durch eine solche Charakterzüge offenbaren, von deren Vorhandensein wir vordem selbst nichts wußten.

Gelegentlich legte ich mir die Frage vor, was für Beweggründe bestimmend für meine Laufbahn gewirkt haben, — inwieweit mein Lebenslauf durch egoistische und inwieweit durch altruistische Motive bestimmt wurde. Daß beiderlei Motive mitspielten, darüber kann kein Zweifel bestehen. Doch läßt sich hier, wie in den meisten Fällen, schwerlich eine Grenze ziehen, welcher der Beweggründe überwiegend war. So tief begründet in der menschlichen Natur sind die Freude am Gelingen und das Bewußtsein der daraus erfolgenden Anerkennung, daß niemand gänzlich davon absehen kann. Gewiß fehlte auch bei mir nicht der Wunsch nach Erfolgen. Soviel ich mich indes zu erinnern weiß, war nicht Ehrgeiz das primäre Motiv meines Strebens — in der Jugend ebensowenig wie in späteren Jahren. Die Briefe über The Proper Sphere of Government entstanden, glaube ich, ausschließlich aus dem Wunsche heraus, Ansichten verlautbaren zu lassen, deren Verbreitung mir erstrebenswert schien. Daß dies in der Argumentationsweise und Ausarbeitung dieser Briefe zu den Social Statics der Fall war, beweist die Tatsache, daß ich dieses Werk ohne Chapmans Zureden sicherlich anonym

publiziert hätte. Daß ich auch später unabhängig von dem Erfolge vorging, bezeugen die Zeit- und Geldopfer, die ich unentwegt der „Deskriptiven Soziologie" zuwandte, noch als sich längst herausgestellt hatte, daß jede Anerkennung seitens des Publikums ausblieb.

Trotz alledem war der Drang nach Vollbringen und der damit zusammenhängenden Anerkennung ein nicht zu unterschätzender Faktor. Wenn mir ein Anderer mit der Darlegung einer Idee zuvorkam, so verursachte mir dies fraglos einigen Verdruß. Hätte ich mich ausschließlich durch altruistisches Empfinden leiten lassen, so konnte es mir ja einerlei sein, ob ich oder ein Anderer zur Verbreitung dieser Idee beigetragen habe. Ebenso war in der Kontroverse der Trieb, den Sieg davonzutragen, gleich mächtig wie derjenige, die Wahrheit festgestellt zu wissen — ja, vielleicht trat hier das Bedürfnis nach Erfolg sogar in den Vordergrund, was wohl bei den meisten Menschen der Fall sein dürfte. Denn durch Wettkampf tritt das persönliche Moment so stark hervor, als ob es das primäre und nicht sekundärer Natur wäre. Ebensowenig kann ich leugnen, daß in der Verfolgung meines Lebenswerkes nicht auch der Wunsch einen Ansporn bildete, daß das Werk meinen Namen tragen werde. Wenn auch meine Absicht darauf gerichtet war, auf allgemeine Anschauungen und Handlungsweise — insbesondere in Bezug auf soziale Angelegenheiten und staatliche Funktionen — zu wirken, so war doch der Ehrgeiz dabei sicherlich ein mitwirkender Faktor.

Ich muß noch einige weitere Triebfedern erwähnen. Zunächst kommt hier die unmittelbare Befriedigung in Betracht, die das Erfassen und Ausarbeiten von Gedanken gewährt. Der größte Genuß, versicherte mich einmal ein mir befreundeter Gelehrter, bestehe für ihn in einer glücklichen Tagesausbeute — womit er andeuten wollte, es sei ihm eine Genugtuung, neue Wahrheiten aufzudecken. Ebenso war es für mich eine — im Gegensatz zu anderen Genüssen — nie versiegende Freude, neue Gedanken zu entwickeln. Ich konnte dabei in gewissem Maße die Rolle des Beobachters spielen, der sich an der allmählichen Gestaltung und schließ-

lichen Vollführung seiner eigenen Gebilde freut. Es ist etwas Eigenes um eine geistige Errungenschaft, um die Einordnung von Unbekanntem in den Bereich des Bekannten.

Es sind noch zwei weitere Momente zu nennen. Ein mit dem letztgenannten eng verwandtes Motiv ist der architektonische Instinkt — einfacher ausgedrückt, die Freude am Ausbau eines Systems. Wie oft während der vergangenen dreißig Jahre blickte ich mit Stolz auf die größeren und kleineren Teile und Abschnitte meiner Arbeit, die sich dem übrigen Aufbau sinngemäß einordneten, um ein harmonisches Ganzes zu bilden. Daß diese Befriedigung ein nicht geringer Ansporn war, dafür bietet sich mir eben ein deutlicher Beweis. Sobald ich diese Reihe von Betrachtungen zu Ende geführt habe, gedenke ich den VII. Teil der „Prinzipien der Soziologie": „Berufliche Einrichtungen," in Angriff zu nehmen, und hoffe, darnach noch den folgenden Teil „Industrielle Einrichtungen" zu Ende zu führen, um so den III. Band zu vollenden. Was reizt mich, dies jetzt noch zu bewältigen? Obwohl die Entstehung der Berufe ein nicht uninteressantes Kapitel sein mag, kann eine Untersuchung über deren Entwickelungsgang, welche von neuem eine Illustrierung des Evolutionsprozesses darbieten wird, nicht von allgemeiner Bedeutung sein. Ebensowenig ist anzunehmen, daß ich durch diese Arbeit an Ansehen gewinnen werde: mein Ruf wird vielmehr derselbe bleiben, ob ich nun das Werk zu Ende führe oder nicht. Daß ich dessenungeachtet den Drang fühle, weiterzuarbeiten, ist also ausschließlich auf mein Bedürfnis zurückzuführen, eine mich unangenehm berührende Lücke auszufüllen. Dies Bedürfnis nun ist dem des Architekten vergleichbar, der den unvollendeten Flügel eines nach seinem Plane ausgeführten Gebäudes oder ein noch im Bau begriffenes Dach betrachtet. Derselbe Wunsch, der ihn dazu drängen würde, das Fehlende zu ergänzen, beseelt auch mich in meiner Arbeit.

Ein weiteres Moment, das zum Teil schon in dem genannten enthalten ist — ich meine das ästhetische — ist nicht zu unterschätzen. Es scheint in mir ein Schimmer künstlerischen Empfindens zu sein, jenes Empfindens, dessen Anreiz

in der Gestaltung des Schönen besteht: es ist damit selbstverständlich nicht die Schönheit im allgemeinen gemeint, sondern vielmehr eine Schönheit der Form, wie sie ein philosophisches System kennzeichnet. Ich war stets bestrebt, sowohl unter den allgemeinen Beweisführungen als auch in der Anführung der Argumente, welche jene zusammenhalten, Formvollendung und Symmetrie herbeizuführen. Wenn ich mich bemühte, zusammenhängende und erschöpfende Darstellungen zu geben, so vermochte ich diesem Wunsche zumeist Genüge zu tun; was dagegen die literarische Fassung anbetrifft, so blieb ich häufig hinter dem angestrebten Ziele zurück. Mein ästhetischer Sinn hat sich in dieser Beziehung ein nie zu erreichendes Ideal gesteckt. Wenn auch mein Stil der Klarheit nicht entbehrt, so fällt mir doch — wenn ich ihn mit dem Stil Anderer vergleiche — seine Einförmigkeit unangenehm auf. Er ermangelt entschieden der Mannigfaltigkeit in Satz- und Redewendungen, und es fehlt ein gewisser Schwung der Ausdrucksweise. Aber auch hier wie im Aufbau der Argumente hat der Wunsch nach Vervollkommnung dazu beigetragen, den Mangel zu heben.

Ich selbst staune darüber, in wie hohem Maße architektonisches und ästhetisches Empfinden stimulierend auf mich gewirkt haben müssen. Ließ mich doch ihre Spannkraft alle Hindernisse überwinden. Ich, der ich mit meinem 35. Lebensjahre schon an geistiger Ueberarbeitung litt und durch Ueberanstrengung seither oftmals zu völliger Untätigkeit verurteilt war, fühle in meinem 73. Lebensjahre noch den Drang, die Aufgabe, die ich mir mit 33 Jahren stellte, weiterzuführen.

Mein Schwächezustand ist nun soweit vorgeschritten, daß ich das Wenige, was ich noch zu arbeiten imstande bin, in größeren Abständen vollbringen muß. Ich kann nur mehr zehn Minuten hintereinander diktieren, ohne auszuruhen. Und, wie ich heute früh (24. Juli 1893) beobachtet habe, nehme ich die Arbeit nicht mehr als höchstens fünfmal auf, sodaß mein Tagespensum nur etwa fünfzig Minuten beträgt. Häufig (und dies ist jetzt eben der Fall, während ich die Korrekturen dieses Buches durchsehe) vermag ich bloß zwei-

oder dreimal zehn Minuten zu arbeiten; manchmal bin ich überhaupt arbeitsunfähig. Wenn ich mich besonders wohl fühle, sehe ich noch nachmittags einige — aber nur wenige — Sätze durch. Den Rest des Tages suche ich die Zeit totzuschlagen, so gut es eben geht.

Bei diesem Zustande, den ich mir durch vierzig Jahre fortgesetzter Gehirntätigkeit zugezogen habe — eine Tätigkeit, die keineswegs meinen Ruin herbeizuführen brauchte, hätte ich mir zu Anfang nicht zuviel zugemutet — bei diesem Zustand, sage ich, muß ich vermöge meines Dranges, die einmal unternommene Lebensaufgabe zu Ende zu führen, notgedrungen ausharren. Ich bin der Sklave meines systematischen Bautriebes. Ich lehne es ab, mich der Muße hinzugeben, die ich genießen würde, falls ich jede Anforderung an mich selbst unterdrücken könnte. Aber so wünschenswert dies in gewisser Richtung erschiene, so ist es doch in anderer Beziehung nichts weniger als erstrebenswert. Abgesehen davon, daß für mich das geringe Lustgefühl, dessen ich noch fähig bin, aufhören würde, könnte ich mich auch des Bewußtseins nicht entschlagen, etwas unterlassen zu haben, was ich hätte tun sollen. Ich würde ohne jegliche Arbeitsmöglichkeit die Monotonie viel schmerzlicher empfinden, würde mein Tageslauf sich in einem bloßen Totschlagen der Zeit erschöpfen.

Diese Betrachtungen über die körperlichen Konsequenzen meiner Laufbahn veranlassen mich dazu, mir über die aus ihr erwachsenden pekuniären, sozialen u. a. Verhältnisse Rechenschaft abzulegen. Es taucht infolge dessen die Frage auf: was würde ich demjenigen anraten, der am Anfang seiner Karriere oder doch wenigstens in der Blüte der Jahre steht und sich der Philosophie oder sonst irgendwelcher ernsten wissenschaftlichen Beschäftigung zu widmen wünscht und zwar im Glauben, er habe der Welt etwas Bedeutsames zu sagen? Angenommen, das Etwas sei wirklich von einiger Bedeutung (die Wahrscheinlichkeit dagegen ist eine große — mag sein Selbstvertrauen auch dafür sprechen), so werden warnende Gegengründe dennoch ganz am Platze sein.

Zunächst bedarf es, um dieses Ziel zu verfolgen, nicht bloß der Mittel, um geraume Zeit hindurch ganz ohne Ein-

nahmen zu leben, sondern man muß auch die Verluste an zu veröffentlichenden Werken zu tragen imstande sein. Wenn dies nicht der Fall ist, so setzt man sich unabsehbaren Entbehrungen aus und muß stets gewärtig sein, abbrechen zu müssen. Meine eigene Geschichte beweist zur Genüge diese Wahrscheinlichkeit, ich möchte sagen, Gewißheit. War ich doch zu wiederholten Malen nahe daran, meinen Arbeitsplan einstellen zu müssen, hätte ich nicht hintereinander die Erbschaften meiner Onkel Thomas und William antreten können. Sah ich doch zwei Jahre, nachdem ich die „Synthetische Philosophie" projektiert hatte, schon keine Möglichkeit mehr, sie weiterzuführen, als mir dann meine Freunde durch Subskription zu einer Einnahme verhalfen. Im Jahre 1866 aber war ich angesichts eines Verlustes von 1100 Pfund genötigt, meinen Lesern die Mitteilung zu machen, daß die Weiterveröffentlichung eingestellt werden müsse. Diese Anzeige konnte ich, als mir von Amerika jenes Ehrengeschenk überreicht wurde, und dadurch, daß mein Vater starb und sich somit meine Verpflichtungen verringerten, zurücknehmen. Darauf vergingen noch einige Jahre, ehe ich vermöge meiner literarischen Einnahmen sorgenfrei leben konnte. Es ist nach alledem sozusagen ein Wunder, daß ich nicht vor der Vollendung meines Werkes untersank.

Da schon die Selbsterhaltung bei einer Laufbahn wie der meinigen fast unüberwindliche Schwierigkeiten bietet, muß die Erhaltung von Frau und Kindern geradezu unmöglich sein. Wer sich also ernster schriftstellerischer Tätigkeit hingeben will, muß mit dem Junggesellenstand fürlieb nehmen, es sei denn, daß er eine Frau bekommt, die genügend Mittel für alle beide hat — oder er muß sich eben bei den geschilderten Umständen bescheiden. Aber wenn dem selbst so sein sollte, können doch Sorge und Kummer um die Familie seinem Vorhaben nur hinderlich sein. Ein mir befreundeter Gelehrter, der erfahren hatte, was häusliches Ungemach bedeutet, behauptete einmal mir gegenüber: „Hätten Sie sich verheiratet, so hätten wir nicht Ihr System der Philosophie."

Ist der Beweggrund ein so edler, daß er dem Streben entspringt, die Menschheit zu fördern, und ist man gegen

Verluste, Entbehrungen und Spott (dessen man stets gewärtig sein muß) gefeit, so wird man sich auch nicht entmutigen lassen, es sei denn, daß übermenschliche Anforderungen an unsere Opferfähigkeit und Geduld gestellt werden. Erstreckt sich dagegen der Ehrgeiz darauf, sich einen Namen zu machen, so wird man durch Enttäuschungen an der Fortführung des Unternehmens behindert sein. Schriften, die nicht dazu angetan sind, den Anforderungen des großen Publikums zu entsprechen, erfahren nur selten, wenn überhaupt jemals die gebührende Würdigung. Wer vollends nicht in literarischen Kreisen verkehrt, noch sich zu einer literarischen Klique herbeilassen will, wodurch so viele sich zu günstiger Beurteilung verhelfen lassen, hat umso weniger Aussicht, baldige Anerkennung zu finden. Verschmäht man es ferner, sich den Einfluß von Zeitschriftleitern zunutze zu machen, so kann man fast sicher sein, in den Hintergrund gedrängt zu werden.

Gesetzt den Fall, Mittel und Geduld hätten gelangt und das ersehnte Ziel wäre erreicht, so werden uns deswegen längst noch nicht die erhofften Wonnen zuteil. Verglichen mit der Arbeit, der Preisgabe der Gesundheit und so manchen Genusses, den das Leben sonst bietet, endlich den langen Jahren des Harrens, ist die Befriedigung, welche schließliche Anerkennung gewährt, eine verhältnismäßig geringe. Stellt man der Freude am vollbrachten Werk die Summe der Mühe gegenüber, die man darauf verwandte, so ist die Genugtuung eine vergleichsweise unbedeutende. Ein vorübergehendes Glücksgefühl mögen die ersten Anzeichen von Erfolg hervorrufen; nach kurzer Zeit indessen erregen Erfolge keine Gemütsbewegung mehr, die uns über die gewöhnliche Stimmung hinweghöbe. Es ist wirklich erstaunlich, wie viele Menschen in ihrem Streben nach Seifenblasenruf getäuscht werden — Menschen, die dazu fähig wären, höher hinauf zu gelangen; allerdings erlebt man im Anstreben höherer Ideale auch gar oft Enttäuschungen.

Abgesehen davon, daß schriftstellerische Erfolge, wenn sie sich überhaupt einstellen, zumeist den Erwartungen nicht entsprechen, muß man sich auf Angriffe und Aergernisse gefaßt machen, die oftmals schwerer ins Gewicht fallen als

die Freude am Gelingen. Statt der erwarteten Anerkennung erntet man gar oft unverdienten Tadel. Angriffe seitens der Kritiker erfolgen häufig ganz unbilligerweise und zwar nicht nur während der Kampfperiode, sondern auch, wenn man sich seine Position bereits schwer errungen hat. Beständig zirkulieren sorglos geäußerte falsche Behauptungen und grobe Mißdeutungen, die wohl Anlaß zur Verzweiflung geben könnten. Vergleicht man nun die Sorgen, die darauf erfolgen, mit den etwaigen Freuden, die aus der Würdigung, die man genießt, erwachsen, so haben erstere zumeist das Uebergewicht.

Außer den Mißlichkeiten, die sich der Anfänger durch das ihm zugeschriebene Uebersehen von Dingen, die gar nicht existieren, zuzieht, durch Irrtümer, die er nicht begangen, und Widersinn, dessen er sich nicht schuldig gemacht hat, muß er noch ernstere Beschuldigungen gewärtigen. Wenn seine Schriften dazu angetan sind, Angriffe hervorzurufen, seien sie politischer, religiöser oder sozialer Art, so wird er von solchen, deren Vorurteile er verletzt oder deren Interessen er bedroht haben soll, unnachsichtig angefochten werden.

Ich selbst habe nur wenig unter Angriffen von theologischer Seite zu leiden gehabt; oft sogar begegnete man mir mit überraschender Nachsicht und Sympathie. Dagegen habe ich in letzter Zeit von politischer Seite mannigfache Feindseligkeit erfahren. In meinem ersten Werke, den Social Statics, führte ich aus, daß die Ausschließung der breiten Masse von Grund und Boden unbillig sei, daß ferner eine Rückgabe des Grundeigentums an den Staat oder die Kommune erfolgen müßte, nachdem die Grundbesitzer entsprechend entschädigt worden sind. In späteren Jahren zog ich den Schluß, daß eine Wiedereinziehung unter diesen Bedingungen eine verlustbringende Transaktion bedeute, und daß das private Eigentumsrecht unter Oberhoheit des Staates fortbestehen müsse. Henry George hatte in seinem Werke Progress and Poverty den in meinen Social Statics gezogenen Schluß zitiert und ihn zum Teil zur Grundlage seiner Argumentation gemacht. Als ich nun mit der Wandlung meiner Auffassung vor die Oeffentlichkeit

trat, war sein Unwille nicht gering. Einige Jahre darauf veröffentlichte er ein Werk, A perplexed philosopher, in welchem er auf etwa 300 Seiten eine Denunziation nicht bloß gegen meine Ansichten, sondern auch gegen meine Beweggründe erhob, und worin er mich des Verrates an der Sache des Volkes bezichtigte. Er behauptete, meine Meinungsänderung müsse dem Wunsche entsprungen sein, mich bei den grundbesitzenden und regierenden Klassen beliebt zu machen, und wandte auf mich Brownings Worte in The Lost Leader an: „Just for a hand-ful of silver he left us just for a ribbon to stick in his coat."

So folgerte Henry George, ungeachtet der Tatsache, daß ich in Werken, die er, nebenbei bemerkt, zitiert hat, mich geradezu respektwidrig über die beiden maßgebendsten Häupter dieser Klassen, Gladstone und Lord Salisbury, geäußert habe („Einleitung in das Studium der Soziologie", Kap. XVI und „Prinzipien der Ethik" § 130) und dies zu Zeiten, da die Betreffenden Premierminister waren und somit die Macht hatten, Ehren- und Gunstbezeugungen zu verleihen. Nachdem Henry George diese seine eingebildete Vorstellung zu einer Tatsache ausgestaltet hatte und darüber in Wut geraten ist, trägt er kein Bedenken, Beweise zur Bekräftigung seiner Behauptung zu formulieren, indem er ausführt:

> Der Name Herbert Spencers wird nun zusammen mit sozusagen allen Herzögen des Königreichs genannt als Leiter eines Vereins zum Schutze des Privateigentums an Grund und Boden. (S. 201.)

Ich gehöre einer einzigen politischen Körperschaft an, die ich seinerzeit mitbegründet habe; es schlossen sich ihr später einige Männer von Rang an, darunter auch zwei Herzöge. Es ist dies die Londoner Ratepayers Defence League.

Henry Georges Buch fand in Amerika wie in England Anklang und wurde von verschiedenen Zeitschriften besprochen, die sich seine Behauptungen zu eigen machten. Viele zitierten seine Anklagen, in der offenbaren Annahme, sie seien wohlbegründet. Selbst die Times gibt, ohne ihn zu verurteilen, Georges Hinweis wieder, ich habe mich von den

gebotenen Schlußfolgerungen aus Gründen abgewendet, die minder schwer verständlich und viel weniger glaubwürdig sind als solche, welche auf gesunder Logik und feststehenden Tatsachen beruhen. (12. Januar 1893.)

Wer also theologische, politische oder soziale Themata behandeln will, und wer dabei seine aufrichtige Meinung zu äußern gedenkt, der nehme sich dies zur Lehre. Sollte er sich durch seine Laufbahn veranlaßt sehen, Ansichten zu veröffentlichen, durch welche er sich einzelne Individuen oder auch eine ganze gesellschaftliche Klasse zu Feinden macht, so muß er sich auf noch einschneidendere Uebel — als es Mißdeutungen in kritischen Blättern sind — gefaßt machen. Er muß in diesem Falle mit der Möglichkeit, wenn nicht mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß man ihm durch ganz verkehrte Auslegungen seiner Motive und der damit zusammenhängenden Herabsetzung seines Wertes schaden wird.

Würde ich mich wohl durch diese verschiedenen Gründe, hätte man sie mir zu Anfang meiner Karriere entgegengehalten, haben zurückschrecken lassen? Oder bereue ich es etwa jetzt, daß ich mich nicht von meinem Vorhaben abbringen ließ? Ich kann nicht Ja sagen. Hätte man mir damals die vielen Möglichkeiten, die gegen ein erfolgreiches Vorgehen sprechen, auseinandergesetzt, so glaube ich nicht, daß mich dies gehindert haben würde, denselben Weg einzuschlagen. Selbst wenn ich zum Voraus gewußt hätte, wie sehr ich mir gesundheitlich schaden würde, wäre dies auch noch kein genügender Grund gewesen. Von dem Momente an, da ich die Evolution in ihrem ganzen Umfange erfaßte, war das Verlangen, diese Theorie auszuarbeiten und an die Oeffentlichkeit zu bringen, so mächtig in mir, daß es mir wohl unmöglich gewesen wäre, meine Zeit auf etwas anderes zu verwenden. Das unaufhörliche Bewußtsein eines unerfüllten Strebens hätte gewiß eine nicht zu überwindende chronische Reizbarkeit herbeigeführt.

Obwohl ich einen Anderen kaum veranlassen würde, meinem Beispiel zu folgen und die Vorsicht in alle Winde zu schlagen, wird man es doch begreifen, wenn ich, wie die Dinge nun einmal liegen, meinen damaligen Entschluß nicht

bereue und mir kein anderes Leben wünschte — ganz im Gegenteil. Fast jedermann muß in einem mehr oder weniger mühsamen — wenn nicht gar ihm widerstrebenden — Erwerb alle seine Kräfte anspannen, um überhaupt nur den Lebensunterhalt für sich und die Seinigen zu beschaffen — ohne dabei die Befriedigung zu haben, einem ersehnten Ziel zuzusteuern. Einzig die Arbeit des schaffenden Künstlers gewährleistet die doppelte Befriedigung materieller Vorteile und der Verwirklichung seiner Ideale. Dies letztere gewährt zweifellos eine unendliche Freude. Der geborene Musiker, Maler oder Dichter genießt sein Werk weit intensiver als andere Sterbliche. Aber außer jenen Auserwählten erfüllen die meisten Menschen ein Tagewerk, von dem sie sich mit Freuden entbinden ließen. Mein Los war ein ganz anderes: es tat mir um jeden Tag leid, an welchem meine geistige Verfassung mich am Weiterarbeiten hinderte. Trotz meiner chronischen Gesundheitsstörung habe ich allen Grund, mit dem zufrieden zu sein, was mir das Schicksal beschieden hat.

Mein Leiden war immerhin nicht so schwer zu tragen, wie so manches, das keinen Entgelt kennt. Ich habe nicht eigentlich gelitten, es sei denn, daß man die durch Schlaflosigkeit verursachte Reizbarkeit ein Leiden nennen wollte. Wirkliche Schmerzen mag ich weniger erduldet haben als die Mehrzahl der Menschen. Seit der Zeit, da ich im Jahre 1855 zusammenbrach, scheint sich meine Konstitution meinem Schlaf angepaßt zu haben, insofern, als sich mein Schlafbedürfnis allem Anschein nach verringert hat. Auch war mein Zustand nicht derart, daß ich allen Vergnügungen entsagen mußte. Allerdings war Literatur leichterer Art für mich sozusagen nicht mehr vorhanden, da ich mein Lesepensum sehr einschränken mußte. Ebenso war mir abendliche Unterhaltung untersagt — aber sonst waren mir bis zu meinem 62. Lebensjahre keine erheblichen Entbehrungen auferlegt. Erst seit den letzten zehn und insbesondere während der letzten sechs Jahre mußte ich mich nahezu aller Zerstreuung enthalten.

Ich möchte noch einem möglichen Irrtum vorbeugen, der durch vorangegangene Andeutungen entstehen könnte. Man wird selbstverständlich annehmen, daß jene chronischen Ge-

ſundheitsſtörungen, zumal diejenigen, welche mich in den letzten Jahren ſozuſagen invalidiſierten, ſich auch in meiner äußeren Erſcheinung bemerkbar machten. Es iſt dies jedoch nicht im geringſten der Fall. Weder Geſichtsfarbe noch die Züge tragen irgendwelche Anzeichen eines durch mangelhafte Konſtitution bedingten Leidens, wie man wohl anzunehmen geneigt wäre. Im Gegenteil: ich werde für zehn Jahre jünger gehalten, als ich bin. Dieſe ungewöhnliche Eigentümlichkeit beſtärkt mich in der Richtigkeit einer mediziniſchen Beobachtung, nach welcher nervöſe Menſchen in der Regel älter ſind, als ihr Ausſehen ſchließen läßt.

Wenn ich alſo altruiſtiſche Momente aus dem Spiel laſſe und mich auf den egoiſtiſchen Standpunkt beſchränke, ſo kann ich auch auf die Tage meines hohen Alters mit Befriedigung zurückblicken. Etwas hat mir allerdings gefehlt und ſogar etwas ſehr Weſentliches. Während der Jahre, da mir Weib und Kinder über die Laſt der Arbeit hätten hinweghelfen können, war ich vermöge meiner pekuniären Lage nicht imſtande, zu heiraten. Ich vermochte mich kaum ſelber zu erhalten, geſchweige denn Andere. Als endlich die Mittel hingereicht hätten, war es ſchon zu ſpät. Wer weiß, ob mir nicht ſelbſt darin das Schickſal gnädig war. Wie oft geſchieht es, daß unter den vielverſprechendſten Ausſichten eine Heirat mehr mißliche als befriedigende Erfolge zeitigt; und bei mir waren die Ausſichten keineswegs vielverſprechende. Meiner ganzen Anlage nach tauge ich nicht zu einer Verbindung, die beſtändig Kompromiſſe und große Nachſicht erfordert. Die ungemein kritiſche Tendenz, verbunden mit mangelnder Selbſtbeherrſchung, würden wohl zu unaufhörlichen häuslichen Zwiſtigkeiten geführt haben. Alles in allem wird mein Junggeſellentum wohl das beſte für mich ſowie für meine etwaige Lebensgefährtin geweſen ſein.

Und nun, nachdem ich mein eigenes Weſen in ſeiner Beziehung zu dem Vollbrachten analyſiert habe, was bleibt mir noch über die Dinge im allgemeinen zu ſagen? Wie ſtelle ich mich zur Welt, abgeſehen von Erfahrungsergebniſſen, welche ja in meinen Werken als zuſammenhängendes Ganzes niedergelegt ſind? Was für weſentliche Unterſchiede

bietet mir die Umwelt nun auf meine alten Tage?

Ich brauche hier bloß noch einmal zu betonen, was ich schon an anderer Stelle geäußert habe. In mehreren meiner letzten Werke habe ich auf die Wandlungen, welche in Bezug auf meine religiösen, politischen und sozialen Anschauungen vor sich gegangen sind, hingewiesen, und während der letzten Jahre hat sich diese veränderte Anschauung noch verschärft. Es erübrigt nur mehr, die endgültige Fassung zu akzentuieren und zu untersuchen, inwieweit die Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß meine späteren Ansichten der Wahrheit näher kommen als diejenigen früherer Jahre.

Der verhältnismäßig größere Konservatismus, der sich im Alter geltend macht, hat verschiedene Ursachen. Nach der negativen Seite hat die verminderte Energie mitgewirkt. Stärke fördert tatkräftiges Handeln. Die hieraus hervorgetretenen Veränderungen bewirken, daß der Geist Wandlungen überhaupt geneigt wird, ja, daß er solchen einen gewissen Reiz abgewinnt. Unternehmungslust ist ein Kennzeichen der Jugend. Durch verringerte Kraft sowohl wie durch längeres Verharren in der Gewohnheit verliert jeder Wechsel an Reiz. Es fällt mit der Zeit schwer und verursacht Unbehagen, Gewohnheiten des Denkens und Handelns plötzlich aufzugeben. Zu jenen aus körperlichen Momenten entspringenden Hindernissen treten noch solche, welche in gewissem Sinne durch die geistige Reife verursacht werden. Dinge, welche uns in der Jugend einfach und leicht zu behandeln scheinen, erweisen sich in späteren Jahren als kompliziert und tief eingewurzelt. Was bei oberflächlicher Betrachtung durchaus schlecht erschien, das weist mitunter auch gute Seiten auf, und was als zwecklos und überflüssig erachtet wurde, erweist sich als in gewisser Beziehung förderlam, wenn nicht als wesentlich. Bei jedem Menschen machen sich diese Momente in verschiedenem Grade und in mannigfachen Kombinationen geltend; das Alter aber spielt dabei gewöhnlich die größte Rolle.

Bei mir ist die genannte Wandlung in der Hauptsache auf umfassendere Beobachtung und vertieftes Nachdenken

zurückzuführen. Ich bin dadurch zu dieſer Annahme gelangt, daß heute meine frühe ſchon zutage getretene Averſion gegen die älteren Formen ſozialer Organiſation noch nicht geſchwunden iſt. Nicht nur iſt mein Haß gegen die Autokratie unvermindert, ſondern auch meine Abneigung gegen jene Form des perſönlichen Regimes, wie es in konſtitutionellen Monarchien vorhanden iſt. Ich muß noch häufig darüber nachdenken, was mir bereits vor fünfzig Jahren lächerlich vorkam, daß ein zweiter Micromegas uns über jene kleinen Weſen auf der Erdoberfläche berichtete, wo einem Mitglied einer beſtimmten Familie größere Einkünfte und Gunſtbezeugungen zuteil werden, als er zu genießen imſtande iſt; Weſen, denen man von Schönheit ſingt, während ſie in Wirklichkeit häßlich ſind, von Klugheit, wo die Dummheit vorherrſcht, von außergewöhnlicher Begabung, wo dieſe unter dem Durchſchnitt iſt; Weſen, die idealiſiert und tagtäglich mit ſchmeichleriſchen Zeremonien umgeben werden, denen unumſchränkte Macht gewährt wird, und welche diejenigen, die nicht in die allgemeine Lobpreiſung einſtimmen, mit Schmach bedecken. Da ich der Anſicht bin, daß man wahre Loyalität nur bezeugt, indem man dasjenige achtet, was ſeinem Weſen nach achtenswert iſt, und demjenigen Verehrung zollt, der durch ſein Benehmen und ſeine Leiſtungen einen Beweis ſeines Wertes erbringt, ſo kann es mich jetzt noch außer Faſſung bringen, wenn ich, wie vor kurzem, die Beobachtung mache, daß zwei junge Leute, die ohnehin im Luxus lebten, anläßlich ihrer Hochzeit von zahlloſen Bekannten mit Geld und anderen Gaben überſchüttet werden, ohne daß ſie den Wert dieſer Geſchenke und Gaben an und für ſich zu ſchätzen gewußt hätten. — Daß ich der Monarchie nunmehr größere Konzeſſionen mache, hat ſeinen Grund nicht etwa in einer veränderten Geſinnung. Ich bin vielmehr durch die reifere Erfahrung zu der Ueberzeugung gelangt, daß eine Anpaſſung des Menſchentypus an dieſe Regierungsform vorliegt. Man muß jede Art von Inſtitution nach ihrer Beziehung zur Eigenart der Bürger und den Bedingungen, unter welchen ſie leben, beurteilen. Die aus der gegebenen Inſtitution entſpringende Stimmung aber kann nicht an ihrer

absoluten, sondern nur an ihrer relativen Tauglichkeit bemessen werden. Wenn auch die Durchschnittsstimmung dieselbe bleibt, die wir tagtäglich beobachten, so wäre es doch ungefähr ebenso angebracht, das Volk seines Königs zu berauben, wie einem Kinde die Puppe zu entziehen.

Der Hauptgrund der Billigung der bestehenden Regierungsformen jedoch, mit denen ich mich nunmehr abgefunden habe, liegt in der auf meine alten Tage gefestigten Einsicht, daß eine notwendige Beziehung zwischen dem Wesen der sozialen Einheit und dem der sozialen Aggregate besteht. Eine der Haupttheorien Comtes und seiner Anhänger geht dahin, daß das Einzelindividuum ein Produkt der großen sozialen Gruppe ist, in welcher es lebt — daß es mit allen seinen höheren Attributen aus jener allgemeinen Menschheitsidee hervorgegangen ist, welche Comte das höchste Wesen nennt. Mit demselben, ja noch größerem Recht kann man sagen, daß die Gesellschaft durch Individuen geschaffen wird, sodaß die Gesellschaftsorganisation durch die Art der sie konstituierenden Einheiten bedingt ist. Individuum und Gesellschaft wirken wechselseitig aufeinander. Der ursprüngliche Faktor jedoch ist das Wesen des Individuums, der abgeleitete das Wesen der Gesellschaft. Aus dem Begriff des sozialen Organismus geht dies notwendigerweise hervor. Die Einheiten, aus welchen sich der individuelle Organismus zusammensetzt, werden niemals einen andersartigen Organismus ergeben: die Struktur desjenigen Lebewesens, das sich daraus entwickelt, ist latent in jenen enthalten. Ebenso verhält es sich in großen Zügen mit der Gesellschaft. Ich sage „in großen Zügen", weil die Beziehungen zwischen Individuum und Gesellschaft weniger bestimmte sind. Bei der animalischen Struktur besteht die Wechselbeziehung von den Teilen zum Ganzen seit Millionen von Jahren; bei der Gesellschaft dagegen ist sie erst seit einigen Tausend Jahren vorhanden, bei den höheren Gesellschaftsformen sogar erst seit einigen Hundert Jahren. Daraus folgt, daß das Wesen der Gesellschaft im Wesen des Individuums in viel geringerem Maße vorhanden ist, als das Wesen des fertigen Organismus in dem seiner Teileinheiten. Dennoch ist die

Eigenart der Gesellschaft in so hohem Maße im Individuum verkörpert, daß eine völlige Umwandlung eines bestimmten sozialen Typus in einen anderen ein Ding der Unmöglichkeit ist. Legt man es darauf an, einen Gesellschaftstypus in einen ihm fremden Typus umzuwandeln, so wird alsbald ein Rückfall, wenn auch nicht in die ehemalige Form, so doch in eine ihrem Wesen nach nur wenig verschiedene Form erfolgen. Die Beweise hierfür sind handgreiflich. Aeltere Formen des Zwangsstaates sterben ab — andere entwickeln sich wieder. Die in der Feudalzeit unbeschränkte Herrschaft der Monarchen und Grundbesitzer wurde nach der Reform-Bill von der Herrschaft des Mittelstands abgelöst, und in neuerer Zeit treten an seine Stelle die arbeitenden Klassen, welche mehr und mehr zur Vorherrschaft gelangen. Die zeitweilige Freiheit jedoch, welche durch die Aufhebung einer gewissen Kategorie von Beschränkungen eingeführt war und ihren Höhepunkt um die Mitte des Jahrhunderts erreichte, ist seither vermöge andersartiger Beschränkungen vermindert worden und wird bald auf ihr früheres Maß herabgesunken sein. Unser Leben hat sich inmitten eines sozialen Geburtsprozesses abgespielt, wobei die alte Zwangsschale abgeworfen wurde und eine neue ihrer Entwickelung entgegengeht. Denn heutzutage ebenso wie in früheren Zeiten finden wir dieselbe Bereitwilligkeit, Beschränkungen aufzuerlegen und sich dem Zwange zu fügen.

In dieser Richtung ist eine Wandlung in meinen politischen Anschauungen zu verzeichnen, welche sich mit den Jahren ungemein verschärft hat. Während ich in jenen Tagen jugendlichen Ueberschwangs der Ansicht war, alles müsse sich zum Besten wenden, wenn nur unser Regierungssystem gründlich umgewandelt würde — bin ich nunmehr zu der Ueberzeugung gelangt, daß Umwandlungen in den Staatsformen nur dann erfolgreich sein können, wenn sie den Ausdruck des veränderten Charakters der Bürger darstellen.

Weniger leicht, wenn auch immerhin in gewissem Umfange, läßt sich die Wandlung meiner Ideen über religiöse Einrichtungen bestimmen, welche ich in meinen jüngsten

Werken behandelt habe, und die sich seither noch schärfer herausgebildet hat. Als das geläufige Kredo bei mir allmählich an Boden verlor, schien mir die einzige Frage die nach Wahrheit oder Falschheit jener besonderen Dogmen, in denen ich erzogen worden war. Nach und nach jedoch, zumal während der letzten Jahre, bin ich zur Einsicht gelangt, daß dies nicht das einzige Problem ist.

Diese Erkenntnis war wohl die Folge eines umfassenderen Studiums der menschlichen Gesellschaft. Von Vielen ist, glaube ich, die Tatsache anerkannt, daß irgendwelche Gottesverehrung mit dem entsprechenden sozialen Symbol ein wesentliches Merkmal jeder vorgeschrittenen Gesellschaft ist; diese Einsicht nun hat zu dem Schlusse geführt, daß eine durch den kirchlichen Glauben und die priesterliche Gewalt auf die Menschen ausgeübte Kontrolle für den Bestand der Gesellschaft unentbehrlich sei.

Durch das in der „Deskriptiven Soziologie" zusammengestellte und klassifizierte Beweismaterial bin ich ohne jede Voreingenommenheit zu dieser Ueberzeugung gelangt; geschah es auch nicht wider Willen, so doch gewiß nicht auf Grund einer vorgefaßten Meinung. Die Beweise dafür sind zwingend: unter ganz zusammenhanglosen, in verschiedenen Erdteilen lebenden Völkern geht der Kulturfortschritt mit der Entwickelung des religiösen Kredos Hand in Hand, indem dieses in der Entwickelungsperiode starr in seinen Dogmen und fürchterlich in den von mächtiger geistlicher Gewalt angedrohten Strafen ist, so daß die Notwendigkeit eines solchen Faktors zur Aufrechterhaltung der sozialen Unterordnung unabweislich scheint.

Ueber die geringe Wirksamkeit der von angenommenen übernatürlichen Mächten ausgehenden Schreckniſse und Versprechungen muß man sich allerdings wundern. Aus der mit Verbrechen getränkten Geschichte Europas müssen wir folgern, daß Furcht vor der Hölle und Aussicht auf den Himmel keine große Wirkung ausgeübt haben. Auch die Jetztzeit mit ihrer von hunderttausend europäischen Geistlichen verkündeten Lehre von einer Vergebung steht in schärfstem Gegensatz zu den von europäischen Soldaten und Kolonisten verübten

Handlungen. Indem sie bei den Wilden das Gesetz der Blutrache ausrotten wollen, metzeln sie selbst aus Rache für einen einzigen Mord ein ganzes Dorf nieder. Dies beweist, daß zweitausend Jahre christlicher Kultur den ursprünglichen Barbaren kaum zu ändern vermochten. Nichtsdestoweniger müssen wir annehmen, daß diese Kultur dennoch eine Wirkung erzielt hat, und daß, wäre sie nicht gewesen, es noch schlechter um die Menschen bestellt wäre.

Jedenfalls läßt sich feststellen, daß bei Menschen, wie sie waren und noch sind, die letzten Gründe für eine sittliche Lebensführung allzu fern liegen und zu schattenhaft sind, um wirksam zu sein. Wenn schon die Aussicht auf ewige Höllenqualen ihre Wirkung verfehlt, um wieviel mehr die Androhung vorübergehender übler Folgen. Bemühen wir uns, uns in die Gedankenwelt eines englischen Wählers einzuleben, dessen einziger Bestimmungsgrund bei der Stimmabgabe irgend ein zu erwartender materieller Vorteil sein kann, so müssen wir einsehen, daß nur die Androhung eingreifender Uebel und das Inaussichtstellen lebhafter Freuden den Lebenswandel des Betreffenden in erheblichem Maße zu beeinflussen vermag.

Ferner muß in Betracht gezogen werden, daß der wirkliche Glaube beständig von den nominellen Glaubensformen abweicht, und daß er sich den neuen sozialen und individuellen Anforderungen jeweilen anpaßt, — eine Tatsache, die immer deutlicher zutage tritt. Welcher Gegensatz zwischen dem mittelalterlichen Christentum und dem heutigen Christentum protestantischer Länder oder: zwischen dem Glauben an einen Teufel, der die Bösen quält — ein Glaube, der in unserem Jahrhundert noch vielfach vertreten ward — und der nunmehr zum Durchbruch gelangten Leugnung eines Teufels sowie einer ewigen Vergeltung! Halten wir diesen verschiedenen Auffassungen noch die vor kurzem geäußerte Meinung eines Römischkatholischen entgegen, der die Möglichkeit einer Glückseligkeit in der Hölle annimmt, so sind dies genügende Beweise für den Abstand des theoretischen Glaubens vom praktischen, wenngleich sie nominell ein und dieselbe Glaubensform darstellen. Wenn wir weiterhin beobachten, wie bei der

modernen Predigt kirchliche Dogmen zugunsten ethischer Grundsätze in den Hintergrund treten, so ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß wir angesichts der allgemeinen Anerkennung eines unlösbaren Mysteriums Fragen religiöser Regelung in das Gebiet der ethischen Kultur verweisen werden.

Ich sehe demgemäß die verschiedenen Glaubensformen, gegen welche ich früher eine ausgesprochene Abneigung empfand, mit größerer Ruhe an. Da ich der Ansicht bin, daß sie in der Hauptsache eine natürliche Anpassung an Zeit und Volk bedeuten, scheint es mir auch zweckmäßig, daß sie jeweilen solange in Kraft bleiben, als es die Bedingungen zulassen. Ich vertrete ferner den Standpunkt, daß jeder plötzliche Umsturz religiöser ebenso wie politischer Institutionen unausweichlich Reaktionen im Gefolge hat.

Frägt man mich nun, wieso ich, ungeachtet dieser Ueberzeugung, fortfahre, Anschauungen zu vertreten, die im Widerspruch zu den geläufigen stehen, so lautet meine Antwort, wie schon anderswo bemerkt: Es bleibt jedermann anheimgestellt, dasjenige zum Ausdruck zu bringen, was er als Wahrheit erkannt hat. Jeder steuere sein Körnchen Erkenntnis bei und überlasse es den verschiedenen zusammenwirkenden Faktoren, ihre Resultate zu zeitigen.

Ein wesentliches Motiv, wenn nicht der Hauptgrund für meine veränderte Stellungnahme zu den Glaubensformen und den ihnen als Stütze dienenden Institutionen war die mehr und mehr sich festigende Ueberzeugung, daß derjenige Vorstellungskreis, der durch den religiösen Glauben ausgefüllt wird, kein Vacuum verträgt, daß das Problem des eigenen Ich und der Umwelt nie aufhören, sondern stets von neuem auftauchen wird. Gibt es auch keine endgültige Lösung dieser Fragen, so wird deren Stelle doch immer von einer gewissen — das Bewußtsein jeweilen befriedigenden — Antwort ausgefüllt sein.

Allerdings finden wir sowohl bei unzivilisierten Völkern als auch bei Kulturvölkern vielfach ein unreflektiertes Verhalten, indem sie allem, was über materielle Interessen und ein oberflächliches Begreifen der Dinge hinausgeht, gleichgültig gegenüberstehen. Es gibt Millionen von Men-

ſchen, die täglich den Sonnenaufgang und -untergang ſehen, ohne ſich auch nur jemals gefragt zu haben, was die Sonne eigentlich ſei. Da ſind akademiſch gebildete Männer, die ſich mit philoſophiſchen Problemen befaſſen, und denen die Erforſchung von Urſprung und Beſchaffenheit der Lebeweſen unwichtig erſcheint. Ja, ſogar unter Naturforſchern gibt es ſolche, welche ſich mit der Unterſuchung der Nebelſpektren und der Berechnung von Maſſe und Bewegung der Doppelſterne abgeben, denen es indes nie einfällt, die unermeßlichen umfaſſenden Tatſachen, auf welche dieſe letzten Endes zurückgehen, anders als unter phyſikaliſchen Geſichtspunkten zu betrachten. Unter Kulturmenſchen ſowohl als unter Unkultivierten gibt es jedoch Ausnahmen. Wenigſtens gibt es ſolche, die entweder ihre Unwiſſenheit mit ſtereotypen Antworten decken oder ſich der ungeheuren Bedeutung der unbeantworteten Probleme bewußt bleiben. Diejenigen, die viel wiſſen, empfinden immerhin ſtärker als die Unwiſſenden das Bedürfnis nach Erklärung. Woher jener unbegreifliche, obwohl verſinnbildlichte Prozeß, nach welchem ſich Monade und Menſch gleicherweiſe aus ihrer jeweiligen Struktur herausentwickeln? Was können wir von jenen winzigen, mannigfaltigen, unbeachteten Lebeweſen ausſagen, welche den Meeresboden und ſomit den bei weitem größten Teil der Erdoberfläche bedecken und, trotz ihres ſich in vollkommener Dunkelheit abſpielenden Entſtehens und Vergehens, Hunderte von Varietäten einer einzigen Gattung darſtellen? Oder wenn wir an die Myriaden von Jahren denken, da auf Erden kleine und große Weſen niederer Art entſtanden und vergingen, die zerſtörten und wieder zerſtört wurden, die ſich allmählich fortentwickelten, — wie können wir dann die Frage beantworten: Wozu? Wenn wir uns umfaſſenderen Problemen zuwenden, wie der Deutung der toten Starrheit der größeren Himmelskörper — der immenſen Planeten und der Sonne, im Vergleich zu denen die bewohnbaren Planeten nichtig erſcheinen; wenn wir von jenen verhältnismäßig nahegelegenen Himmelskörpern zu den dreißig Millionen entfernten Sonnen und Sonnenſyſtemen übergehen, — wo werden wir eine Urſache dieſes ſcheinbar unbewußten

Bestehens finden, dieser Unendlichkeit, — wenn wir das uns bekannte Sein dagegenhalten, das uns doch schon als umfassendes Universum erscheint? Und hinter all diesen Mysterien liegt das allumfassende mysterium magnum: woher diese durchgehende Umwandlung, welche sich unaufhörlich während einer vergangenen Ewigkeit vollzog und sich weiter in alle Ewigkeit vollziehen wird? Da taucht der alles Weiterdenken paralysierende Gedanke auf: Wenn wir alles dies nicht begreifen sollen, wenn es überhaupt kein Begreifen gibt — was dann? Kein Wunder, daß der Mensch seine Zuflucht zum autoritativen Dogma nimmt!

Ebenso verhält es sich mit unserem Ichbewußtsein. Ebensowenig läßt sich dieses komplexe Bewußtsein erforschen, welches sich allmählich aus der Leere des kindlichen Begreifens herausentwickelte, jenes Bewußtsein, das sich bei jedem Lebewesen in verschiedener Gestalt äußert, das während der Entwickelung jeglichen Geschöpfes sich aus anscheinend unbewußter Materie bildet, sodaß der Gedanke naheliegt, daß das Bewußtsein in rudimentärer Form allgegenwärtig ist.

Endlich taucht noch die unlösbare Frage nach dem menschlichen Schicksal auf. Hier scheint einerseits die Wahrscheinlichkeit groß, daß die Beziehungen von Verstand und Nervensystem solche sind, daß ein Aufhören des einen zugleich die Auflösung des anderen bedeute; andererseits aber ist der Gedanke seltsam und schwer zu erfassen, daß mit dem Tode sowohl das Bewußtsein der Existenz als auch das Bewußtsein, einmal gelebt zu haben, verschwinden soll.

So bin ich dazu gekommen, nunmehr jedwedem religiösen Kredo, welches jene Lücke im menschlichen Bewußtsein ausfüllt, welche die Vernunft vergeblich zu erforschen suchte — umso vergeblicher, je länger sie suchte — meine auf der Einsicht allgemeiner Notwendigkeit beruhende Sympathie entgegenzubringen.

Ich lebe der Ueberzeugung, daß der Widerspruch gegen die religiösen Dogmen daraus erfolgt, daß man die von ihnen dargebotenen Lösungen nicht anzunehmen vermag, wobei der Wunsch nach einer endgültigen Lösung nach wie vor bestehen bleibt.

Anhang.

[Folgender Brief verdankt, wie im 40. Kapitel angedeutet, seine Entstehung der Publikation der Reasons for dissenting from the Philosophy of M. Comte.]

Bloomsbury Square 29, W. C.
21. März 1864.

My dear Lewes,

Besten Dank für Ihre kritischen Bemerkungen, die zum Teil sehr wesentlich für mich waren, zumal sie mich vor Uebergriffen bewahrten, die verhängnisvoll werden konnten. Was Ihre anderen Einwendungen anbetrifft, so will ich nur kurz auf die wichtigsten eingehen. Wenn Sie sich dann der Mühe unterzogen haben werden, meine Gegenargumente und Kommentare zu den von Ihnen geäußerten kritischen Bedenken anzuhören, soll die Angelegenheit zwischen uns endgültig geschlichtet sein.

Ich hatte allerdings unrecht mit der Behauptung, daß Comte die Geisteswissenschaft verwirft; ich hätte sagen sollen, er bekenne sich nicht zur subjektiven Analyse des Geistes. Daß dem so ist, entnehme ich Ihrer eigenen Beweisführung, da Sie Mill in diesem Punkte als seinen Gegner bezeichnen.

Der Satz, den ich der Millschen These von den drei aufeinanderfolgenden Stadien, dem theologischen, metaphysischen und positiven entgegenstelle, ist nach Ihrer Meinung „gar kein Gegenargument". Wenn Comte sagt, die drei Methoden seien „verschiedenartig und widersprechen sich sogar von Grund aus", während ich behaupte, daß die Methode ihrem Wesen nach ein und dieselbe bleibt; wenn Comte ferner drei mögliche definitive Konzeptionen

zuläßt, während ich behaupte, es gebe nur eine einzige, so denke ich doch, der Ausdruck „Gegenargument" sei sehr wohl fundiert.

Ich habe Littré noch nicht gelesen. Harrison erzählte mir, er habe eine Erwiderung gebracht, aber bis jetzt habe ich nur einen flüchtigen Blick in das betreffende Kapitel getan, um zu sehen, ob er mich irgendwo und irgendwie als Anhänger hinstellt. Da dies nicht der Fall ist, halte ich die Bemerkung für begründet. Ich habe indes eine Erklärung niedergeschrieben, in welcher ich Ihre Ausführungen über Vorstellungen und Gefühle zustimmend begrüße.

Sie werfen ein, ich hätte Comtes „Auffassung der Soziologie als besondere Wissenschaft" den ihm eigenen Doktrinen nicht beigezählt. Ich sehe nicht ein, inwiefern dies eine nur ihm gehörige Theorie sein soll. Die Erkenntnis einer Gesellschaftswissenschaft läßt sich, wie Massson zeigt, sicherlich schon bei Vico und später bei Kant nachweisen — wenn auch vielleicht etwas unbestimmt. Comtes spezielles Verdienst ist die Ausarbeitung dieser Konzeption. Sicher werden Sie auch nicht leugnen, daß bei den deutschen Denkern schon Ansätze zu einer Gesellschaftswissenschaft vorhanden sind, wenn sie auch einigermaßen seltsam und unhaltbar sein mögen. Bevor Sie nicht beweisen können, daß vor Comte niemand an einen gesetzmäßigen Verlauf sozialer Phänomene glaubte, können Sie auch nicht behaupten, der Gedanke einer Gesellschaftswissenschaft sei eine nur Comte eigentümliche Auffassung.

Alsdann fragen Sie, weshalb ich die Idee einer auf den Einzelwissenschaften aufgebauten Philosophie nicht zu den ihm eigentümlichen Theorien zähle. Ich kann diesen Gedanken ebensowenig wie den vorher erwähnten als einen rein Comteschen anerkennen. Ich verweise Sie auf Ihre eigene „Geschichte der Philosophie" (S. 348), zum Belege dafür, daß schon Bacon einen Begriff von einer solchen Philosophie hatte, und sein Gedanke ist, soweit er ihn ausführt, ein sehr richtiger. Ich halte dafür, daß sein Hinweis, „solange die Naturphilosophie nicht in einzelne Wissenschaften zerfällt; solange ferner diese Einzelwissenschaften nicht zur Naturphilosophie zurückkehren . . .", daß dieser Hinweis

eine richtigere Auffassung der Beziehungen der Wissenschaften untereinander zeigt, als Comtes ausgearbeitete Hierarchie der Wissenschaften. Bacons Auffassung ist bloß angedeutet, aber wahr, die Comtesche dagegen bestimmt, aber unwahr. Ich sehe wirklich nicht ein, weshalb das Verdienst einer Klassifikation der Wissenschaften zu einem Ganzen Comte allein zugeschrieben werden soll.

Sie protestieren dagegen, daß Comte die Erkenntnis der Ursachen von der positiven Philosophie ausschließen soll. Sollte dem nicht so sein, was bedeutet dann die von ihm geforderte Unterscheidung zwischen der Vollendung der metaphysischen Phase und der der positiven?

In Ihrer ersten Anmerkung behaupten Sie, daß Comte, indem er die Relativität des Wissens hervorhebt, hiemit ein Absolutes postuliert wie ich auch. Ich begreife nicht, wie Sie so etwas sagen können, wenn Sie der Meinung sind, daß er dies bewußt oder zugestandenermaßen tut. Bin ich nicht selber darin weiter gegangen, als Hamilton und Mansel? War ich es nicht, der klarzulegen versuchte, daß das Vorhandensein eines Absoluten notwendigerweise postuliert werden muß, ungeachtet des Umstands, daß sie diese Notwendigkeit nicht zugaben? Und wenn Hamilton und Mansel die Relativität des Wissens zugeben, ohne die Voraussetzung einer Erkenntnis, ist es da unbegründet, zu behaupten, es sei dies bei Comte auch der Fall, wenn man es mit dessen eigenen Worten beweisen kann?

Ihrer ersten Bemerkung sowie vorangegangenen Gesprächen entnehme ich, daß ich nach Ihrem Dafürhalten ein Abhängigkeitsverhältnis Comte gegenüber anerkennen müßte, wie ein unabhängiger Denker sich einem seiner Vorgänger verpflichtet fühlen muß. Ich kann mich keineswegs dazu bekennen, daß ich es ungern zugestehe, Vorgängern etwas zu verdanken: hier handelt es sich um den Vorgänger. Behauptet man, ich hätte niemals das zu schaffen vermocht, wenn von Baer nie geschrieben hätte, so werde ich nicht das Gegenteil behaupten, sondern zugeben, daß dies sehr wahrscheinlich sei. Daß ich einem meiner Vorgänger zu großem

Danke verpflichtet bin, ist indes kein Grund, mich von irgendwelchem anderen Denker abhängig zu erklären, wenn ich mir dieser Abhängigkeit nicht bewußt bin. Sie werden einwenden, daß meine gegnerische Stellungnahme Comte gegenüber möglicherweise kein Abhängigkeitsgefühl aufkommen ließ. Mag sein. Doch lassen Sie mich demgegenüber darauf hinweisen, daß das Verhalten von Comtes Anhängern und insbesondere Ihr eigenes Verhalten als sein Darsteller ein derartiges ist, daß es unausweichlich zu einer allzugroßen Einschätzung seines Einflusses führen muß und infolgedessen ohne zulängliche Beweise auf ein Abhängigkeitsverhältnis schließen läßt.

Sie sagen, Comtes Gedanken haben bei Hunderten Eingang gefunden, die seine Werke niemals zu Gesicht bekamen. Dies ist durchaus richtig. Wenn Sie indes damit sagen wollen, daß ich vor der Niederschrift meiner Social Statics einem solchen Einfluß unterworfen war, muß ich einwenden, daß davon keine Rede sein kann, zumal sich meine Lektüre bis zu jener Zeit auf die Einzelwissenschaften, auf Parteipolitik und leichte Unterhaltungsliteratur beschränkte. Dann und wann tat ich einen Blick in die älteren philosophischen Schriftsteller. Das einzige Werk, aus welchem ich meines Wissens Comtesche Ideen geschöpft haben könnte, ist Mills „Logik", und diese las ich erst mindestens zwei Jahre nach Vollendung der Social Statics — wovon Sie sich übrigens in Ihrer nächsten Umgebung überzeugen können. [Dies bezieht sich auf George Eliot, die mir ein Exemplar der Millschen „Logik" geschenkt hatte.]

Ich glaube, sowohl Sie wie andere Anhänger Comtes sehen vieles für Comtesche Gedankenrichtung an, was in Wirklichkeit nur der allgemeinen wissenschaftlichen Atmosphäre angehört. Derjenige, dessen Bildungsgang ein vorwiegend literarischer war, kann sich schwerlich in den Geisteszustand eines durchaus naturwissenschaftlich Gebildeten hineinversetzen — insbesondere aber nicht in das Verhalten eines solchen, bei dem außer der naturwissenschaftlichen Bildung eine entsprechende Veranlagung vorhanden war, und wo das praktische Wissen dem theoretischen stets zu Hilfe

kam, wie es bei mir der Fall war. Wie wenig Einfluß Comtes Lehren auf das wissenschaftliche Denken in England ausgeübt haben, wird Ihnen beigelegte Notiz beweisen, die ich dem Anhang nicht anfügte, um den zwecklosen Schein des Feindseligen zu vermeiden.

Und nun möchte ich auf Ihre beiden wesentlichen Punkte eingehen, zunächst aber auf die Frage der Soziologie. Sie fragen: Hat nicht Comte den Versuch einer auf positiver Methode aufgebauten Soziologie gemacht, und ist es nicht eben das, was Sie anstreben? Wenn Sie sagen, ich will etwas Aehnliches, so ist dies richtig. Behaupten Sie, Comte gebühre die Priorität, so ist dies ebenfalls wahr. Wenn Sie aber sagen, ich verdanke ihm meine Theorie, so kann ich dies nicht hinnehmen. Wenn Sie glauben, ich war vor der Niederschrift meiner Social Statics mit Comteschen Ideen vertraut, so können Sie höchstens annehmen, ich habe den Begriff des sozialen Organismus von ihm übernommen (da dies der einzige übereinstimmende Punkt zwischen uns ist). Wenn Sie jedoch nicht dieser Ansicht sind, so weiß ich wirklich nicht, worauf Sie Ihre Forderung, ich sollte Comte zu Dank verpflichtet sein, gründen. Meine heutige Auffassung von einer Gesellschaftswissenschaft weicht von der in den Social Statics niedergelegten nur insoweit ab, als sie inzwischen zu größerer Entwickelung gelangt ist. Ich erkläre mich außer einigen ethischen Fragen untergeordneter Natur mit allem, was ich in den Social Statics vertreten habe, heute noch einverstanden; die später entstandenen politischen Abhandlungen zeigen eine Weiterentwickelung durch Hinzufügung von Konzeptionen, welche, wie Sie aus der Ihnen eingesandten Zusammenfassung ersehen können, weder mit den Comteschen verwandt sind, noch viel weniger von ihnen eingegeben sein können. Ich bleibe dabei, daß bei den Social Statics angefangen, und die weiteren Entwickelungsstufen überblickend, bis zu der umfassenderen Generalisation sozialer Phänomene, wie sie in der Abhandlung „Fortschritt" zutage tritt, eine geradlinige Entwickelung vorhanden ist, die unmöglich von Comte herrühren kann. Wohl aber läßt sich die Entwickelung meiner Theorie auf die Erweiterung des von Baerschen

Prinzips sowie auf die Rationalisierung dieses Prinzips zurückführen, wie ich sie seither unternommen habe.

Dieser Passus legt zusammen mit noch anderen (vorangegangenen und nachfolgenden), darunter einem aus den Reasons for dissenting from the Philosophy of M. Comte, Zeugnis davon ab, daß mir im Jahre 1864 einige bereits im Jahre 1850 ausgeführten Gedanken nicht mehr gegenwärtig waren. Denn wenn ich auf S. 451 ff. der Social Statics behauptete, der soziale Organismus komme dem individuellen darin gleich, daß sie beide den Fortschritt von einem niederen zu einem höheren Typus darstellen, indem sie von der einförmigen Struktur zu einer vielförmigen übergehen, so liegt darin die stillschweigende Erkenntnis jenes Gesetzes enthalten, wie es von Baer für den Organismus überhaupt formulierte, des Fortschritts nämlich von der Homogeneität zur Heterogeneität.

Den zweiten wesentlichen Punkt berührt Ihre Frage: War nicht Comte derjenige, welcher zuerst eine Philosophie aus den einzelnen Wissenschaften aufbaute, und streben Sie nicht genau dasselbe an? Hier scheint mir der Hauptdifferenzpunkt zwischen uns zu liegen. Ich muß darauf hinweisen, daß Sie hier zwei durchaus verschiedene Dinge durcheinanderwürfeln, indem Sie für Systeme, welche nicht nur ihrer Art und Ordnung nach verschieden sind, sondern überhaupt zu ganz verschiedenen Klassen gehören, denselben Ursprung fordern. Was bezweckt Comte? Eine zusammenhängende Darstellung des Fortschritts der menschlichen Begriffe zu geben. Was strebe ich an? Eine zusammenhängende Darstellung des Fortschritts der äußeren Welt. Comte will das Notwendige und das Wirkliche als Ausfluß von Ideen beschreiben. Ich beabsichtige dagegen, das Notwendige und das Wirkliche als Ausfluß der Dinge darzustellen. Comte will den Ursprung unserer Naturerkenntnis deuten. Meine Absicht geht vielmehr dahin, den Ursprung der zur Natur gehörigen Phänomene zu erklären. Dort wird etwas Subjektives, hier etwas Objektives behandelt. Wie sollte da das Eine der Urheber des Anderen sein? Wenn ich

mir die in dem „Ursprung der Wissenschaften" kurzgefaßten Anschauungen vorgenommen und sie zu einem System ausgearbeitet, wenn ich die Entwickelung und Koordination der menschlichen Erkenntnis zwecks Stellungnahme zu der Comteschen Theorie dargestellt hätte — dann hätten Sie richtig behaupten können, daß meine Theorie von der seinigen eingegeben wurde. Alsdann konnten Sie mit Recht fragen: War nicht Comte derjenige, welcher zuerst eine Philosophie aus den einzelnen Wissenschaften aufbaute, und streben Sie nicht gerade dasselbe an? Eine Philosophie der Wissenschaften hat etwas durchaus Abstraktes zum Gegenstand. Eine Philosophie der Natur dagegen behandelt etwas rein Konkretes, und wie das eine aus dem anderen hervorgegangen sein soll, will mir nicht recht einleuchten. Ein Konkretes kann ein Abstraktes erzeugen, aber niemals umgekehrt. Comtes System ist zugestandenermaßen ein Organon der Wissenschaften. Das System, woran ich arbeite, wurde von Martineau mit Cosmogonie bezeichnet. Beim Erzeugen von Gedanken nun sollte ein Organon wiederum ein Organon, eine Cosmogonie eine andere hervorbringen. Wenn Sie bei mir nach Vorläufern Ausschau halten und dabei auf die Hegelsche und Okensche Cosmogonie verweisen — als Konzeptionen, die mich beeinflußt haben mögen, so werde ich mich nicht dagegen verwahren. Ich kannte Hegels und Okens Cosmogonien ihren allgemeinen Zügen nach, und mögen Sie auch noch so verschieden von meinem eigenen System sein, so gehören sie doch immerhin zu derselben Klasse und mögen mit großer Wahrscheinlichkeit als veranlassende Momente mitgewirkt haben.* Weshalb Sie sich indes, im Bestreben, etwas meiner Cosmogonie Verwandtes ausfindig zu machen, auf ein Organon der Wissenschaften versteifen, bin ich nicht zu begreifen imstande.

* Sechzehn Jahre, nachdem dieser Brief geschrieben wurde, wies Mr. Carrau auf die Analogie des Themas meiner Synthetischen Philosophie mit dem Hegelschen System hin. Er äußerte sich in einem am 1. April 1880 in der Revue des deux Mondes erschienenen Artikel wie folgt: C'est l'Encyclopédie de Hegel refaite au point de vue de la Méthode expérimentale.

Nachdem ich solchergestalt dasjenige hervorgehoben habe, was ich in bezug auf Art und Zweck für das wesentlich Verschiedene zwischen meinem und Comtes System erachte (denn Ihrer Frage nach halten Sie Wesen und Zweck bei uns beiden für gleichartig), möchte ich einen Schritt weiter gehen. Indem Sie diesen Gesichtspunkt ins Auge fassen, sehen Sie sich meine Abhandlung über den „Fortschritt" an. Alsdann fragen Sie sich, ob darin irgendwelche Comtesche Inspiration zu finden ist, ob Sie darin etwas anderes als die Erweiterung der von Baerschen Formel zu erblicken vermögen, etwas anderes als das Bestreben, dasselbe Prinzip auf deduktivem Wege zu interpretieren. Ich denke, Sie müssen mir mit Nein antworten. Zweitens fragen Sie sich, ob in jener Abhandlung nicht die Rudimente des in den „Grundlagen" entwickelten Systems vorhanden sind. Sie werden nicht anders können, als dies zugeben. Drittens geben Sie sich einmal Rechenschaft darüber, ob es meiner Natur gar so fern liegt, Gedanken weiterzuentwickeln, — daß Sie nicht glauben können, das eine meiner Werke könne aus dem anderen hervorgegangen sein. In der Abhandlung über „Fortschritt" sind die Ansätze zu einer Cosmogonie vorhanden. Die „Grundlagen" stellen eine entwickeltere Cosmogonie dar. Ist es nun unbegreiflich, daß sich im Laufe der Jahre aus jener Abhandlung diese Cosmogonie herausgebildet haben soll?

Im Moment, während ich dies schreibe, fällt mir ein weiterer Umstand ein, der mich in der Richtigkeit meiner ablehnenden Haltung noch bestärkt. Mag dieser Umstand auch für Andere keinen schlüssigen Beweis erbringen, so ist er doch jedenfalls für mich durchaus bestimmend. Sie werden sich erinnern, daß ich mich Ende 1858 oder Anfang 1859 um eine Stellung bemühte, die mir zu Mitteln und Muße zu derjenigen Tätigkeit verhelfen sollte, die ich nunmehr ausübe. Ich erinnere mich deutlich, damals Grote gegenüber, welcher sich einigermaßen für meine Sache interessierte, erklärt zu haben, daß ich die in meiner Abhandlung über den „Fortschritt" niedergelegten Gedanken auszuarbeiten beabsichtigte, da sie sich inzwischen umfassender gestaltet hätten. Und wenn Mill

seine Briefe aufbewahrt, müßte ich mich sehr irren, wenn sich nicht durch unsere Korrespondenz erweisen ließe, daß ich ihm meine Absichten im gleichen Sinne darstellte. *

Mögen Sie nun über mein Verhältnis zu Comte künftig ebenso denken wie bisher: daß meiner beharrlichen Weigerung genügende und bestimmende Beweise (wenigstens für mich selbst) zugrunde liegen, werden Sie jedenfalls einsehen. Und solange es nicht loyal ist, jemandem eine Dankesschuld abzutragen, wenn man sich zu gar keinem Dank ihm gegenüber verpflichtet fühlt, ist meine ablehnende Haltung nicht nur gerechtfertigt — sie ist geradezu Pflicht.

Kurz, mein Standpunkt ist folgender: — Bevor man mir nicht beweisen kann, daß meine heutige Auffassung von einer Gesellschaftswissenschaft von der in den Social Statics niedergelegten mehr abweicht als es durch die natürliche Entwickelung einer Idee bedingt ist, solange sich ferner nicht beweisen läßt, daß eine Cosmogonie nicht auf geradem Wege aus vorangegangenen Cosmogonien entsprungen sein kann, sondern der direkte Ausfluß eines Organons der Wissenschaften sein müsse, — solange endlich nicht zu beweisen ist, daß die Abhandlung über „Fortschritt" nicht jene Rudimente enthält, aus welchen sich alsdann die „Grundlagen" naturgemäß herausentwickelten, — bis man mir nicht nachweisen kann, daß ich irgendwelche allgemeine Anschauung von Comte übernommen habe oder durch seine Lehre von einer ehemals vertretenen Ansicht abgekommen bin: solange werde ich fortfahren, zu behaupten, daß ich von ihm unbeeinflußt bin, einige geringfügige Fragen ausgenommen, die ich zugestandenermaßen von ihm übernehme; gewiß anerkenne ich jenen Einfluß, wie er durch beharrlichen Antagonismus entsteht.

Bis mir also keine anderen Beweise erbracht werden, werde ich jede Gegenbehauptung für unbegründet erachten.

Ihr aufrichtig ergebener

Herbert Spencer.

---

* Glücklicherweise hatte er meinen Brief aufgehoben. Er sandte ihn mir wieder zurück, und ich habe ihn im 34. Kapitel wiedergegeben.

Namensverzeichnis.

Airy, Sir G. B. II 16.
Amberley (Lord und Lady) II 73.
Appleton C. E. I 56 f. 142. 153. 163.
Arnott, Dr. I 42. II 3. 280.
Auſten, Charles II 28.

Baer, v. I 242. 260. II 4.
Bagehot, Walter I 232.
Bain II 73. 75. 83. 185.
Baker, Sir Benjamin I 200.
Baldwin II 251.
Ballière II 156. 182. 205.
Barton I 209.
Baxter (Saint's Reſt) I 7.
Beauvoir, Sir John de II 54.
Berlioz II 224.
Biber, Dr. I 6.
Biſhopp, G. D. I 70. 83. 145. 185.
Blanc, Louis I 297. 320.
Bodichon (Miß Leigh Smith) I 206.
Bray I 279. II 48.
Bray, Mrs. II 259.
Brettell I 2. ff.
Brettell, Eliſabeth I 2.
Brettell, Jeremiah I 3.
Brettell, Joan I 2.
Brettell, John I 2.
Bright I 177.
Brindley I 200.
Brockhaus II 136.
Brotherton I 177.
Brougham, Lord I 271.
Bryant, Edwin W. II 158.
Buckle I 339. II 2. 12. 13. 54.
Bunſen II 16.
Burdeau II 181.
Burdett-Coutts Lady I 279.
Burdett, Francis I 278.
Burgeß, J. B. II 137.
Burke I 125.
Burr II 163.
Buſk II 44. 70. 121. 137.
Buxton, Charles I 333.

Caird II 152.
Cairns II 72.
Campbell, Lord I 249.
Campbell II 72.
Carlyle I 119. 128 f. 159. 172. 184. 234. 237 ff. II 147.
Carnegie, Andrew I 228. 347 f. II 247 f.
Carpenter II 19. 28.
Caylay II 153.
Cazelles, Dr. II 130. 182.
Chapman I 206 f. 215 f. 218. 233 f. 241 f. 244. 248 f. 256. 271. 318. 325. II 23 f.

Cheops (Chufu) II 201.
Cheſſon II 229.
Childs (G. W.) II 251.
Clifford II 71.
Clough, Arthur Hugh II 41.
Cobden I 177.
Coleridge I 209.
Collier II 154. 17. 207.
Colville II 76.
Comte, Auguſte I 218 f. 253. 288 f. 290. 299. 325. II 67 f. 303. *)
Coningham I 239.
Cook II 251.
Cooper I 300. 318.
Cripp (geb. Polter) II 288.
Croß I 249.
Croß, John II 30. 218.
Croß, Miß II 30.
Cumming, Dr. I 278.

Dante I 144.
Danton II 18.
Darwin, Dr. I 20. Charles II 20 f. 33. 55. 58 ff. 72. 127. 137.
Darwin, Erasmus II 54. 93.
Davies, Llewelyn II 229.
Deacon, A. O. I 302. II. 30.
Dickens I 248. II 157.
Diderot II 284.
Dillwyn II 229.
Dunn, Dr. R. I 293.
Duncan, Dr. David II 106. 118. 124. 207.
Dymond, Jonathan I 180.

E., A. B. I 83. 92. 95. 109. 120. 155.
Ediſon I 200.
Edmunds II 212.
Egerton, Admiral II 178.
Eliot, C. W. II 163.
Eliot (Miß Evans) I 227. 249 ff. 260. 288. 324.
Eliot, George (geb. Evans) II 26. 30. 34. 44. 120 f. 173. 186 f. 216 ff. 259. 286.
Eliotſon, Dr. I 116.
Elwin II 13.
Emerſon I 129. 149. 152. 184. 207. 277. II 254 f.
Ericſſon I 199.
Euclid I 42 f. 45. 48.
Evans II 76.
Evarts II 256.

Ferrier I 132.
Fiske II 254.
Fletcher (Briefe) I 7.
Flint, Prof. II 234.
Forbes, Prof. I 298.
Forſter II 157.
Fox, Charles I 20. 43. 54 f. 57. 60 f. 159. 161.
Forſyth II 172.
Frankland II 70.
Fraſer, Prof. I 319. 335. II 27. 43.
Fremantle (Canonikus) II 229.
Froude I 206.
Fuller I 188.

Gall I 93. 132.
Galton II 72.
Garfield II 248.
Garrett, J. W. II 250 f.
Gaskell, Mrs. I 209.
George, Henry II 223. 296 f.
Gibbon I 31.
Gladſtone I 100. II 150 f.
Goethe, J. W. I 159.
Goldwin, Prof. II 179.
Graham, Prof. II 146.
Gray, Prof. Aſa II 254.
Greg, W. R. I 223. 234. 333.
Grote II 12. 27. 73. 93 f. 97.
Grove, Sir William II 6. 131.
Guthrie, Malcolm II. 213.

Hamilton, Sir W. I 319.
Hamilton, Dr. II 277.

*) S. auch Anhang.

Harris, George I 56.
Harrison II 193. 220.
Hayden I 155.
Hayward II 172.
Hegel I 290. II 140.
Hegeler (Matthieson und Hegeler) II 225 f.
Heldenmaier, Dr. I 192.
Helmholtz II 71.
Hennell, Miß I 260. II 259.
Henzey, Hennezel I 2.
Henzey, Josua I 2.
Henzey, Mary I 2.
Helps, Arthur I 240.
Helst, van der II 232.
Herschel, Sir John II 16.
Heyworth, Lawrence I 109. 130. 141 f. 158. 171. 186. 191.
Hickson I 233.
Higgins II 54.
Hill II 201.
Hirst, Dr. II 70. 132. 153.
Hobhouse, Sir Arthur II 229.
Häckel II 136.
Hodgson, Shadworth II 152.
Hodgskin I 209. 218.
Holland, Sir Henry I 333. II 13. 27.
Holländer, Bernhard I 132.
Holme, George II 119.
Holme, Robert II 148.
Holmes, John I 1. 4.
Holmes, Dr. O. W. II 254 f.
Holt, Familie II 185. 238.
Homer I 143.
Hooker, Dr. II 20. 27. 60. 78. 75. 209.
Hope, H. T. (Anastasius) I 75.
Howitt, Mr und Mrs I 171.
Hughes, Ingenieur I 62. 139. 152.
Hughes, Thomas II 29. 72. 193.
Hugo, Francois Victor I 320.
Hugo, Victor I 320.
Humboldt I 172.
Hunt, Leigh I 260.
Huth, Alfred II 54.
Huth, Henry II 54.
Huth, Familie II 131.
Hutton, Richard II 123.
Hutton, R. H. I 305. 332.
Huxley I 256. 270. 312. 318. 325. 328. 333.
Huxley, Mrs I 318.
Huxley, Prof. II 1. 19. 27. 35. 60. 70. 72. 75. 93. 121 f. 132 f. 144. 163. 179. 237.

Jackson I 62 ff. 83. 95. 110 f. 120. 162. 187. 190. 195. 232.
Iles II 243.
Jones, Prof. T. Rymer I 44.

Kant I 135. 277.
Keats I 171 f. 269.
King II 153. 163.
Kingsley I 261.
Kirchhoff II 16.
Kirkman (Reverant) II 213.
Knowles, Herbert I 19. II 123. 144.
Kugler II 112 f.

Lamarck I 82.
Lankester, E. Ray. II 125.
Latham, Dr. II 20.
Laugel, Auguste II 66 f. 71.
Leidy II 251.
Leslie, Cliffe Prof. II 73. 213.
Levi, Leone Prof. II 229.
Lewes, G. H. I 207. 235 f. 238. 248. 266. 288. 305. 318. 324. 334. II 22 f. 34. 44. 68. 73. 75. 97. 120 f. 173.*)
Lewes, Mrs. II 120 f. 173. 178. 186 f. 218.
Lewis, C. C. I 299. II 27.
Lingard I 188.
Linton, Elisa (Mrs Lynn) I 206.
Litchfield II 138.
Littré I 296.
Loch I 145 f. 208. 210. 232.
Locke I 135.

*) S. auch Anhang.

Lott I 89. 91 f. 104. 113. 142. 146 ff. 152. 172. 191. 201. 204. 209. 227. 249. 275. 312.
Lott, Edw. II 47. 49. 59. 120. 125. 165. 172. 180. 188 f. 216. 224. 236. 238 f. 243. 247.
Lowe II 71. 172.
Lubbock II 44. 70. 72. 121 f. 172.
Ludlow II 72.
Luther, Martin II 113.
Lyell I 82. II 29.

Mc. Lennan, J. F. II 43.
Macmillan II 31. 33.
Maine, Henry II 223.
Manning, Kardinal II 122.
Manſell II 152.
Marion II 191.
Marſh, Prof. II 253.
Martineau, Rev. Dr. James II 123. 144 f. 152 f. 271.
Martineau, Miß I 45. 288. 325.
Maſon I 184. 205 f. 266.
Maſpero II 191.
Maſſon, Prof. II 31. 71. 75. 106.
Mather I 29. 52.
Meyerbeer I 204.
Miall I 100. 104. 107. 114. 125.
Michelangelo, v. II 113.
Mill, J. St. I 135. 233. 239. 248. 266. 271. 333. II 12. 16. 18. 27. 51 ff. 72 ff. 76. 83. 85 f. 92. 97 f. 121. 123. 146 f.
Miller, Hugh II 29.
Milne, Edwards I 235.
Milne-Edwards, Henry II 100.
Minturn, Robert B. (Grimmel, Minturn u. Co.) II 91.
Moleswortb, Sir W. I 233. 271.
Monkton, Milnes II 13.
Moorſome I 63. 67 ff. 71. 76 ff. 80. 83.
Morell, Dr. J. D. I 305. II 28.
Morley I 230. II 183. 193.
Müller, Max I 314.
Murchiſon II 29.
Murray, Prof. I 65.

Napoléon, Louis I 100.
Newman, Francis W. I 206.
Nicholſon (Cyclograph) I 65.

Ochardſon I 123.
Oken I 290.
Osborne, Oberſt II 229.
Owen, Prof. I 230. 248. 300. II 18. 22. 29. 281.
Oxenford, John I 206.

Paley I 146.
Paulhan II 181.
Peppé I 217.
Pigott I 318. 320.
Pitman I 105.
Plato II 284.
Pollock II 72.
Potter I 142. 157. 171. 177. 183. 185. 191. 275. 315 ff. 324.
Potter, Familie II 41. 125. 148. 172. 232 f.
Potter, Miß Beatrice II 259. 286.
Poulteney, Bigelow I 200.
Powell II 248.
Prichard, W. B. I 125. 162. 164. 169 f.
Proctor II 16.
Pyne, J. B. I 121.

Radcliffe, Mrs I 26. 81.
Raffael I 209. II 113. 131.
Ranſom, Dr. W. H. I 313. 326. 328. II 107.
Rathebone II 193.
Rembrandt II 233.
Renan, Erneſt II 77.
Rendu, Biſchoff I 271.
Reni, Guido II 114.

Rennie I 200.
Ribot II 191.
Ritchie, Mrs II 131.
Roberts II 251.
Roebuck II 27.
Rolleston, George I 295.
Rolleston, Dr. II 121.
Rollin I 31.
Rosse, Lord II 15.
Rubens II 48.
Rumball I 94 f.
Ruskin I 209 f.
Ruskin, John II 202.

Sachs II 80.
Sand, Georges I 240.
Sayce, Prof. II 199 f.
Schelling I 209.
Scheppig, Dr. Rich. II 156 f. 207 f.
Schliemann, Dr. II 172.
Scott II 26.
Sellar, Prof. II 30.
Shakespeare I 320.
Shelley I 142 f. 172 f.
Sidgwick, Prof. H. II 152. 215.
Silsbee of Salem, E. A. II 36. 48. 55.
Slack I 233.
Smalley II 236.
Smeaton I 200.
Smith, Adam I 118.
Smith u. Elder I 299.
Smith, Octavius I 235. 319. 323. 333. II 41. 76. 131.
Smith, Valentin II 180.
Smith, William I 234.
Smithson II 248.
Soar, Elisabeth I 3.
Soutchitzici (?) II 170.
Spencer, Familie I 4. 10. 99. II 164.
Spencer, Anna II 212 f.
Spencer, Katharina I 6 f.
Spencer, Harriet I 15 ff. II 94 f. 269.
Spencer, Henry I 8.
Spencer, John I 8 f.
Spencer, Mary Anna I 7.
Spencer, Thomas I 8 f. 97. 108. 190. 192 f. 204. 217. 265 f. II 23. 294.
Spencer, W. A. I 8.
Spencer, William George I 11 f. 30. 90. 127. 179 f. II 41. 84. 89 ff. 269 ff. 294.
Spottiswoode II 70. 163. 215.
Spurzheim I 93 f.
Stanley II 123.
Stephen, J. F. II 123.
Stephen, Leslie II 131.
Stephenson I 56.
Stephenson, George I 200.
Strahan II 143.
Strauß, David Fr. I 146. 227. II 276.
Stuart, Glennie II 200.
Sturge, Joseph I 122. 135.
Swanwick, Miß Anna I 206.
Swanwick, Mrs I 218. 319.
Sylvester, Prof. II 153.

Tait, Prof. II 213.
Taylor I 1. 4.
Tedder II 174.
Telford I 200.
Tennisson I 143.
Tennisson II 123.
Thackeray I 297. 202. II 55.
Thackeray (s. Mrs Ritchie) II 131.
Thieblin, Nicholas II 98.
Trelawney, Sir John II 12. 28.
Trevanion, Mrs I 278.
Tulloch, Dr. II 133.
Turner I 121 ff.
Tyndall I 269 f. II 27. 70. 72. 75. 121. 127. 132. 145. 153. 163. 165. 237.

Vetter, Dr. II 136.
Venables, G. S. I 54.

Wagner II 173 f.
Wallace II 20. 33. 93.
Walton u. Maberley I 299 f.
Ward, F. O. I 261.

Washington II 249.
Watt I 200.
Wesley, John I 2. 7.
Whewell, Dr. I 266.
Wigham I 271.
Wilson, James I 133. 135. 138 f.
Wilson, James I 193 f. 196 ff. 203. 207. 229. 266.
Woodfall I 216. 299.
Youmans, Prof. Edw. L. II 36 f. 47 f. 55. 57. 75. 78. 89. 91 f. 93 f. 97. 100. 108. 121. 124. 130 f. 142 ff. 148. 154 ff. 157 f. 165 f. 168 f. 188 f. 205. 208 f. 212. 217. 224. 236. 240 f. 247. 249. 252. 257.
Young I 271.

192
S7452F
v.2

692945